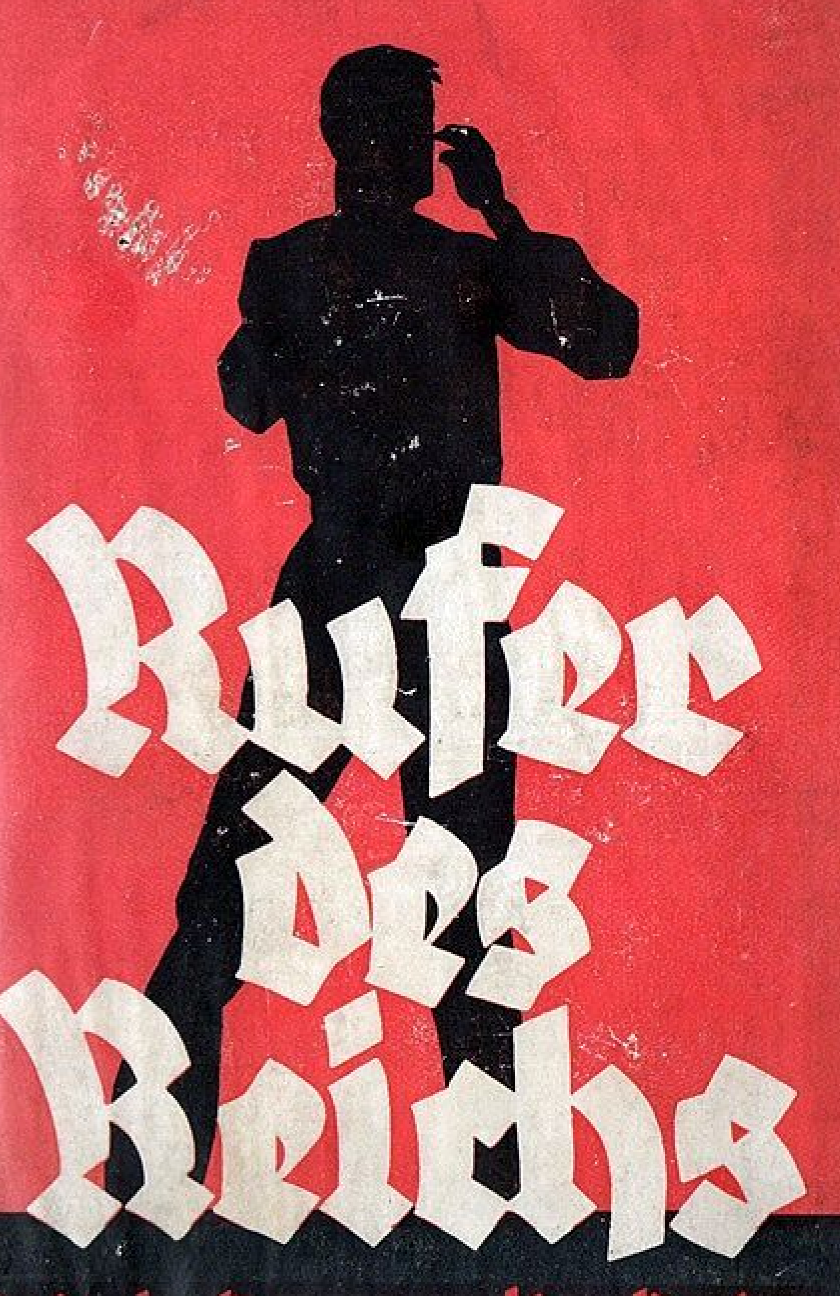
Uwe Lars Nobbe



Ludwig Voggenreiter Verlag

Uwe Lars Nobbe

Rufer des Reichs

Eine Geschichte deutschen Schicksals

1918—1923



Ludwig Voggenreiter Verlag

Potsdam

Einbandentwurf und Schutzumschlag:
Akad. Maler Fleischhacker

Satz und Druck der Offizin Haag-Drugulin AG.
in Leipzig

„Deutschland muß leben,
Und wenn wir alle sterben müssen"

Denen schrieb ich dies Buch, die
für ein freies Deutschland
kämpften und starben —

Und denen geb ich's zu eigen,
die zu gleichem bereit sind!

Uwe Lars Nobbe

Detachement Brandt

Weit ist die russische Landschaft, weit ihre schwere Fruchterde, die keines Dunges bedarf und dennoch die Scheunen mit Überfluß füllt. Weit sind ihre Wälder, düster und reglos, und weit ihre Steppen und Sümpfe, über denen der Bussard kreist und die Störche sich schwingen in mächtigen, weit ausholenden Runden. Und die Sonne steht über der Landschaft, und die Sonnenblumen strecken ihr ihre Blüten entgegen an riesigen, baumstarken Stielen, in denen der Wind summt, wenn der Tag sich aufmacht zum Gange und wenn der Abend in den Mohnfeldern verblutet.

Endlos ist die russische Landschaft, wenn der Schnee ihre Wellen zur Fläche bannt, die Wälder zu schmalen, dunklen Streifen zwingt, die Hütten verschluckt und die Gehöfte und Dörfer, die langhin sich strecken, träge und einsam an breiten, tiefgefurchten und morastigen Straßen. Dann ist es, als wäre kein Leben mehr im Lande. Matt schimmern die goldenen Doppelkreuze von den Zwiebeltürmen der Kirchen, und über den Häusern lastet die Schwermut des niedrigen, bleigrauen Schneehimmels, der keinen Anfang hat und kein Ende in der trostlosen, nebelverhüllten Ferne.

In dieser Landschaft reitet seit Wochen das Grenzschutz-Detachement Brandt: Ein Leutnant und zweiundvierzig Reiter. Ihr Blick ist nach Norden gerichtet; über endlose Flächen spähen sie, über niedrige Pflöcke, die Stacheldraht wirr miteinander verbindet.

Endlos ist dieses Drahtverhau, das die Ukraine vom kommunistischen Rußland trennt. Endlos ist der Blick über die dunkelstarrenden Pfähle mit den hohen Schneehauben. Nur dann und wann einmal bricht die blendend helle Wintersonne durch die schwere Wolkenschicht, und in klirrend kalten Nächten hängen Mond und Sterne an unsichtbaren Fäden aus tiefem Blau herab, so nahe, daß die Reiter sie zu greifen wähnen, ritten sie noch einen Tag und noch eine Nacht . . .

Kurz sind die Tage, und die Nächte nehmen schier kein Ende. Und die Reiter reiten Tage und Nächte über klingendes Eis und durch staubenden Schnee von Ost nach West und von Süden nach Norden. In elenden Hütten rasten sie an knisternden Feuern, in verlassenen, ausgeplünderten Gutshöfen. Leise und heimelig summt der Samowar in die Pausen ihrer Gespräche. Von Deutschland sprechen sie, von Sorgen und Nöten daheim, doch sie sind sicher in sich und stark im Vertrauen.

Die jenseits des Drahtverhaus stören sie wenig; wochenlang zeigt sich dort niemand; und fassen sie diesseits einen, dann ist es ein Bauer, der sich tief vor dem Leutnant verneigt mit gläubig-ergebenem Gruß. Fragen sie ihn, so weiß er nichts; drohen sie ihm, dann wirft er sich hin und beteuert unter Anruf der heiligen Gottesmutter von Kasan, daß er kein Bolschewik sei.

Ab und zu nur schreckt der Posten des Nachts mit „Feuer"-Ruf die Reiter aus ihren Decken. Dann springen sie in die Sättel, jagen durch wirbelnden Schnee, verfolgen Spuren, die irgendwo enden in nebelgrauer Ferne, irgendwo verschwinden unter frischleuchtendem Weiß. Niemand erfährt, wer die Glut warf in Haus und Gehöft; sind die Flammen ver-

löscht, bezeugen nur Trümmer die Tat, und schwerer um ein Geheimnis lastet das lauernde Schweigen ringsum.
Eines Tages aber wird es drüben lebendig: näher kommen, watend im Neuschnee, vermummte Gestalten, schreien und winken mit weißen Fähnchen, grölen und johlen, übersteigen torkelnd die Drähte, tun wichtig und geschäftig unter Rülpsen und Lachen, sind freudig erregt und wollen die Reiter umarmen. Die hören und lachen, jagen dann die Zudringlichen mit flacher Klinge zurück, warten, bis sie den Blikken entschwunden, und reiten endlich lachend weiter: In Deutschland Revolution — haha!

Und es schwinden die Tage. Wieder kommen die Bolschewiki mit weißen Fahnen. Abgesandte des Revolutionären Komitees in Kursk sind es, die mehr Geld haben als die Reiter Heu für ihre Pferde. Funkelnagelneue zaristische Banknoten zeigen sie vor und dann Aufrufe in russischer und deutscher Sprache: Setzt eure Offiziere ab! Wählt Soldatenräte! Vereinigt euch mit uns! Es lebe die Weltrevolution!
„Wenn die nochmals kommen, denn knallen wir ihnen eins auf den Hintern", sagen die Reiter und lachen.
Und wieder gehen die Tage.
„In drei Tagen ist Weihnacht", sagt einer der Reiter, und die anderen nicken stumm. Und sie lauschen in sich hinein und horchen hinaus, wo der Schneesturm wütet, daß Mensch und Tier sich in Atemnot krümmen. Tage währt seine Wut. Frostschauernd sitzen die Reiter eng im Kreise um flackerndes Feuer in bebender, ächzender Hütte. Ihre Gesichter glühen, und ihre Augen sind starr auf die leckenden Flammen gerichtet.

Am Christabend gibt es Alarm. Das letzte Kerzenstümpfchen, sorgsam gehütet für diesen Tag, schlägt ein Mörtelbrocken herab. Der Querschläger surrt durch den Raum und verwundet einen der Reiter am Arm.

In nächster Nähe knattern die Schüsse. Leuchtkugeln blinken durch jagende Schneewände; weiße, rote, grüne und gelbe — deutsche Leuchtkugeln!

„Ja, zum Teufel! Was ist denn da los? Treibt das Nachbardetachement Unfug? Bei diesem Wetter? Das ist doch unmöglich!"

Mit drei Reitern stemmt sich der Leutnant durch Schnee und Sturm, stolpernd, hingeschmissen von seiner Gewalt, mit keuchenden, dem Bersten nahen Lungen. Aber mit einem Male ist nichts zu sehen. Es ist alles vorbei, das Schießen und Leuchten, und nur das Ächzen ist noch da und die rasenden Wände jagen ins Grau . . .

Stumm wachen die Reiter die ganze Nacht, schüren das Feuer und denken der Heimat in quälender Sorge.

„Das ist meine fünfte Weihnacht im Felde", sagt der Unteroffizier Löhr.

„Bei mir auch", brummt Reiter Trews.

„Und bei mir die vierte. Einmal war ich daheim, aber das war ja nichts", meint ein dritter, und die anderen nicken stumm . . .

Am Mittag des vierten Tages rattert ein Auto heran.

„Post!" jubeln die Reiter und drängen hinaus.

Doch da steigt einer aus, den niemand kennt, keiner je gesehen hat. Nagelneu ist seine Uniform, nagelneu die Binde am Arm. Und rot ist die, so rot!

Die Reiter stehen wie erstarrt: Was soll das bedeuten? Was will denn der Junge? Wo bleibt denn die

Post? Verflucht noch einmal, halten uns die da hinten zum Narren?
Der Rote ist zunächst etwas verwirrt. Der hohe, steife Kragen scheint ihm zu eng zu sein. Er dreht den Hals, macht ein albernes Gesicht, reckt das Kinn hoch, räuspert sich, redet endlich.
„Genossen!"
Was, Genossen sagt der? denken die Reiter. Was soll das heißen?
„Genossen", sagt der, „denn Kameraden gibt es nicht mehr unter Freien." Die Reiter grienen.
„Genossen", schreit er, bläht sich hochrot und geifert dann los, wie einer, der sich in Mut reden muß: Von Freiheit und Weltrevolution, vom freien, vom endlich befreiten Deutschland, von den Verbrechen des Kaisers, der Generäle, der Offiziere und Kapitalisten, vom Ende des Krieges, des verlorenen Krieges, und vom Siege der Revolution, die die Waffen zerschmettert und die Völker einander verbrüdert, endlich verbrüdert! An der Westfront umarmen sich Deutsche und Franzosen!
Was? denken die Reiter. Kennt der die Schangels? Die — uns Deutsche umarmen? So ein Quatsch!
Weiter redet der Rote: „Jede Feindseligkeit, jede Kampfhandlung gegen die Bolschewiken hat zu unterbleiben. Die Bolschewiken sind unsere Brüder!"
Die unsere Brüder? Auch die? Wer bist du, Kerl? fragen die Augen der Reiter. Hast du den Vormarsch mitgemacht? Hast du einen von ihnen schon gesehen? Weißt du nichts von den Morden an unseren Kameraden, den Verstümmelungen an ihnen? Bist du besoffen?
Wer bist du, Kerl? bohren die Augen der Reiter.
Wo standest du im Felde, du Etappenschwein, du geschniegeltes? drängen ihre Blicke.

Doch der Soldatenrat sieht sie nicht, will sie nicht sehen, denn das nähme ihm den Mut. Er liest vor, verliest Weisungen des Großen Soldatenrates in Kiew: Absetzung der Offiziere, Bildung von Soldatenräten, Abtransport über Rußland unter Begleitung von Kommissären, die Vorträge über die Ziele der bolschewikischen Weltrevolution halten werden, Waffenabgabe . . .

Wie, ohne Waffen? Vorträge? Der Kerl ist doch besoffen! Er muß einen in der Krone haben, einen ganz gewaltigen sogar, sonst könnte er nicht so albern reden! Was denkt der von uns?!

Die Reiter hören; schauen den Jungen an, erst belustigt, dann stur und gerade, Antwort heischend, Drohung im Blick, bis er verstummt, sich aufbäumt, die Augen am Boden, nochmals zu stammeln beginnt und endlich geht, beinahe flüchtet.

„Etappensau!" sagt einer der Reiter. Da löst sich die Starre in Frage und Antwort. Ruhig spricht der Führer des Detachements. Jedes Wort bannt die Sorgen, jeder Blick. Da klärt sich der Wille: Was der Leutnant befiehlt, das soll gelten!

Das Detachement reitet ins Standquartier nahe der Bahn, die Charkow und Moskau verbindet. Zwei Tage reitet es. Eisschloßen klirren auf den Helmen, schlagen in die Gesichter, vom Sturme gepeitscht, trommeln auf die klammen Fäuste der Reiter.

Endlich halten sie vor dem Gehöft. Kein Licht grüßt aus den Fenstern. Neben dem Tor steht die Feldküche, leer und kalt ist der Stall. In leere Zimmer stapfen die Reiter. Karabiner und Handgranaten liegen umher. Tische und Sessel sind umgestürzt. In einer Kammer steht der Fernsprecher, der Meldeblock liegt daneben. Ein Befehl vom Soldatenrat in Charkow steht darauf, eilig hingekritzelt, und darunter groß und

verschnörkelt: Hurra Friede! Es lebe die Revolution! Auf Wiedersehen in Deutschland!
Das letzte lesen die Reiter immer wieder; aber sie sagen kein Wort, schauen nur auf den Leutnant, der starr und bleich steht. Und lange schweigt und endlich sagt: „Erst mal schlafen!"
Schlafen? staunen die Reiter.
„Ja, schlafen!" sagt der Leutnant bestimmt und dann: „Die Wache nehme ich."
Die Reiter schlafen. Am Tische sitzt Brandt. Träge flackert die Kerze, gräbt tiefe Schatten in das schmale Gesicht, das sich schwer auf die Hand stützt. Unentwegt starren die Augen in die leise knisternde Flamme. Die Reiter schnarchen und reden im Schlaf.
Groß und gewaltig wölbt sich der stahlgraue Himmel, endlos dehnt sich das Land. Kein Stern leuchtet oben, kein Licht schimmert unten. Im Stalle kauen und schnauben die Pferde. Im Hof steht der Leutnant, geht ums Gehöft und tritt wieder ins Haus.
Kurz nach Mitternacht weckt er einen Unteroffizier, übergibt ihm die Wache, sattelt sein Pferd und hetzt es ins Stabsquartier. Nach zwei Stunden ist er wieder zurück, rüttelt den Wachtmeister wach, spricht mit ihm leise, mit großen Pausen, und fällt dann ins Bett.
Lange noch hört er den gleichmäßigen Schritt des Postens, sieht ihn vom Haus zum Stall und wieder zurückgehen und kann sich nicht losreißen von diesem Bilde, bis sich ein anderes vorschiebt wie bei einem Lichtbildervortrag. Und er hört eine Stimme.
„Sehen Sie, Herr Leutnant Brandt . . .", sagt sie, „. . . bitte um allergrößte Aufmerksamkeit! Also, Herr Leutnant: Sie sehen hier Ihre Reiter mit Frauen und Kindern, Eltern und Geschwistern. Schauen Sie ganz genau hin, zählen Sie und bedenken Sie

wohl, was Sie tun werden, was Sie tun müssen, Herr Leutnant! Es ist Elend genug in Deutschland!"

Und dann sieht er die Karte von Rußland: Da ist Bielgorod, da Charkow, da die Sowjetgrenze, da Poltawa, da Kiew, da Warschau, da Kowno und dort Deutschland. — Oh, er kennt den Weg vom Vormarsch her; er kennt fast jedes Nest an der Bahnstrecke, an dieser Hunderte von Kilometern langen Strecke, die er gefahren, geritten und marschiert ist in endloser Kolonne, in einsamen nächtlichen Ritten, in glühender Sonne, in tobendem Schneesturm . . .

Und Leutnant Brandt schaut und zählt und denkt. Grell leuchten die Bilder. Jede Falte sieht er in den ausgehungerten, sorgenzerwühlten Gesichtern, viel Blut und viele Tränen. Und seine Gedanken jagen sich, bis es schwarz wird um ihn, so jäh wie damals an der Somme, als er im rasenden Wettlauf mit dem Tode plötzlich bewußtlos zusammenbrach . . .

Trübes Licht brennt im Stall, leuchtet, regenbogenfarben umkreist, durch den Dunst. Die Pferde kauen bedächtig. Vor ihren träge wedelnden Schweifen stehen stumm die Reiter, hören auf den Laut, hören nach dem Wachtmeister hin. Das Dienstbuch in bebender Faust, steht er da und spricht, langsam und hart:

„Die Quartiere in der Umgebung sind leer. Der Herr Leutnant stellte fest, daß der Abschnittskommandeur und sein Adjutant erschossen worden sind. Angeblich von deutschen Soldaten. Sicher ist, daß die Besatzungen der Bahnhöfe und Orte alles stehen und liegen ließen und daß der größte Teil von ihnen über Rußland abtransportiert wurde. Sicher ist weiter, daß

Waffen, Munition, Wagen und Pferde an die Juden und Bauern verkauft wurden, daß der Zugverkehr von Charkow herauf eingestellt ist und daß einige bolschewikische Banden bereits in die Ukraine einmarschiert sind. Sie sollen sogar deutsche Geschütze haben. Es heißt, daß auch Charkow bereits geräumt ist. Wenn das zutrifft, dann sind wir die letzten Deutschen im ganzen Gouvernement!"

Der Wachtmeister reckt sich empor. Die vierzig Reiter sehen ihn an. Er sieht sie nicht, er fühlt sie, schweigt und starrt geradeaus. Und spürt die Frage aus vierzig Augenpaaren geradeaus auf sich gerichtet. Er atmet noch einmal schwer und sagt:

„Vom Leutnant habe ich euch zu sagen, daß er einen — Soldatenrat niemals dulden wird! Trotz des Befehles aus Kiew!"

Die Reiter rühren sich nicht; nur ihre Augen reden.

„Der Herr Leutnant wird das Detachement in die Heimat führen, so wie er es bisher geführt hat und wie es seine Pflicht ist. Wer ihm nicht folgen will, der soll vortreten!"

Der Wachtmeister schweigt und wartet. Nach einer Weile wirft er den Kopf nach rechts, dann nach links.

„Es ist keiner vorgetreten", stellt er fest. „Ich werde dem Herrn Leutnant melden, daß das Detachement seine Befehle erwartet."

Stumm stehen die Reiter, kein Fuß rührt sich, nur das Kauen und Stampfen der Pferde unterbricht die Stille. Nach einer Weile knarrt die Türe. Aus dem wallenden Dunst tritt der Leutnant, hinter ihm der Wachtmeister. Brandt bleibt stehen. Der Wachtmeister tritt vor die Reihe, kommandiert: „Stillgestanden! — Augen rechts!" und meldet.

Hell klirren die Sporen. Der Leutnant schreitet die

Front entlang, gefolgt von den Augen. Aus dunklen Höhlen leuchtet sein Blick. Kantiger ist sein Gesicht, härter als sonst klingt auch sein „Guten Morgen, Reiter!“ Und härter als sonst, heller, dröhnt auch die Antwort zurück: „Guten Morgen, Herr Leutnant!“
Dann spricht Brandt. Eiserner Wille schmiedet seine Worte, bändigt seine Regung:
„Der Wachtmeister hat euch gesagt, wie es steht. Ihr wißt, wie ich denke, und ihr wollt, daß es so bleiben soll wie bisher. So habe ich euch nur zu sagen, daß ich ab heute noch mehr als früher auf Disziplin sehen werde. Unsere Lage zwingt mich dazu. Wenn wir die Heimat erreichen wollen, dann kann es nur geschehen, wenn wir der Auflösung und dem Zerfall unbedingte Geschlossenheit entgegensetzen. Ihr kennt mich lange genug, um zu wissen, daß ich nichts fordere, was ich nicht in erster Linie selbst tue oder zu tun bereit bin. Ich sage also: Bis an die deutsche Grenze, wenn ihr wollt, bis in die Garnison, bleibe ich euer Führer, dessen Befehlen ihr unter allen Umständen Folge zu leisten habt! Habe ich dann meine Pflicht nicht so getan wie ihr die eure, dann könnt ihr mich zur Verantwortung ziehen. Ich bin bereit, dafür mein Leben einzusetzen!“
Der Leutnant hält inne. Nachdenklich schaut er auf den Knopf seiner Reitpeitsche, dann hebt er den Kopf, sagt, was er zunächst zu tun gedenke, und fragt am Schluß: „Ist einer unter euch, der sich's noch überlegen will oder schon anders überlegt hat?“
Ernst und entschlossen stehen die Reiter. Von Auge zu Auge gleitet der Blick des Leutnants. Straff richtet er sich empor: „Dann habe ich nichts weiter zu sagen als: Es lebe Deutschland, es lebe die Heimat!“
Vierzig Reiter wiederholen den Ruf, vierzig Arme

fahren empor, vierzig Fäuste drücken dem Leutnant die Hand, daß ihn die Finger schmerzen.
Nach einer halben Stunde liegt das Gehöft verlassen im Nebel, und immer ferner verklingt der Hufschlag trabender Pferde . . .

Schnee, so weit das Auge reicht — Schnee. Graue Wolken grenzen den Blick, graue Ferne.
Dann und wann Wald. Schneebelastete, tiefhängende Zweige, darunter düsteres Dunkel, darüber krächzende Raben. Schaurig klingt ihr Schrei in die Stille; kein Leben ist sonst, alles wie tot.
Dann und wann einmal ein Dorf. Hunde kläffen hinter den Toren, Pferde wiehern, fremde Gesichter tauchen an trüben Fenstern auf. Vermummte Gestalten, die Neugierde aus Häusern und elenden Hütten trieb, stieren die Reiter an, glotzen ihnen nach, Not und Scheu in den Augen, manchmal auch Haß.
Lang und breit ist die Straße; sie schwingt sich und schwindet und zwingt in den Leutnant ein Lied voll trostloser, eintöniger Schwere. Und er summt das Lied der Burlaken, die die Kähne auf der Wolga ziehen:
Ej uchnjem, ej uchnjem! . . . Jeschtscho rasik, jeschtscho ras . . .
Ej uchnjem, ej uchnjem . . .
Und er wird müde des Liedes, wie des Blicks auf die Straße. Er reißt es aus sich und schaut zurück: da reiten seine Leute mit hängenden Köpfen, auf müden, abgehetzten Pferden.
„Wachtmeister!"
Der harte Laut reißt seinen Kopf herum.
„Wollen mal wieder ein bißchen antraben!"
Die Straße klingt und klirrt unter trappelnden Eisen.

Dampf umhüllt die Reiter von schwitzenden Pferdeleibern, aus schnaubenden Nüstern; weht hinter ihnen her und zerfließt. Karabiner und Säbel klappern, Riemen knarren, Hufe schlagen sich. So reiten sie . . . reiten den dritten Tag, reiten in die vierte Nacht. Beißende Kälte strafft die Haut, lähmt fast die Schenkel. Nicht rechts schauen die Reiter noch links. Schüsse aus dem Hinterhalt gellen ihnen nach, hoch über ihnen, spritzen im Schnee an der Böschung wie Fünkchen, Irrlichter, die jäh aufblitzen im lauernden, drohenden Grauschwarz. Doch die Reiter wenden sich nicht, sie reiten ganz langsam auf stolpernden Pferden . . .

Der Mond bricht hervor, steht hell und kalt über mattsilbernen Wolkenkämmen und verhüllt sich immer wieder mit träge ziehenden Schleiern. Schatten traben neben dem Detachement. Endlos langgezogen, torkeln die Reiter auf lächerlich kurzbeinigen Gäulen mit riesigen Auswüchsen vor und hinter den Sätteln . . .

Endlich, bei Morgengrauen tauchen Türme auf, wie durch zähe Nebel gebohrt, immer mehr. Und dann blitzen auch nachtmüde Lichter da und dort: Charkow!

Durch leere Straßen reiten die Reiter; sie biegen in einen Platz ein, den sie von früher her kennen. Vor dem Kaffeehaus steht eine Droschke. Der Kutscher schläft im Wagen. Laut ruft ihn der Leutnant an, schreit, daß er auffährt.

Ob noch Deutsche da seien, fragt Brandt zweimal auf Russisch. Der Russe glotzt nur, reibt sich die rinnenden Augen mit schmierigen Fäusten, bekreuzigt sich dreimal, glotzt wieder . . .

Sind wir Tote, die auferstanden, denkt der Leutnant und wiederholt die Frage.

Endlich der Kutscher: „Ho — Njemez?" Und indem er langsam aus dem Wagen kriecht: „Njemez, Pan Offizier? Fort, ho, lange fort, nach Kiew, nach Germani. Ho, lange fort, lange!"
Eine Flut von Worten springt den Leutnant an. Schnapsdunst und Gestank steigen zu ihm auf. Über dem Schwall steht er kerzengerade im Sattel. Nur dies ist ihm klar: Kein Deutscher ist mehr weit und breit, und Pjetljura, der neue Hetman der Ukraine, ist Herr dieser Stadt.
In einem Palais nahe der Kathedrale hat er sein Quartier. Dorthin reitet das Detachement.
Kosaken mit kahlrasierten Schädeln, flachen Pelzmützen, schwarzen und roten Hosen lungern am breiten Portal, grinsen frech und verwehren dem Leutnant den Eintritt, bis er sie anfährt. Das macht sie gefügig. Über breite Marmortreppen führt ihn einer zum Hetman.
Wieviel sie seien, will Pjetljura wissen. Seine dunklen Augen stechen. Die niedrige Stirn umrahmt schwarzes Haar. An der schwarzseidenen Bluse baumelt ein Orden, die braungrüne Reithose aus grobem Tuch steckt in derben, juchtenen Stiefeln mit mächtigen Sporen.
„Wir sind Brigadevorhut", lügt der Leutnant.
„Sie wollen mich wohl zum besten halten", lächelt Pjetljura. „Vor elf Tagen hat Ihr Generalkommando mit dem Stabe und der letzten Wachkompanie Charkow verlassen. Und jetzt sollte noch eine — Brigade hier sein?"
Die Augen des Hetman gleiten am Leutnant hinab und wieder empor. Alles sehen sie: den vorne braungesengten Mantel, das Loch an der Seite, die ausgebleichte, zerknüllte Mütze. An der schwarz-weiß-roten Kokarde bleiben sie haften.

Wo die Brigade sei, fragt Pjetljura so nebenher. Seines Wissens stünden die letzten deutschen Truppen in Kiew: kleine Abteilungen zur Sicherung des Abtransportes der deutschen Truppen aus der Krim.
„Die Brigade kämpft gegen die Bolschewiki oben an der Straße Kursk—Charkow."
„Eine ganze Brigade? Viel Artillerie?" mißtraut der Hetman.
„Jawohl, eine ganze, dazu zwölf Batterien Haubitzen!"
„Hm, gut! Und was wollen Sie hier?"
„Quartier machen, Zug für den Abtransport zusammenstellen."
„Quartier — ja, oben in der Kaserne. Zug? — Nein, brauchen wir selbst!"
„Ich habe Befehl zum Quartiermachen in Bahnhofsnähe; Befehl vom General. Ebenso . . ."
Pjetljura winkt ab und gibt dem Posten an der Türe ein Zeichen: „Taras Iwanowitsch!"
„Ich habe Befehl!"
„Ja, gut, wir werden sehen."
Pause. Dann unsicher, lauernd: „Die Bolschewiki sind auch im Osten im Anmarsch. Sie werden Charkow verteidigen?"
„Das weiß ich nicht. Der General wird entscheiden."
„Wann kommt die Brigade?"
„In einer Woche, vielleicht erst in zehn Tagen. Die Bolschewiki folgen ihr. Wenn Sie unsere Wünsche nicht erfüllen, schicke ich Meldung an den General. Die Brigade kann auch über Rußland nach Deutschland zurückkehren."
„Ja, ich weiß; aber ohne Waffen. Ihr General wird das nicht tun."
„Er wird es tun, wenn . . ."
„Ich werde mit seinem Soldatenrat verhandeln."

„Wir haben keinen. Die Truppe steht hinter ihren Offizieren!"
Pause. Der Hetman geht nach der Türe. Noch ehe er sie erreicht hat, wird die Portiere auseinandergeschlagen. Ein junger Offizier tritt ein und verbeugt sich.
„Mein Adjutant", sagt Pjetljura mit leichter Handbewegung.
Brandt neigt, die Hand an der Mütze, den Kopf und nennt seinen Namen.
Der Hetman geht mit dem Adjutanten zum Schreibtisch, kramt in Karten und Papieren und spricht unterdessen leise mit ihm.
Der Leutnant versteht kein Wort. Er blickt um sich: ein schöner Raum. Wundervolle Gemälde, aus echtem Golde die Rahmen, der Tisch, die Stühle, die Standuhr auf dem französischen Kamin, schweres Silber der Aufsatz, die Teller auf dem Tische; an den Wänden alte Gobelins, herrliche Teppiche auf dem spiegelnden Boden! Wenn die Bolschewiki da waren, dann . . .! denkt Brandt, und Bilder erstehen wieder vor ihm voll Grauen und Verwüstung, die er beim Vormarsch in die Ukraine gesehen.
Da hört er den Hetman: „Also gut: Sie beziehen die Kaserne unten. Wegen des Abtransportes werde ich mit Ihrem General noch verhandeln."
Pjetljura steht auf, hebt zögernd die Hand, will sie dem Leutnant reichen. Der schaut drüber hin bohrend den andern an, legt langsam die Hand an den Mützenschirm, verneigt sich, geht, spürt den Blick des Ukrainers und wendet sich, schon an der Türe, ihm noch einmal zu: „Wir brauchen auch Proviant!"
„Sie werden bekommen", sagt der Adjutant, der ihm folgte, indem er die schwere Portiere öffnet. „Ich werde alles veranlassen, so wie Sie es wünschen, mein Herr", fährt er auf Französisch fort, da er die

deutschen Worte nicht findet. Am Tor bleibt er stehen und mustert die Reiter. Die halten sich wie bei einer Parade trotz Hunger und Müdigkeit. Das macht tiefen Eindruck auf den Adjutanten und die Kosaken. Und oben steht auch der Hetman am Fenster . . .

Das Detachement reitet. Die Trompete gellt; das fährt auch den Gäulen in die Knochen. Sie heben die Köpfe, kauen an den Trensen und beginnen zu tänzeln, als kämen sie just aus dem Stall.

Öde Straßen, voll Unrat die Gossen und Winkel. Da und dort liegen Leichen; alles Juden!

Der Kosak, der das Detachement führt, grient nur, als der Leutnant ihn fragt, wer sie erschossen habe, und spuckt aus.

Endlich die Kaserne! Fast kein Fenster ist ganz, von Schußlöchern starren die Mauern, von Geschossen verbeult und zerschunden ist das schwere eiserne Tor. Leer und verdreckt sind die Räume. Unheimlich hallen die Schritte. Oben im zweiten Stock beziehen die Reiter ein großes Zimmer mit drei Fenstern, von denen aus sie die ganze Straße beherrschen. Unten bleibt nur die Wache: acht Mann und ein Unteroffizier. Ihre Instruktion ist: „Höchste Bereitschaft; Pjetljura ist nicht zu trauen!"

Seine Kosaken stehlen, plündern, rauben, saufen und schießen. Sie knallen die ganze Nacht, knallen den ganzen Tag, bald hier, bald dort. Nur in Gruppen dürfen die Reiter in die Stadt.

Eines Nachts wird auch auf das Quartier des Detachements gefeuert. Die Geschosse klatschen in das Dach, gegen die Mauern und das Tor. Aber kein Mündungsfeuer ist zu sehen. Die Reiter sitzen und schweigen. Ihre Gesichter glühen vom Widerschein des eisernen Ofens. In ihren Augen steht ein Wort, doch keiner spricht es aus. Fast ist es, als möchte es

keiner dem andern verraten. Von Tag zu Tag aber, von Stunde zu Stunde wird es deutlicher; je enger die Lippen sich schließen, um so tiefer brennt es in den Augen als Sehnsucht, als Wille: Heimat!

Von Tag zu Tag werden auch die Kosaken frecher. Kein Reiter darf sich mehr auf der Straße zeigen ohne Gefahr für sein Leben. Und eines Nachmittags werden regelrechte Salven in das Zimmer und gegen das Tor geschossen.

„Nur der Wachtmeister darf schießen!" befiehlt Brandt und geht mit ihm von Zimmer zu Zimmer, von Stockwerk zu Stockwerk, das Fernglas in der Hand.

„Jeder Schuß muß sitzen, Wachtmeister", sagt er zu ihm, indem er die versteckten Schützen ausforscht, die Ziele angibt und die Wirkung der Schüsse beobachtet.

Einen der Toten holen die Reiter am Abend herein. An seiner Pelzmütze blinkt das ukrainische Emblem.

Das zeigt der Leutnant am nächsten Tag, Sühne fordernd, dem Hetman. Der will jedoch von nichts wissen. Als Brandt mit der Brigade droht, zuckt Pjetljura die Achseln.

„Bedauere außerordentlich", meint er, ohne von den Karten aufzuschauen, „die Deutschen haben die ukrainischen Bauern nicht gut behandelt. Sie haben ihnen oft das letzte Pud Getreide weggenommen, dagegen die großen Ökonomien meist sehr geschont. Das hat die Leute verbittert. Meine Kosaken sind fast alle Bauernsöhne — daher ... Aber — ich werde das prüfen lassen. Vielleicht sind es gar keine Kosaken gewesen."

Verbindlich lächelnd neigt der Hetman den Kopf, so, wie: Ich bitte mich nicht aufzuhalten, ich habe zu tun ...

Tückisch lächelnd blicken auch seine Kosaken dem

Leutnant und seinen beiden Reitern nach. Ein Schuß zischt über ihre Köpfe hinweg, klatscht auf der andern Straßenseite in die Mauer.
„Nicht umdrehen! Langsam weitergehen!" stößt Brandt durch die Zähne und verlangsamt den Schritt zu gemächlichem Bummeln.
„Jetzt muß gehandelt werden, Reiter, auf Biegen und Brechen! Es ist nur gut, daß der Hetman selbst nicht ganz Herr seiner Kosaken ist. Viele von ihnen liebäugeln mit den Bolschewiki, die Juden im Lande fast alle. Das müssen wir ausnützen; ganz gleich, wie", sagt der Leutnant im Quartier.
Die Vorbereitungen werden beschleunigt. Was noch fehlt, wird in wenigen Tagen herzugeschafft. Der Bahnhof wird nochmals erkundet, jeder Waggon untersucht. In den besten werden von innen Schutzschilde befestigt. Heimlich geschieht das und in der Nacht. Mit Bestechung und Täuschung arbeiten die Reiter. Für Schnaps und Geld ist alles zu haben: Speck, Brot, Mehl, Waffen, Munition und russische Uniformstücke. Nach und nach werden die Pferde verkauft. Die Juden geben nicht viel dafür, aber immerhin, es ist Geld.
Eine Patrouille reitet zur „Brigade"; sie kommt, verkleidet, mit Bauernwagen zurück. Unter dem Heu liegen Maschinengewehre. Grimmig lachen die Reiter: bald kommt unser Tag!
Pjetljura mißtraut, schickt seinen Adjutanten: „Wo bleibt Ihre Patrouille, die am Freitag Charkow verließ, mein Herr?"
„Sie kehrt mit der Brigade zurück!"
„Und wann kommt die Brigade?"
„Bald, in einigen Tagen!"
„Unsere Kosaken, die wir Ihrer Patrouille nachsandten, sind aber nicht zurückgekehrt!"

„Das tut mir leid", sagt der Leutnant und denkt: So hat es, Gott sei Dank, geklappt!
„Eine andere Patrouille, die wir nach Bielgorod schickten, hat keinen einzigen deutschen Soldaten gesehen!"
„Das glaube ich. Die Brigade ist nach Woltschansk abgebogen gegen die Bolschewiki, die vom Osten auf Charkow anmarschieren."
„Ich werde das morgen prüfen lassen, mein Herr. Sie werden Charkow nicht verlassen!"
„Wir sind keine Gefangenen des Hetmans!"
„Sie werden es sein!"
Der Leutnant lächelt unter Frösteln. Wütend geht der Adjutant ...

Die Nacht fällt. Bleigrauer Himmel lastet auf den Dächern. Durch träge tanzende Schneeflocken flimmern Lichter herauf. Oben, bei der Kirche, bewegen sich Gestalten, Schatten: Kosaken. Die Reiter haben kalte Augen. Der Wachtmeister zielt und schießt. Eine Laterne nach der andern verlöscht. Dunkel liegt jetzt die Straße. Bald bellen Schüsse. Im Zimmer der Reiter glüht der Ofen, brennt Licht. Der Raum aber ist leer ...
Graue Gestalten huschen über den Hof; sie schleppen keuchend Bündel um Bündel, Sack um Sack durch das Loch in der Mauer hinaus. Wagen stehen dort in der engen Gasse, fünf Bauernwagen. Einzeln fahren sie, auf Umwegen, und jeder auf einem anderen, zum Bahnhof. Dort tastendes, hastendes Laufen im Schatten der Waggons. Das Licht der einzigen Bogenlampe gleißt auf blitzblanken Schienen. Sachte pendelt ihr Lichtkegel über den Schnee. Eine Lokomotive rangiert.
„Sind die Sprengladungen gelegt, Wachtmeister?"

„Alles in Ordnung, Herr Leutnant!"
„Wenn der vierte Waggon geladen ist, pfeifen Sie. Dem Lokomotivführer und Heizer habe ich das Geld schon gegeben. Steigen Sie sofort auf die Maschine. Wenn unsere Posten da sind, lassen Sie fahren. Langsam, bis zum Stellwerk. Die Kerls dort halte ich in Schach. Den Juden nehmen wir mit. Zur Sicherheit!"
„Zu Befehl, Herr Leutnant. Und die beiden Kosaken?"
„Gefesselt und geknebelt in den Schuppen legen!"
„Zu Befehl!"
Langsam gehen die Minuten. Puffer kreischen und klirren und knallen. Schüsse fallen, bald einzeln, bald dicht hintereinander. Bald näher, bald weiter. Aus deutschen, aus russischen Gewehren?
Wer torkelt da über die Schienen? Eine silberne Hosenborte blitzt. Aus dem Schatten springt einer auf den Kosaken. Ein erstickter Aufschrei, dann Stille. Die Augen bohren sich ins Dunkel, dort liegt jetzt starr der Kosak.
Die Sekunden schleichen, die Gedanken jagen.
Endlich ertönt der Pfiff. Die Tür zum Stellwerk fliegt auf, vier Arme fahren in die Höhe. Die vorgehaltene Pistole zwingt die beiden Russen: sie stellen die Wechsel auf Ausfahrt Poltawa.
Die Lokomotive faucht heran. Bremsen knirschen. Zwei Reiter stürmen die Stufen hinan, packen die Russen, zerren sie die Treppe hinab zum letzten Waggon, werfen sie hinein, springen nach. Langsam rollen die Wagen an.
Dreimal hält der Leutnant im Lauf inne, dreimal beginnt eine Zündschnur zu zischen. Dann rast er dem Zuge nach, springt auf das Trittbrett der Maschine, keucht: „Los!"

Der Hebel knarrt, Dampf zischt, Funken stieben, Puffer knallen.
In toller Fahrt geht's dahin. Atemlos lauschen die Reiter.
Auf dem Kohlenbunker liegt der Leutnant. Festgeklammert an die eisstarrenden Stangen, starrt er zurück durch den wallenden Dampf.
Feuerschein lodert, Funken sprühen. Dann wankt die Erde, die Wagen schlingern im rollenden Krachen, unter den dröhnenden Schlägen ...
Der Leutnant zählt sie, die Reiter zählen sie: Erster Schlag — Stellwerk, zweiter — Wasserturm, dritter — Brücke!
Ein dreifaches „Hurra!" erdröhnt aus jedem Waggon.
„Es lebe Deutschland!" schreit der Leutnant, und die Reiter wiederholen den Ruf.
Ferner rückt der Feuerschein im Osten, immer leiser wird das Knattern der Schüsse. Dann grauschwarzes Dunkel. Langsam fährt der Zug. Die Reiter schlafen wie tot.

Endlich glüht der neue Tag herauf.
Aus zarten Nebelschleiern zucken Flammengarben, züngeln über die weiße, endlose Fläche, färben sie rot, zerfließen und verblassen. Weißgolden steigt die Sonne empor; sie gleißt auf den Schienen und im flimmernden Schnee, so daß sich schmerzend die Augen schließen. Scharf lugen die Posten bei den Maschinengewehren. Näher und ferner der Bahn gleiten Dörfer und Gehöfte vorüber. Kein Mensch ist zu sehen; schwerfällig fliegen Krähen hoch oben im Äther mit dumpfem Ruf. Die Bahnhöfe sind leer, ihre Wassertürme gesprengt, die Gebäude meist ausgebrannt. Bei Czerkasowka läßt der Leutnant halten.

„Alles raus!“ ruft der Wachtmeister in jeden Waggon, „Werkzeuge mitnehmen!“
Die Reiter kommen mit Hacken, Schaufeln, Brecheisen und Schraubschlüsseln heraus. Über die sanften Hügelwellen ragen, unwirklich nahe, die fernen Türme Poltawas in den klaren, blaugrauen Himmel. Am Ende des Zuges steht der Leutnant.
„Wir müssen uns einen Vorsprung vor Pjetljura schaffen“, erklärt er, „denn es ist möglich, daß wir in Poltawa Aufenthalt haben. Ich weiß nicht, wie es dort steht, und werde daher nach Einbruch der Dunkelheit aufklären. Meine Absicht ist, die Russen zu täuschen. Jedenfalls müssen wir uns den Rücken frei halten. Je länger Pjetljura zur Wiederherstellung der Strecke braucht, desto besser für uns.“
Emsig arbeiten die Reiter an der Zerstörung des Geleises im prallen Sonnenschein. Schiene um Schiene verschwindet in den hohen Schneewehen der steilen Böschung und Schwelle um Schwelle in den Waggons und auf dem Tender.
In der Abenddämmerung kommt ein Schlitten quer über die Felder.
Ist das Zufall? denkt der Leutnant. Drei Pferde ziehen ihn durch den staubenden Schnee, und zwei Männer sitzen im Korb, sieht er durchs Glas. Er winkt sie heran. Doch als sie die Deutschen erkennen, machen sie plötzlich kehrt, schlagen wie irrsinnig auf die Pferde ein und rasen davon.
Der Wachtmeister reißt das Gewehr an die Wange; da sind sie verschwunden . . .
Was wollten die nur? Darüber sinnt und spricht das ganze Detachement.
Spione sind's gewesen! meinen die einen. Es wird Zeit, daß wir abhauen von hier, die Luft wird dick, sagen die anderen.

Voll Ungeduld erwartet der Leutnant die Dunkelheit. Schwarz umwölkt sich der Himmel im Osten, doch westwärts hält sich zäh das dämmerige Grau.

Endlich ist's Nacht; dunkle Nacht. Nur im Westen steht ein einziger Stern am pechschwarzen Horizont. Kein Laut ist zu hören als das leise Knirschen des Schotters unter dem seichten Schnee und weiter rückwärts das langpausige Fauchen der Lokomotive.

„Jetzt müssen wir bald bei der Kreuzung sein", sagt der Leutnant. „Bleiben Sie hier stehen, Löhr; warten Sie, bis der Zug heran ist und lassen Sie ihn halten. Dann kommen Sie mir mit dem Heizer nach, der die Wechsel kennt. Immer rechts halten, verstanden? Sonst landen Sie am Bahnhof."

„Zu Befehl."

Brandt geht weiter. Nach einigen Schritten sieht er unten ein Licht; matt schimmert es, und weiter hinten ein zweites, ein drittes.

Das ist das Dorf, denkt der Leutnant, schaut um sich und tastet dann weiter. Plötzlich stößt er an etwas, greift danach und erkennt, daß es ein Signalmast ist. Kurz darauf stolpert er über den Wechsel. Er versucht, den Hebel zu drehen; es geht: Kreischend fällt die Kugel nach der andern Seite, dumpf knallen die Schienen.

Brandt richtet sich auf und schaut zur Stadt hinauf. Fahl leuchten die Mauern der Häuser hernieder. Kein Licht scheint in den Straßen zu brennen. Leise rauscht das Wasser der Worsklja. Er lauscht eine Weile hinunter und denkt: Wenn die Brücke nur ganz ist! Und denkt daran, wie er sie vor fast einem Jahr zum erstenmal überschritt. Die Bolschewiki hatten sie angezündet gehabt und die Schwellen rauchten noch.

Da hört er Schritte, dann einen Fluch. Er pfeift. Gleich darauf stehen der Unteroffizier und der Russe vor ihm. Der stellt die Wechsel; erst den einen, dann den zweiten ein Stück weiter vorne.

„Jetzt zur Brücke, schnell!"

Sie eilen weiter; der Leutnant voraus, hinter ihm her Löhr, dann, zaghaft, der Russe. Das Rauschen kommt näher. Das Postenhaus ist leer; Gestank füllt den Raum. Endlich ein schwarzes Gerippe, Pfeiler und Streben vor dem hellen Hintergrunde des jenseitigen Uferhanges: Die Brücke.

„Vorsicht!"

Am andern Ufer, unten, ein Licht.

Da stehen Hütten, erinnert sich Brandt; auch der Unteroffizier entsinnt sich ihrer. Also weiter!

Ab und zu klirrt das Eisenblech zu ihren Füßen. Dann halten sie am andern Ende. Die Brücke ist ganz und das Geleise in Ordnung. Gott sei Dank! Aber das Licht?

„Warten Sie hier, Löhr!"

Die Böschung ist steil und gemauert. Mehr rutschend als gehend landet der Leutnant unten. In eine Ecke gedrückt, schaut er sich um: da ist die Straße, dort das Licht.

Langsam, nach allen Seiten sichernd, geht er darauf zu. Ein Fetzen von Vorhang verdeckt das halbe Fenster. Das Zimmer scheint unbewohnt zu sein. Wozu aber das Licht und das Brot dort auf dem Tisch? Ah, dort in der Ecke, da liegt jemand — ein Mann in braungelbem Soldatenmantel. Und am Türrahmen daneben lehnt ein Gewehr.

Die Nachbarhütte ist leer, die Türe fehlt. Irgendwo bellt ein Hund, weit weg, und das Wasser gurgelt und rauscht unterm Ufereis.

Nochmals zum Fenster, dann zur Tür, gelauscht und

versucht, ob sie aufgeht. Die Klinke knarrt. Behutsam tiefer gedrückt. So; unversperrt! Nochmals umgesehen, gelauscht, Pistole entsichert und in die Rechte — jetzt hinein, das Gewehr weg, auf Zehen nach der Ecke. Tiefe Atemzüge ertönen von dort.
„He, aufstehn, Panje!"
Der Russe fährt auf, schaut blinzelnd, ist starr vor Schreck.
„Ruhig, ganz ruhig", sagt der Leutnant. „Aufstehen! Schnell! Na, wird's!"
Ein baumlanger Kerl steht vor ihm, stramm, blond, mit weitoffenen blauen Augen, die an der Pistole haften.
„Was bist du? — Wachtposten?"
Schweigen.
„Was du bist? He!"
„Ja, Pan Offizier."
„Was, Wachtposten?"
„Ja, Euer Hochwohlgeboren."
„Kosak?"
„Ja, gnädiger Herr, Kosak."
„Sind noch deutsche Soldaten in der Stadt?"
„Nein, Euer Hochwohlgeboren. Sie sind fortgefahren, alle. Vor vierzehn Tagen war das."
„Waren es noch viele?"
„Nein, nur eine Kompanie und zwei Geschütze."
„Wo sind deine Kameraden?"
„In der Stadt. In der Kaserne."
„Und was bewachst du?"
„Die Brücke, Euer Hochwohlgeboren."
„Gegen wen?"
„Gegen die Bolschewiki, gegen . . . was weiß ich. Der Kommandant weiß es selbst nicht."
„Wem dient dein Kommandant?"
„Das weiß ich nicht. Vor dem heiligen Fest dem Hetman Skoropadskyj."

„Wer gibt euch Geld?"
„Niemand; wir nehmen."
„So . . . Auch der Kommandant?"
„Das weiß ich nicht, Herr."
„Wie heißt er?"
„Podpolkownik Sergej Alexandrowitsch Stropoff."
„Seid ihr viele?"
„Einmal viel, einmal wenig. Kaum eine Sotnje."
„Habt ihr gegen die Deutschen gekämpft?"
Schweigen. Die Augen des Kosaken senken sich, irren zur Lampe, dann zum Fenster.
„Ob ihr gegen uns gekämpft habt, will ich wissen, he?"
„Ich nicht, Euer Gnaden. Bei der heiligen Gottesmutter — ich nicht!"
Pause. Die blauen Augen forschen bang.
„Wirst du abgelöst?"
„Nein, Euer Hochwohlgeboren, ich bleibe die ganze Nacht hier."
„Was machen deine Kameraden?"
„Sie trinken." Mit verlegen-vertraulichem Grinsen: „Sie sind bei ihren Mädchen."
„Und euer Kommandant?"
„Ist bei Fenja, seiner . . ."
„Bei wem?"
Schweigen, dann Räuspern, endlich lachend: „Bei seiner Geliebten, Herr. Sie hat ein Bordell und viele schöne Mädchen darin und viel Wodka, guten Wodka. Die Deutschen, die mit den roten Armbinden, die haben ihn ihr verkauft. Sergej Alexandrowitsch liebt den Wodka sehr."
Pause. Dann der Kosak: „Ich liebe die Deutschen. Sie waren gut zu mir und zu meinem Vater. Er war todkrank; sie haben ihn gesund gemacht. Wir haben einen großen Hof gehabt. Die Bolschewiki haben ihn

angezündet und meine Schwester mitgenommen. Und mein Mädchen auch. Ich hasse die Bolschewiki! Sie sind Frauenschänder und Mörder!"
Der Ton reißt Brandt aus seinen Gedanken. Er sieht den Kosaken an, dessen Augen dunkel glühen.
„Wo bist du zu Hause?"
„Bei Romodan, Euer Gnaden."
„Das liegt an der Strecke nach Kiew?"
„Ja, so hundert Werst von hier."
„Und du willst gerne nach Hause?"
„Ja, Herr, aber was soll ich dort? Die Bolschewiki haben uns alles genommen, was wir noch hatten. Die Bolschewiki und die Kleinbauern, die Räuber."
Pause. In der Nähe bellt ein Hund. Der Leutnant schaut hinaus, lauscht, späht ins Dunkel.
„Es ist ein wilder Hund, Herr. Jede Nacht ist er da. Er hat Hunger."
Brandt steckt die Pistole ein.
„Die Bahn ist in Ordnung? Die Schienen sind nicht gesprengt?"
„Nein; ich weiß nichts davon. Gestern ist ein Zug gefahren."
„Nach Kiew?"
„Ja, nach Kiew."
„Was war in dem Zug?"
„Die Leute sagen: Die neue Regierung."
„Wer regiert jetzt in Kiew?"
„Das weiß ich nicht, Herr."
„Warum seid ihr gegen den Hetman Skoropadskyj?"
„Wir kennen ihn nicht; er ist nicht beliebt."
„Und Pjetljura?"
„Den kennt jedes Kind, Herr."
„Sind sonst noch Posten an der Bahn?"
„Ja, einer noch; drüben bei der Zuckerfabrik. Sonst keiner. Wozu auch?"

„Du kennst den Posten?"
„Ja, Herr, sehr gut. Er ist aus unserem Nachbardorfe."
„Wirst du mich zu ihm führen?"
„Ja, Euer Hochwohlgeboren; ich werde euch führen."
„Du wirst es nicht bereuen. Nimm dein Gewehr und komm mit!"
„Zu der Zuckerfabrik?"
„Nein, jetzt nicht; später. Erst zur Brücke hinauf."
„Dort ist eine Treppe, Herr, da geht es sich besser."
„Wie heißt du?"
„Wasja Iwanowitsch Kolenko, Euer Hochwohlgeboren. Gebt acht, die Steine sind glatt!"
Eis bricht unter ihren Schritten, und hinter ihnen winselt der Hund ...
Bald darauf steht Brandt wieder auf der Maschine; neben ihm der Kosak. Langsam, in langen Zwischenräumen zischt der Dampf. Träge schiebt sich der Zug durch die müde tanzenden, dicken Schneeflocken. Dunkle Hütten gleiten vorüber und trübhelle, eckige Flecken, große und kleine. Ab und zu ein Licht, bald näher, bald weiter. Träg zieht der Rauch, sackt in die offenen Wagentüren, in denen die Reiter stehen und in die Finsternis starren, zum Schusse bereit ...
„Dort ist die Zuckerfabrik, Herr!" Der Kosak hebt den Arm, zeigt auf einen fahlen Fleck, der sich verschwommen abhebt. „Und dort die Straße. — Seht ihr das Licht? — Da ist der Posten."
Der Leutnant neigt sich hinaus: Ja, da ist's! Also halt!
Leise knirscht die Bremse. Der Zug steht. Brandt steigt von der Maschine, der Kosak ihm nach. Der Wachtmeister tritt zu ihnen, kurz darauf der Unteroffizier.
„Wir gehen allein, Wachtmeister", sagt der Leut-

nant. „Gehen Sie einstweilen auf die Maschine. Wenn's schief geht, wissen Sie ja Bescheid. — Sie, Löhr, schleichen uns nach. Aber so, daß es der hier nicht merkt, auf drei bis vier Schritt. Gibt's Stunk, dann werfen Sie sich auf ihn. Den andern nehme ich. Sonst wie vereinbart. Also los! — Komm, Wasja!"
Sie verschwinden im Dunkel; der Unteroffizier schleicht ihnen nach.
„Du mußt deinem Kameraden sagen, daß wir euch nicht verraten werden und daß auch ihm nichts geschieht. Bei Romodan könnt ihr beide eures Weges gehen. Wenn ihr euch brav haltet, bekommt ihr Geld, wenn nicht, erschießen wir euch", flüstert der Leutnant.
„Ich werde es ihm sagen, Herr. — Hier rechts jetzt, dort unten können wir nicht vorbei; es ist ein Drahtverhau dort."
Tastend geht der Leutnant dicht hinter dem Kosaken, die Pistole in der Manteltasche. Es schneit jetzt ganz dicht. Vom Licht ist nichts mehr zu sehen, der Weg ist holprig. Plötzlich werden sie angerufen und bleiben stehen.
„Schura?" antwortet der Kosak auf das „Halt!"
„Wasja?"
„Ja, ich bin's, Brüderchen. Bist du allein?"
„Gawrilo ist auch da, aber er schläft im Haus. Er kam betrunken und sagte, Deutsche kämen von Charkow. Zwei Bauern haben es in die Stadt gebracht. Hast du etwas gesehen?"
Der Leutnant umkrallt den Arm des Kosaken: „Sag nein!"
„Nichts hab ich gesehen, Brüderchen", antwortet der Kosak laut.
„Der Kommandant hat es auch nicht geglaubt, sagt Gawrilo."

Der Leutnant wendet sich um: Löhr ist verschwunden.
„Was soll ich jetzt tun, Herr?" flüstert der Kosak.
„Sag ihm, daß du nach Hause willst und ob er mit dir gehen will."
Wasja sagt es.
„Bist du betrun ...", tönt es zurück, dann ein ersticker Kehllaut.
„Was ist — das, Herr?" stottert der Kosak.
„Bleib ruhig! Deinem Kameraden geschieht nichts, Wasja!" Durch die Zähne stößt es Brandt, springt vorwärts und reißt den Kosaken mit. Da fällt ihm ein Körper vor die Füße und neben ihm steht, schwer atmend, der Unteroffizier.
„Jetzt schnell! Faß an, Wasja! Hinauf zum Zug! Schnell!"
Mechanisch folgt der Kosak. Löhr eilt voraus. Oben stehen die Reiter und heben den Betäubten in den Waggon.
„Ist die Leitung zerstört?" fragt Brandt den Wachtmeister, indem er auf die Maschine klettert.
„Jawohl, Herr Leutnant. Drei Masten haben wir umgesägt!"
„Dann kann's also weitergehen. Die Hälfte der Mannschaft bleibt alarmbereit; die anderen sollen schlafen. Ich möchte vor Tag noch in Kiew sein. Wenn wir halten, darf keiner den Zug verlassen. Sagen Sie das durch. Den Kosaken nehmen Sie selbst in Ihre Obhut. Geben Sie ihm, wenn er zu sich kommt, zu essen und zu trinken und behandeln Sie ihn freundlich. Wenn Sie in Ihrem Wagen sind, pfeifen Sie."
„Zu Befehl, Herr Leutnant!" Der Wachtmeister geht.
Brandt schaut nach der Stadt hinüber. Trübe blinken

einige Lichter durch den dichten Schnee, sonst ist nichts zu sehen. Im Kessel summt und brodelt das Wasser, leise zischt der Dampf aus den Ventilen. Dazwischen hört er die Stimme des Wachtmeisters, den die Reiter mit Fragen bestürmen, und endlich den Pfiff. Da gibt er das Zeichen zur Fahrt in die gähnende Nacht. Einsam leuchtet darin ein einziger Stern . . .

Gleichmäßig und unermüdlich stampft die Maschine. Man hört es kaum, das Stoßen des Kolbens, den Gleichtakt der Räder und das Zischen des Dampfes. Nur ab und zu schaut der Leutnant hinaus durch das runde Fenster, obwohl es gar keinen Sinn hat, denn nichts ist zu sehen; nur hin und wieder einmal der gleiche Stern.

Hin und wieder taucht brennender Gluthauch und Feuerschein auf, der selbst durch die geschlossenen Lider dringt, so daß die Augen schmerzen. Das reißt Brandt immer wieder aus dem Hindämmern, denn immer wieder, in regelmäßigen Zwischenräumen, steht der Heizer vom schmalen Sitz auf, holt die Schürstange vom Tender, reißt die Feuerung auf, schürt, stößt zwei neue Schwellen hinein, wischt sich mit dem schmierigen Lappen über Stirn und Gesicht, füllt Öl nach und setzt sich dann wieder und döst. Und neben ihm, im Winkel, auf einer Kiste, schläft Wasja Iwanowitsch mit offenem Munde und wackelndem Kopfe und schnarcht; manchmal plötzlich ganz laut, dann wieder leise. Sein Gesicht ist voll Ruß, und an beiden Nasenflügeln hat er große schwarze Flecke, deren Entstehung sich Brandt erst gar nicht erklären konnte, bis er beobachtete, wie der Kosak sich mit Daumen und Zeigefinger schneuzte.

Vom Dache tropft es. Manchmal verspritzt ein Trop-

fen auf Brandts Hand, manchmal fällt ihm einer in den Nacken, ab und zu auch eine Schneeflocke, die die Zugluft durch die hölzerne Seitenwand hereintreibt. Die Kälte tut gut in dieser einschläfernden, von Wasserdampf, Öldunst und Feuerungsglut geschwängerten Luft; sie weckt, pulvert auf. Dann spricht er wieder ein paar Worte mit dem Maschinisten, der unbeweglich auf der andern Seite vor dem runden Fenster steht und sich nur dann und wann einmal seitwärts neigt, um nach dem Manometer oder nach einem Ölglas zu schauen.

Und dann denkt er wieder. Denkt, daß es in der Luftlinie noch über neunhundert Kilometer bis an die deutsche Grenze sind, daß Kiew noch dazwischen liegt und daß er nichts weiß, gar nichts weiß sonst, als daß er die Verantwortung für zweiundvierzig Menschen trägt, die ihm blind vertrauen und nur mit Augen fragen, in denen Sehnsucht brennt und Sorge schattet.

Und er weiß manchmal nicht, daß er selbst noch ist. Und er redet nur, um sich wach zu halten, sich auf sich selbst zu besinnen; fragt um Dinge, die er ja selbst nur zu gut weiß oder von denen er annehmen kann, daß sie den andern unbekannt sind, weil alles so wirr, so chaotisch ist in diesem dunklen Lande, daß keiner sich auskennt; das Volk nicht und nicht die Führer. Und zwischen Fragen und Wissen, Denken und Handeln dämmert er wieder dahin, müde und dennoch voll Stärke, schlafend und dennoch seltsam wach . . .

„Herr, da vorn ist ein Licht!"

Ein Licht? Woher? Der Leutnant braucht lange, ehe er begreift, denn der halbwache Traum läßt ihn so schnell nicht los. Dann aber springt er auf und zu

dem runden Fenster. Und sieht: Ja, da ist ein Licht! Und erkennt, daß es nicht weit weg sein kann, denn der Schnee fällt noch dicht.
„Langsam fahren!"
Die Bremsen ziehen an, Gegendampf zischt.
„Was kann das sein, Pawel Iwanowitsch? Da ist doch kein Bahnhof?"
„Nein, nichts als Bauernhäuser und Hütten sind da", sagt der Maschinist, indem er das Fenster der Seitenwand öffnet und sich hinausbeugt.
„Es ist nur ein Licht, Herr, mitten auf dem Geleise, an einer Stange. Seht Ihr?"
„Bleib stehen, Pawel Iwanowitsch!"
Die Bremsen knirschen, die Puffer knallen, der Zug steht. Der Heizer fällt nach vorn und erwacht.
Der Leutnant springt von der Maschine; da steht schon der Wachtmeister mit ein paar Reitern.
„Da soll der Deubel wissen, was das sein soll!" flucht einer von ihnen. „Soll ich mal vorgehen, Herr Leutnant?"
„Ja, seh'n Sie mal nach — aber Vorsicht!"
Drei Reiter gehen mit. Zwanzig Schritte vom Licht bekommen sie Feuer. Und plötzlich umpfeifen von allen Seiten Geschosse den Zug. Ein Reiter schreit auf, dann ein anderer.
Da schrillt schon die Dampfpfeife das Zeichen „Alarm!" und kurz darauf sind die Posten besetzt. In den Waggons und hinter den Rädern und Sandsäcken warten die Reiter auf das Signal.
Leuchtkugeln zischen hinein in die Nacht in blendenden Lichtbögen, magische Helle verbreitend.
Dunkle Gestalten mit langen Schatten stehen im Schnee und liegen, kauern und knien kaum hundert Schritte vom Bahndamm entfernt. Und Mündungsfeuer blitzen aus weißlichem Rauch.

Es sind ihrer viele! An die zweihundert schätzt der Leutnant und schießt die rote Leuchtkugel ab.
Da bricht's plötzlich los. Ein rasendes Feuer peitscht vom Damme herab. Unter den Wagen hervor bellen die schweren M.-G.s, und die Reiter schießen und laden, daß die Läufe heiß werden. Schießen in verbissener Wut. Wissen nicht, auf wen sie schießen, nur, daß die Kerle dort im Schnee sich zwischen sie und die Heimat schieben wollen.
Der Leutnant ist bald hier, bald da; schießt selbst und leitet das Feuer, hilft den Verwundeten in den Waggon, wo sie der Sanitäter verbindet und hinter Schutzschilden und Sandsäcken labt.
Nach einer Stunde läßt das Feuer der Russen nach. Da und dort wenden sich einige zur Flucht; kriechen schreiend im stäubenden, spritzenden Schnee rückwärts und huschen, Gespenstern gleich, aufrecht und gebückt in das Dunkel zurück.
Da stürmt der Leutnant mit ein paar Reitern. Feuerspeiend krachen die Handgranaten. Schreie und Flüche gellen . . .
Langsam weichen die Russen, noch im Zurückgehen feuernd. Aber die Reiter stürzen ihnen mit heiserm „Hurra!" nach, bis weit und breit nichts mehr als glitzernder Schnee und darin dunkle Knäuel, Gestalten zu sehen sind, die starr liegen oder sich winden, stöhnend, wimmernd und um Gnade bettelnd.
Doch die Reiter geben keinen Pardon. Zwei nur bringen sie zurück und einige Gewehre, deutsche Gewehre und Koppel mit deutschen Schlössern daran und deutschen Patronentaschen.
„Warum habt ihr uns überfallen?" fragt der Leutnant die Russen.
„Der Hetman hat es befohlen, Herr!"
„Der Hetman? — Wie heißt euer Hetman?"

„Muchno, Herr.“
Der Leutnant sieht sich um. Da steht Wasja Iwanowitsch. Ihn fragt er, wer Muchno ist.
„Muchno ist kein Kosak und kein Hetman. Ein Räuber ist er und ein Bolschewik. Er und seine Leute plündern und rauben überall.“ Voll Haß sagt das der Kosak.
„So“, sagt der Leutnant und dann zu den Russen: „Ihr wußtet, daß wir kommen?“
„Ja, wir wußten es. Unsere Spione haben euch bei Czerkasowka gesehen, Herr.“
„Die im Schlitten?“
„Ja, die im Schlitten.“
„Wer sind die Leute Muchnos?“
„Bauern, Arbeiter, Soldaten. Sie kommen von überall zu uns. Von Pjekljura und Skoropadskyj. Von überall!“
„Woher habt ihr die deutschen Gewehre?“
„Wir haben sie von den deutschen Soldaten, Herr.“
„Du lügst, Hund!“
„Die deutschen Soldaten haben sie weggeworfen und liegen gelassen. Da haben wir genommen.“
Der Leutnant schaut in das flackernde Licht. Aus dem andern Waggon tönt Stöhnen in das Schweigen. Da reckt er sich auf: „Hole deinen Kameraden, Wasja Iwanowitsch. Die beiden hier gehören euch. Macht mit ihnen, was ihr wollt. Was ihr bei ihnen und den Toten findet, gehört euch, bis auf Waffen und Munition; die bringt ihr mir! Alles! Verstehst du? — Macht schnell, wir wollen weiter!“
Grinsend gehen die Kosaken. Mit den Gewehren und Füßen stoßen sie die beiden Russen vor sich her. Bald darauf gellt ein Schrei, dann fallen zwei Schüsse . . .

Neun Verwundete hat das Detachement, einen Toten und einen Sterbenden, dem die Räuber die Halsschlagader durchschossen.
Mit deutschen Gewehren! denkt der Leutnant. Und die Reiter schauen nach den fünfundvierzig deutschen Gewehren, die die Kosaken gesammelt haben, als suchten sie jenes darunter, aus dem der tödliche Schuß kam.
Da heben sich die aschgrauen Lider des Sterbenden. Von einem zum andern wandert der staunende Blick mit kurzem Verweilen bei jedem und bleibt dann irgendwo haften, ferne, und bricht . . .

Der Bahnhof von Romodan ist gestopft voll von Zügen. Auch der Zug mit den Regierungsleuten aus Poltawa steht noch da, weit draußen vor dem Einfahrtssignal. Fast hätte ihn die Maschine Brandts im breiigen Morgennebel gerammt.
Aufgeregt schwätzend, schimpfend und schreiend stehen die Abgeordneten der neuen ukrainischen Regierung — wie sie sich voller Stolz nennen — vor ihren Waggons 1. Klasse, als Leutnant Brandt unvermittelt zu ihnen tritt. Sie sind weder erstaunt, noch unangenehm überrascht, den Deutschen plötzlich vor sich zu sehen. Es scheint beinahe so, als erkennten sie ihn gar nicht als solchen, wenn sie nicht immer wieder versuchten, mit ihm Deutsch zu sprechen.
„Stellt Euch vor, Herr", sagt ein dicker Ukrainer mit hoher, schneeweißer Lamm-Mütze atemlos vor Erregung zu Brandt, „stellt Euch vor, Herr: Um neun Uhr soll die Sitzung beginnen!" Er zieht eine riesige Taschenuhr. „Jetzt ist es halb neun und wir sitzen noch hier! Stellt Euch das vor, Herr! Und die Regierung muß heute noch gebildet werden! Es ist aller-

größte Notwendigkeit! — Ich sage ...“ Der Ukrainer bricht ab und läuft auf einen andern zu, der eben vom Bahnhof her kommt, schwitzend mit zornrotem Kopf. „Was ist, Alexej Alexandrowitsch?“

„Das ist ja ganz unglaublich“, fährt der ihn an mit bebendem Schnauzbart. „Das ist ja unerhört!“

Im Nu ist der Leutnant umringt von zwanzig Abgeordneten, die auf den Gekommenen mit Fragen einstürmen. Er versucht, sich durchzudrängen, aber umsonst. Der Ukrainer wischt sich den Schweiß von der Stirne. „Towarischtschi“, schreit er, „Towarischtschi, das dürfen wir uns nicht gefallen lassen! Diese Kosaken wurden frech, spotteten und lachten mich aus, als ich ihnen sagte, daß wir unbedingt und sofort weitermüßten nach Kiew! Und ein Offizier, Towarischtschi Deputierte, ein Offizier brüllte mich an, wenn wir sofort weiterfahren müssen, dann müßten wir uns alle eben selbst vor die Züge spannen und die Geleise frei machen. Wir, Deputierte der neuen Regierung der Ukraine! Und ein ukrainischer Offizier sagte das, Towarischtschi Deputierte!“

Brandt steht mitten im Wirbel der Empörung, die ihn gar nichts angeht, und kann sich nicht rühren. Wild fuchteln die Arme, und Flüche und Verwünschungen umschwirren ihn.

Endlich beruhigt sich der Schwarm. Einige Abgeordnete tuscheln miteinander, ziehen immer mehr ins Vertrauen, die beifällig nickend den Leutnant anschmunzeln.

Was wollen die von mir? denkt Brandt halb belustigt, halb ärgerlich bei sich.

Schließlich löst sich die Enge, und ein Abgeordneter tritt mit tiefer Verbeugung auf ihn zu.

Ob er die Gnade haben würde, ihn anzuhören, fragt der Dicke und fährt dann nach verlegenem Räuspern

fort, daß die Towarischtschi Deputierten es sehr bedauerten, ihm mit ihrem Zuge im Wege zu stehen; sie seien jedoch felsenfest davon überzeugt, daß es ihm, dem hochwohlgeborenen Herrn deutschen Offizier, gelingen würde, sich bei den Kosaken Respekt zu verschaffen, denn es sei in der Ukraine immer und alles in Ordnung gewesen, solange die Deutschen darauf gesehen hätten. Er möge also die Güte haben, dem ukrainischen Kommandanten seine Wünsche zu sagen, die sie im Namen der neuen Regierung unterstützen würden. Er könne ihres Dankes sicher sein.
Höflich dankt der Leutnant für das Vertrauen und bittet, daß sich einige „Herren Deputierte" bereit machen mögen, mit ihm zu gehen.
Auf dem Wege zum Zug legt er sich den Plan zurecht: Die Brigade muß wieder herhalten; das ist gewiß. Erst mal sehen, was da los ist. Alles andere wird sich dann schon finden!
Mit acht Reitern — den größten —, den beiden Kosaken und sechs Abgeordneten geht der Leutnant zum Bahnhof, der einem mittelalterlichen Heerlager auf der Flucht gleicht. Dicht aufgeschlossen stehen die Züge, keine Schrittlänge Gleises ist frei, und die Waggons sind gepfercht voll. Pferdekadaver recken die Hufe aus dem hohen Schnee an der Böschung, in den Hunde sich Gänge gescharrt haben, um an die Tiere heranzukommen. Zwischen den Schienen liegt stinkender Unrat, sind schwarze Flecke von offenen Feuern.
Mit hochrotem Gesicht kriechen die fluchenden Abgeordneten unter den Wagen hindurch.
Das ist ja noch ärger als bei den Bolschewiki, denkt der Leutnant und wendet sich dann nach den Reitern um: „Seht mal diese Haubitzen!"
Auf einem Wagen stehen zwei notdürftig angeseilte Geschütze mit rostroten Rohren und mit Schnee in

den Mündungen. Zwischen den Rädern des einen liegen zwei Körbe mit verrosteten Granaten.
Und was da in den Waggons haust mit kreischenden Weibern, was da herumlungert und in zerrissenen Mänteln liegt, mit schmierigen Blusen und Hosen, buntfarbig, verlaust und verkommen, mit stieren Augen, verwegenem Blick, krank und verdreckt, was da schreit und schnarcht, flucht und schäkert, grölt und singt, tanzt und wie tot in Knäueln liegt zwischen lallenden Dirnen und nach Parfüm und Karbol riechenden Rote-Kreuz-Schwestern, — ist das Militär? Sind das noch Menschen?
„Sind das Kameraden von dir, Wasja Iwanowitsch?" fragt der Leutnant den grinsenden Kosaken, der im Vorbeigehen einem Mädchen an die Brust greift, daß es aufkreischt unter dem rohen Gelächter einiger Soldaten, die mit baumelnden Beinen in der Waggontüre sitzen.
Und Wasja Iwanowitsch grinst nur und stößt die Geschminkte von sich, die nach den Ringen an seiner Hand hascht, die er den gefallenen Leuten des Muchno abgenommen hat; er und Schura, sein Kamerad, der auch die Brusttasche voll hat, voll Geld und Schmuck.
Endlich steht der Leutnant vor dem zerschossenen Stationsgebäude, fragt nach dem Kommandanten und wird in den Wartesaal erster Klasse geführt.
Der saalartige Raum ist erfüllt von Zigarettenqualm und aufdringlich süßem Parfümgeruch. Elf Offiziere sind da versammelt, und einige geschminkte Rote-Kreuz-Schwestern in blendend weißen Kleidern, die lässig mit übereinandergeschlagenen Beinen in den breiten Sofas lehnen und kokett-verlegen lächeln.
Brandt stellt sich vor, bittet wegen der Störung um Entschuldigung und fragt nach dem Höchstkommandierenden.

Die Offiziere sind sichtlich unangenehm überrascht, versuchen entrüstet zu tun und geben widerwillig ausweichende Antworten.
Wohin die Züge geleitet werden, fragt der Leutnant bestimmt.
Das wüßten sie noch nicht; sie erwarteten dazu erst Befehle. Entweder an die Front oder nach Kiew, sagt einer in goldstrotzender Tscherkeßka; doch keiner weiß, wer die Befehle geben wird, noch wo die Front ist. Das sei alles noch unklar, da die Regierung erst in Bildung begriffen sei. Im übrigen wüßten sie wirklich nicht, wieso ihn das alles interessiere; er sei doch Deutscher!
„Wieso mich das interessiert, meine Herren", sagt Brandt sarkastisch, „das werden Sie noch erfahren. Jetzt will ich wissen, ob Sie bereit sind, der neuen Regierung und ihren Mitgliedern zu gehorchen."
Der Ton dieser Worte dämpft die erwachenden Energien. Die Schwestern suchen zu vermitteln; der Leutnant gefällt ihnen. Sie machen gar kein Hehl daraus. Und die Reiter, die unbeweglich hinter ihm stehen, sind auch nicht so übel; groß, hübsch und stark. Das haben sie tuschelnd und kichernd längst festgestellt. Der Leutnant hat es so zwischendurch gehört.
So geht es eine Weile weiter, bis Brandts Geduld zu Ende ist: wenn die Herren nicht wüßten, was zu geschehen habe, dann müßten sie sich das eben von ihm sagen lassen. Er habe gar keine Lust, noch länger zu warten. Überdies sei er von zwanzig Abgeordneten der neuen ukrainischen Regierung, deren Zug vor dem seinen stünde und schon seit zwei Stunden in Kiew sein sollte, gebeten worden, für die Freimachung des Geleises zu sorgen. Er werde diese Bitte mit aller Rücksichtslosigkeit erfüllen, wenn die Herren es nicht vorzögen, selbst dem Wunsche der Towarischtschi De-

putierten Folge zu leisten. Dazu lasse er ihnen drei Stunden Zeit. Sollte diese Frist zwecklos verstreichen, würden er und die ihm mit drei Panzerzügen nachfolgende Brigade die Räumung der Strecke mit Waffengewalt erzwingen.
„Bis dahin, meine Herren", schließt der Leutnant, „muß ich Sie alle, so sehr ich es persönlich bedauere, als meine Gefangenen betrachten, die ich dann auch der Regierung in Kiew zur Aburteilung durch das Kriegsgericht übergeben werde."
Das wirkt: Nach dreieinhalb Stunden sind die Schienen frei, und an den johlenden Soldaten, geifernden Weibern und den ihre Mützen schwingenden beiden Kosaken vorbei rollen die beiden Züge aus Romodan hinaus.
Lange noch sieht der Leutnant die grellroten Lätze von Wasjas und Schuras schwarzen Pelzmützen. Tränen, ehrliche Tränen, rannen beiden beim Abschied über die Wangen. Kurz vorher noch hatten sie lachend erzählt, wie sie die Toten durch Abschneiden der Finger schnellfertig der Ringe beraubt hatten.
Rätselhafte Menschen, diese Russen! Naive Kinder und reißende Tiere zugleich, denkt Brandt, indem er zurückschaut, bis die Ruine des Bahnhofs und die Häuser und Hütten hinter den Hügeln versinken.

Schräg steht die Sonne — eine Feuerkugel hinter rosigen Schleiern, vor die sich unmerklich langsam, kulissengleich tiefgraublaue Wolkenmauern schieben. Und gedämpfte Röte schimmert auf den Dächern, Giebeln und Türmen Kiews und glimmt in den Fenstern wie verglosender Brand. Dunkel und trotzig ragen die Mauern des Lawraklosters, umgeben von den verräucherten Werkstätten und Schloten des Arsenals, über den weißen Ufern des breiten Dnjeprs und

seiner Arme empor. Dunkel spannt sich die Brücke vor die hohen Uferhänge, auf denen die Häuserkrone der alten Stadt ruht, und friedvoll grüßt die Sophienkathedrale herab in die Schatten.
„Das ist Kiew, Herr, das heilige Kiew!" Inbrünstig sagt es der Maschinist. Er ist ganz versunken, kniet nieder und bekreuzigt sich dreimal, langsam und feierlich.
Ja, das ist Kiew, denkt der Leutnant und dann daran, wie er vor fast einem Jahre als einer der ersten Deutschen mit seinen Leuten in die Stadt gestürmt ist, — in die von den Bolschewiken geplünderte und gepeinigte Stadt, von allen jubelnd begrüßt als „Befreier". Und wie er die Türme jetzt sieht, so schaut er wieder die Bilder, die sich ihm damals darboten in all ihrer Grauenhaftigkeit: Die gemeuchelten Frauen, Kinder und Greise, die verstümmelten Offiziere und Bürger — „Bourgeois" genannt von den Bestien mit Menschenantlitz, die geschändeten Mädchen, die zertrampelten, von Weibern bespieenen, nackten Gemordeten, die Leichenhaufen, aus denen, Würmern gleich, noch Lebende sich wanden und, geblendet und halb verblutet, irrsinnig geworden in den Kerkern und Kellern und unter den Folterqualen, ihn und seine Soldaten um Gnade oder um einen Gnadenschuß baten mit röchelnden, stammelnden Stimmen und Schreien des Wahnsinns.
So war es in Kiew gewesen, in Poltawa, in Charkow, in der ganzen Ukraine. Und dort, wo jetzt das frühe Abendrot glüht, auf Mauern, Türmen und Fenstern, lag damals der Widerschein vergossenen Bluts, brannten die Brände tollster, alles zerstörender Vernichtungswut, feierten Irrwahn, Blutrausch und Verbrechen wildeste Orgien, die keine Phantasie zu überbieten vermag.

Und nun gehen in Deutschland die gleichen Kräfte ans Werk? Wie mag es dort aussehen?
Des Leutnants Blick erstarrt in der Ferne. Langsam wachsen die Kuppel- und Zwiebeltürme, recken sich auf, gewaltig und steil, wandeln sich zu deutschen, zu gotischen Domen und Kirchen. Nicht mehr sieht er die russische Stadt; vertraut und heimelig sind Dächer und Häuser, vertraut, wie eines nur sein kann: die Heimat! Und diese Heimat, Deutschland, ist dem gleichen Wahnsinn verfallen?
Da reißt eine Stimme den Leutnant zurück: „He, wo kommt ihr denn her?" Und wie er hinausschaut, sieht er einen Soldaten den Bahndamm entlangschlendern, ohne Koppel, ohne Achselklappen. Und eine rote Armbinde hat er am Arm und ein blutroter Lappen verdeckt die schwarz-weiß-rote Kokarde an der hohen Offiziersmütze!
Dann steht er vor ihm; herausfordernd unmilitärisch, Frechheit in Blick und Benehmen.
Das Gesicht kenne ich doch! denkt der Leutnant — den hohen Kragen, den tadellos sitzenden, funkelnagelneuen Mantel mit dem Pelzkragen . . . ?
„He! — Ihr glaubt woll, daß mir euer Gepfeife imponiert, was? — Wenn icke nich will, denn könnt ihr lange auf das Einfahrtssignale warten!"
Da kommen auch schon ein paar Reiter heran: „Was will denn der?" — „Mensch, nimm die Knochen zusammen, wenn du mit unserm Leutnant redest! 'n Militärverein sind wir noch lange nich!" — „Das ist doch der Kerl wieder, der Soldatenrat mit dem feinen Auto, Max!" — „Herr Leutnant, kennen Sie den nich wieder?" — „Kiekt, die Etappensau! Was will die denn?" — „Junge, Junge, hau ab und sieh zu, daß die Klappe da oben hochgeht, sonst fahren wir so los!" — „Och, quatsch bloß nich, dein Ge-

quatsche interessiert uns nicht! Wir wollen weiter! In die Heimat, verstehst du?!" So reden die Reiter durcheinander, halb lachend, halb drohend. Und der Soldatenrat steht, schaut, jappt nach Luft, wird krebsrot im Gesicht, beherrscht sich nur mühsam, bis der Leutnant sich einmengt, Ruhe befiehlt und fragt, ob noch ein deutsches Lazarett oder ein Arzt in Kiew seien.

„Sie haben überhaupt nischt mehr zu melden! Mit Ihnen red' ich schon gar nich, — vasteh'n Se?!" begehrt der Soldatenrat auf. Da hat er schon die Faust in der Brust und taumelt brüllend zurück.

„Ich will dir geben, so mit dem Leutnant zu reden, du Aas!" schreit wütend der Reiter dem Fliehenden nach.

„Das war sehr nett von Ihnen, Trews, aber auch sehr dumm", sagt Brandt nach einer Weile, aber die Reiter widersprechen aufgeregt: „Den Kerls muß man zeigen, wer wir sind!" — „Das ist denn doch die Höhe!" — „Nee, Herr Leutnant, da lassen Sie man ruhig uns machen; die kriegen wir schon kirre!"

Lange braucht der Leutnant, um die Reiter wieder zu beruhigen und für alle Möglichkeiten und Zufälle in Bereitschaft zu setzen. Endlich gibt er das Zeichen zur Weiterfahrt.

Wüstes Gejohle und Geschrei gellt dem Zuge entgegen. Mit verhaltenem Atem, zum Letzten bereit, stehen die Reiter hinter den Türen und schauen durch die Schießscharten hinaus. Sie sehen am Bahnsteig die brüllenden Kerle mit offenen Mänteln, mit Mützen ohne Kokarden und roten Binden am Arm. Sehen sie aus Winkeln und Schatten laufen, Gewehre in schlenkernden Händen. Hören das Trappeln der Stie-

fel und das Geschrei: „Stehenbleiben!" — „Heraus mit dem Kerl!" — „Heraus mit dem Leutnant!" — „Halt, oder wir schießen!" — „Wo steckt denn der Hund, der Reaktionär?" — „Dort, auf der Maschine!" — „Knallt es runter, das Aas!"
Und plötzlich stehen die Etappenleute, dicht aufeinander gerannt, keuchend vom Lauf und vor Wut, vor dem unerwartet mit schrillem Pfiff haltenden Zug und sind — ehe es einer zu fassen vermag — auch schon von Reitern mit schußbereiten Gewehren und eisernen Gesichtern umstellt. Und aus jedem Wagen drohen M.G.s; die Mündungen blitzen im Lichte, und Handgranaten liegen bereit.
Wie erstarrt steht die Horde. Ihre Augen nur irren voll Haß und voll Angst von einem zum andern. Willenlos fahren die Arme empor auf das Kommando des Leutnants. Mechanisch folgen sie jedem Befehl, der wie Peitschenschlag hart in sie hineinfährt: „Waffen auf den Boden legen!" „In einem Gliede, unter der Bogenlampe dort, antreten!" „Stillgestanden!" „Der da — ja, Sie! vier Schritte vortreten!" — „So!"
Da stehen sie nun im grellen Lichte, mit blöden oder verbissenen Gesichtern. Und der Leutnant geht langsam die lange Reihe ab. Jeden einzelnen schaut er sich an mit stahlharten, durchdringenden Augen und unbeweglichem Gesicht, das keine Regung verrät.
Sechsundachtzig sind's, zählen die Reiter.
Und was für Verbrechervisagen dabei sind! denken sie.
Und wie die jetzt dastehen! — Und das wollen Soldaten sein! Deutsche Soldaten! sagen sie zu sich, und in ihren Augen ist Spott und Verachtung. Und dann lachen sie plötzlich. Ist das Scherz oder Ernst?
„Fünfundzwanzig Kniebeugen auf Kommando!" ruft

der Leutnant und zählt mit todernstem Gesicht, langsam, mit kurzen und langen Pausen und sagt dann: „So! — Daß keiner sich rührt!" und tritt auf den Soldatenrat mit der Offiziersmütze zu.
„Wer sind Sie?"
„Soldat Erich Kramer, Zweite Kompanie, Landsturmbataillon drei."
„Sie waren an der Front?" Schweigen. „Na, wird's!"
„Nein."
„Wo dann? — Wenn Sie nicht schneller antworten, werde ich's Ihnen beibringen!"
„Erst in Brest-Litowsk beim Bahnschutz und dann im Lazarett."
„Woran krank?"
„An Tripper."
„So!" sagt der Leutnant und dann zu den andern: „Wer an der Front war, — vortreten!"
Vierundzwanzig Mann treten vor; sechs davon auffallend zögernd.
Weiter fragt der Leutnant; dieses und jenes. Und die Reiter hören, zählen, lachen voll Ingrimm und Empörung. Von den sechsundachtig sind vierundsiebzig vorbestraft. Wegen Diebstahls, Gewalttätigkeit, Notzucht, Hehlerei; einer sogar wegen Raubes. Keiner von ihnen ist über dreißig Jahre alt, die meisten zwischen achtzehn und zweiundzwanzig. Söhne der Reiter könnten sie sein!
„Wenn ich so 'nen hätte, den erwürgte ich glatt", meint Grote.
„Halt den Rand, Grote — hör lieber zu! Das ist ja ganz doll!" sagt sein Nebenmann.
Wieder fragt der Leutnant; bald diesen, bald jenen. Und jeder spricht anders, sagt anderes aus. Von Wort zu Wort mehren sich die Widersprüche.

„Wie ist das mit dem Sanitätsdepot?" will Brandt wissen.
„Das war schon weg, als wir herkamen. Der Soldatenrat des Lazaretts hatte es dem jüdischen Arzt verkauft."
„Und die Gewehre, Geschütze, Handgranaten aus den Werkstätten und Depots?"
„Die hat Sever verkauft. Ganz bestimmt er! Ich war dabei, wie er mit den Russen verhandelt hat."
„Das ist nicht wahr, der Hund lügt!" schreit Sever. „Er hat mit den Bolschewiki die Sache abgemacht!"
Der Leutnant wendet sich den Reitern zu: „Seit Monaten ist in der Heimat Mangel an Sanitätsmaterial und Medikamenten, und die verkaufen es hier in Massen! — Wir kämpfen gegen die Bolschewiki, und die liefern ihnen Waffen und Munition! — Ihr müßt seit Monaten in alten, schlechten Mänteln, Waffenröcken, Hosen und Stiefeln aushalten, und hier wurde das alles neu und waggonweise an Juden verschachert!"
Und zu den Kerlen gewendet fährt Brandt fort: „Wenn ich mich nicht als Deutscher für euch schämen müßte — ich lieferte euch alle, wie ihr da steht — an die Ukrainer aus, die ihr mit gefälschten Papieren und Vollmachten ebenfalls betrogen habt, seit der letzte deutsche Soldat Kiew verlassen hat!"
Mit zusammengebissenen Zähnen, bebend vor mühsam beherrschtem Zorn, voll tiefer Verachtung sagt es der Leutnant und ruft dann den Wachtmeister von der Maschine, dem er das Kommando übergibt: „Ich gehe jetzt mit Löhr und vier Reitern in die Stadt. Wollen sehen, ob die Abgeordneten Wort gehalten haben. Auch einen Arzt möchte ich herzuschaffen."
Und auf die Roten weisend: „Die hier lassen Sie einzeln vortreten und durchsuchen. Geld und was sie

sonst Verdächtiges bei sich haben, abnehmen und in den ersten Wagen bringen! Den zweiten lassen Sie dazu räumen. Da hinein dann mit denen und Doppelposten vor die Türen! Wer aufbegehrt oder fliehen will, wird sofort erschossen!"

Dann geht Brandt, geführt vom Maschinisten und Heizer.

Die Ukrainer sind sehr entgegenkommend, vor allem, als sie hören, daß das „Abrüstungs- und Transportkommando" am Bahnhof mit dem Detachement Kiew verläßt.

Nach zwei Stunden sind zwei Ärzte, zwei neue Maschinisten und einige Offiziere zur Stelle, die dem Leutnant zur Verfügung stehen sollen, solange er ihrer bedarf.

„Es wird ihnen eine Ehre sein, Herr, Eure Wünsche zu erfüllen", versichert der dicke Abgeordnete unter vielen Verbeugungen mit beinahe übertriebener Freundlichkeit. Nur schlecht vermögen die Ukrainer ihre Bedrücktheit und Unruhe zu verbergen, die auch über der schlafenden Stadt liegt, schwer und trübe wie der Schneehimmel, der dunkel und tief auf die Dächer herabhängt.

Durch die Nacht rollt der Zug in den langsam grauenden Morgen hinein. Und die Räder rollen im Rhythmus der Lieder. Einmal ist es das „O Deutschland hoch in Ehren", dann wieder das „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn", das Brandt vor sich hinsummt.

Und unaufhörlich rollen die Räder im gleichen Takt, und ohne Ende wechseln die Lieder, ob er nun wacht oder vor sich hindöst. Jetzt könnte er doch ruhig schlafen — jetzt, wo das Gefährlichste hinter ihnen liegt, wo die Verwundeten neue Verbände haben, wo der

Weg so klar ist und die wolhynische Landschaft so einförmig, eben und offen sich hinbreitet, daß die Augen — müde des Suchens und Irrens in endloser Fläche — von selbst zufallen! Jetzt, so nah der Erfüllung aller Sehnsucht, aller Wünsche, der Heimat!

Du bist hysterisch wie ein kleines Mädchen, Brandt! Deine Nerven sind überreizt! Du mußt dich zur Ruhe zwingen, mußt schlafen wollen, dann wird es auch gehen — zum Teufel nochmal!

Aber da ist das Lied wieder: „O Deutschland hoch in Ehren, du altes Land der Treu . . ."

Ach so, die Reiter singen es jetzt!

Der Leutnant horcht nach hinten: Ja, sie singen! Da ist ja auch Grotes dröhnender Baß!

Brandt beugt sich hinaus und sieht Reiterstiefel aus den Türen baumeln und dann die beiden Waggons, wo die Kerle drin sind, das „Abrüstungs- und Transportkommando" aus Kiew, die „Soldatenräte", die jetzt auch in der Heimat das große Wort haben, die jetzt in Deutschland „regieren" sollen — die „Arbeiter- und Soldatenräte", die auch Rußland beherrschten, ehe das Blutbad der Bolschewiki begann. Deutlich sieht er ihre Gesichter vor sich . . .

Sie ähneln alle einander — die mit den feldgrauen und die mit den braunen Mützen! sagt Brandt zu sich selbst, indem er sich wieder niedersetzt.

„Daß sich unsre alte Kraft erprobt, wenn der Schlachtruf uns entgegentobt", singen die Reiter.

Ja, die, denkt Brandt, wenn nur alle so wären wie meine Leute, dann sollte mir nicht bange sein um Deutschland — dann nicht, wenn die andern alle nur halb so wären . . .

„Herr Leutnant sollten sich auch mal langlegen", hört er Grote sagen. Und seine Reiter sieht er vor

sich, jeden einzelnen: Da ist Löhr! „Jumbo“ nennen ihn die Reiter, weil er so schwerfällig und groß ist! Und da Grote, der Vorstand des Gesangvereins „Einigkeit“! Und Andersen, der Hamburger, der mit „Kommißbroten Sechsundsechzig spielen kann“, wie seine Kameraden sagen! Und weiter Trews, der alles kann, nur nicht reden! Dann der junge, verwegene Reservist Tillmann mit den zehn „Brautgens“! Da Klaus Koch, der „nich mal 'ne Suppe zuwege kriegt“ und wie ein Kind heulte, als er von seinem Pferde Abschied nahm! Und Kampers, der trotz seines Armschusses weiterschoß, bis er ohnmächtig mit dem Gesicht in den Schnee fiel! Da Lehmann I und Söhle, die im vorletzten Wagen liegen und nun doch, wenn auch tot, in die Heimat kommen . . . Und schließlich ist Kersten da, der Anno vierzehn die Patrouille gegen Paris mitgeritten und sich — trotz schwerer Verwundung auf einem französischen Gaul doch noch durch die feindliche Linie geschlagen — und der „dolle Baliner“ Heinemann — und Kuers, den nichts aus der Ruhe bringt, — und — Ja, — mit solchen Leuten ... dann ... Deutschland ...

„Herr Leutnant, Herr Leutnant!“

Brandt hört die Stimme des Wachtmeisters immer näher, aber erst, als der seinen Fuß faßt und rüttelt, fährt er empor, greift nach der Pistole und ist ganz verwirrt: da habe ich also doch geschlafen . . .?

Und er sieht Häuser, ein ganzes Barackenlager, und den Wachtmeister, der zu ihm heraufschaut, und hinter ihm zwei mit roten Armbinden, von denen einer Offiziersachselstücke trägt.

Das macht ihn ganz wach: ein Soldatenrat mit — Offiziersachselstücken, ist das denn möglich? Ja, doch,

da steht er, vor der Maschine und dem zerfließenden Dampf!
„Sie wünschen, Herr — Leutnant?" fragt Brandt und hat das Gefühl, daß seine Zunge dick und verquollen ist.
„Wollen Sie sich nicht herunterbemühen, Herr Kamerad?" fragt der Offizier-Soldatenrat wieder.
Kamerad, das ist gut, denkt Brandt, indem er langsam die Tritte hinabsteigt. Sehr gut sogar! Na, die Geschmäcker sind immer verschieden gewesen!
„Sie wünschen, Herr Leutnant? Übrigens, Brandt ist mein Name."
Der Soldatenrat ist ärgerlich, will es aber nicht merken lassen und tut sachlich, kühl: „Sie kommen aus Charkow?"
„Ja, auch; eigentlich von noch weiter."
„Wieso erst jetzt?"
„Das werden Ihnen die Charkower Soldatenräte am besten sagen können."
„Sie haben zehn Verwundete?"
„Ja, auch das. Sogar mit deutschen Gewehren von bolschewikischen Banden Verwundete, Herr — Leutnant. Über die Herkunft dieser deutschen Gewehre kann Ihnen vielleicht auch einer der Soldatenräte Auskunft geben."
„Ich muß Sie bitten! — Ich bin im Dienst, ich bin beauftragt!"
„Ach ja — beauftragt . . ."
„Erschweren Sie mir die Sache nicht; es ist peinlich, wenn . . ." Der Offizier-Soldatenrat schaut um sich. Reiter stehen da und grienen.
„Mir bestimmt noch peinlicher, daß ..." sagt Brandt und schaut von der roten Armbinde nach den Achselstücken.
„Sie wären verpflichtet gewesen, einen Soldatenrat

wählen zu lassen, Herr Leutnant. Zwingen Sie mich, bitte, nicht, jetzt noch darauf zu bestehen!"
Da drängt sich Heinemann vor: „Och, quatschen Sie man nich so rum! Wir . . ."
„Ich muß bitten! Ich verbiete Ihnen . . ." schreit der Offizier-Soldatenrat.
Aber Heinemann redet unbeirrt weiter: „Wir wollen keinen Soldatenrat! Wir wollen heim, zu Muttern!"
Und Grote, Tillmann, Löhr, Kampers mit dem Arm in der verschmutzten Schlinge, alle: „Jawoll, heim wollen wir!" So sagen sie durcheinander, bis Brandt „Ruhe!" befiehlt.
„Sie sehen, Herr — Leutnant!"
„Ja, aber — Sie machen sich unnütze Schwierigkeiten, wenn . . ."
Da schrillt die Dampfpfeife und reißt Brandt herum. Trews steht auf der Maschine, seine Augen sprühen, sein Arm zeigt nach dem Barackenlager . . . Von dort kommen Kerle gerannt. Mit roten Armbinden. Und mit Gewehren!
Auch die Reiter rennen zu ihren Waggons, springen hinein und wieder heraus, mit Gewehren! Und stehen jetzt vorm Zug, schußbereit . . .
„Entwaffnen!" schreien die drüben. „Nieder mit den Reaktionären!" „Nieder mit den Hunden!" „Entwaffnen!"
Da steht auch schon Brandt zwischen den Fronten: „Ruhe! Zurück!"
„Knallt den Hund nieder, den Leutnant, der hat sie aufgehetzt!" brüllen die Roten.
Ruhig steht Brandt, eisern und bleich. Mit haßerfüllten Augen, steinern, warten seine Reiter, ihre Gewehre im Anschlag.
„Also, das geht denn doch nicht!" schreit von der

Seite der Offizier-Soldatenrat. „Die Gewehre herunter! Ruhe! Zurück!"
Murrend folgen die Roten, und die Reiter nehmen die Gewehre bei Fuß.
„Sie sehen, Herr Kamerad, wohin solche Auseinandersetzungen führen", sagt der Offizier-Soldatenrat heiser. „Es ist das beste, wenn wir die Sachen schnellstens erledigen, damit Sie sofort weiterfahren können."
„Der Ansicht bin ich seit langem. Also — bitte . . .?"
„Sie müssen umladen. Ich werde veranlassen, daß Ihr Transport an den abfahrtbereiten Zug angehängt wird. In einer Stunde fahren Sie ab."
„Ich brauche einen Arzt zur Erneuerung der Verbände . . ."
„Ach so, ja, in Brest-Litowsk dann. Hier ist nichts mehr. Ich werde das telephonisch nach dort weitergeben."
„Danke! — Und zwei Tote haben wir, die wir in Deutschland begraben wollen."
„Tote?" Der Soldatenrat ist wie erstarrt: „Tote? Die müssen Sie hier lassen. Es fehlt an Transportmaterial. Das ist ganz ausgeschlossen!"
„Wir werden sie mitnehmen", sagt Brandt bestimmt. Da zuckt der andere die Achseln.
„Ja, richtig: Und in einem Waggon sind Gefangene", fährt Brandt fort.
„Gefangene? — Russen?"
„Nein, Soldatenräte, Deutsche, Verbrecher!"
„Aber, Herr Kamerad . . .!?"
„Ja, doch! Aber — die interessieren mich nicht mehr. Machen Sie damit, was Sie wollen; sie sind im dritten Waggon."

So ist das also — so? sinnt Brandt in das Rattern der Räder hinein. Also doch „Soldaten- und Bauernräte" wie in Rußland! Und „Freiheit und Gleichheit" und „Bourgeois" gibt es auch. Und er und die Reiter sind „Reaktionäre"!
Re—ak—tio—näre, stampfen die Räder im Takte. Re—ak—tio—näre. Immer fort, immer das eine, als hätten sie es der brüllenden Horde in Kowel abgelauscht.
Da neigt sich Grote vor: „Und haben Herr Leutnant gesehen...? — Die Kiewer Kujone, die waren schon mittenmang unter ihnen. Der mit der Offiziersmütze, der dirigierte den Chor! — Die Bayern vorne, die sagen, daß die Schufte auch die Feldpostwagen geplündert hätten. Und das, was wir da in Kiew erlebt und rausgekriegt hätten, das sei überall genau so gewesen. Manchmal noch schlimmer. Sie seien sogar mit deutschen Geschützen beschossen worden in der Krim unten."
Und nach einer Weile sagt Tillmann: „Herr Leutnant hätten die alle sofort über den Haufen knallen sollen. Mich hat es man so in die Fingers gejuckt — in Kiew, als wir sie in der Zange hatten."
Und Trews, der seit Charkow noch kein Wort geredet hat, schaut den Leutnant lange an und sagt dann: „Wenn die nu in die Heimat kommen!"
Schwer, wie Bleitropfen, fallen die Worte nieder vor Brandt, und er schaut auf den Boden und glaubt zu sehen, wie aus den Tropfen Flammen züngeln, wie sie rot werden, blutrot...
Dann reckt er sich auf: „Ach, das sind ja alles Hirngespinste, Leute! Die Frontsoldaten werden so was doch nicht dulden!"
Da kommt von hinten eine fröhliche, unbeschwerte Stimme.

Das ist Ewers, denkt Brandt und horcht hin.

„Und wenn ich bei Muttern bin, Kinners, dann können die mir alle! Denn muß der Olle abtreten und da will ich den Hof man so aufzäumen, wie mir das paßt. So'n bißchen mit der Zeit und nich so altmodisch, mit der Schinderei, versteht ihr? Und dann wird geheiratet endlich. Und wenn's denn so warm und mollig in der Bude ist, dann ist für Politik kein Platz, denn die ist Schiet und die gute Stube verdreckt man sich als 'n vernünftiger Mensch nich!"

„Und wenn sie dir die Bude über'm Kopp ankokeln, he?" braust Heinemann los.

„Und wenn dir so'n Aas inzwischen dein Mädchen verunehrt hat?" fragt Kuers.

„Dann knall ich den Hund übern Haufen", schreit Ewers, „so wahr wie ich hier sitze!"

„Wenn du noch was zum Knallen hast, Jung! — Ihr habt doch gehört, daß sie uns an der Grenze entwaffnen wollen", ruft Löhr von der anderen Seite dazwischen.

„Die sollen man kommen!" „Das sollen sie man bloß versuchen!" sagen die Reiter verbissen und lachen grimmig und höhnisch.

„Ruhig Blut und warm angezogen!" meint Grote gemütlich. „Das alles wollen wir man vergnügt an uns rankommen lassen — nicht wahr, Herr Leutnant? Wir werden die Jungens schon schaukeln! Bis dahin aber ist noch Zeit und da wollen wir noch eins singen, Kameraden!" fährt er fort, indem er aufsteht und zu dirigieren und zu singen anhebt.

„O Deutschland hoch in Ehren..." singen die Reiter, daß die grauen Wände dröhnen, und die Räder rattern „Re—ak—tio—näre, Re—ak—tio—näre!" dazu...

Abenddämmerung liegt über der kleinen Stadt. Grau ist der Himmel und nur noch im Westen blaßt zartes Rosa durch die schmalen Wolken, die wie tiefblau-violette Hechte über dunklen Felszacken ruhig im Äthermeer schwimmen.

Still ist es in den engen Gassen, die steilschmale Giebel mit kleinen, grauleuchtenden Fensteraugen bedächtig und geruhsam bewachen. Nur am Marktplatz, in der Kneipe mit dem uralten Schild, scheint noch Leben zu sein.

Der alte Schutzmann steht vor dem verhängten Fenster, durch das gelbes Licht schimmert, und schaut über die messingene Stange hinweg hinein. Soldaten sitzen drinnen an langem Tisch. Der eine hat Zivilsachen an, der andere steckt noch in Feldgrau, manche von ihnen tragen beides zugleich und weiße Verbände. Und in ihrer Mitte sitzt ein Offizier mit Achselstücken und dem E. K. I an der Brust.

„Ach, das ist ja der lange Leutnant, der vor vier Tagen mit seinen paar Männekens vom Bahnhof her nach der Kaserne marschierte und mir solche Bange einjagte mit seinen Liedern! Und die Roten so wütend machte! Na, denn, sollen sich's gut gehn lassen mal nach all dem Schrecklichen draußen!" sagt er im Weitergehen leise zu sich.

In der verräucherten Stube sitzen Brandt und die Reiter vor vollen Gläsern. Und sie reden und lachen laut schallend durcheinander.

„Das haben wir mal wieder fein gemacht, das mit der letzten Parade! Herr Leutnant, Kinder und Leute, unser Leutnant soll leben!" ruft Kuers, und die Reiter erheben sich und trinken Brandt zu: „Ja, er soll leben!" „Hurra, hurra, hurra!"

Mit jedem einzelnen stößt der Leutnant an. Doch während die Reiter sich wieder hinsetzen, bleibt er ste-

hen, wartet, bis alles still ist, und sagt dann ernst: „Und auch ihr sollt leben, Kameraden, wie es sich für rechte Kerle, für deutsche Soldaten gehört! Das wünsche ich euch allen von Herzen. Wenn man uns heute auch nicht braucht, einmal wird man doch noch an uns denken müssen. Und wenn man das dann tut, dann, Reiter, war der Krieg nicht verloren! Dann wollen wir wieder fest zusammenhalten wie bis heute. Dann wollen wir gerne und mit Freuden wieder auf uns nehmen, was die andern heute Blödsinn, Wahnwitz und Verbrechen nennen! Dann wollen wir unseren toten Kameraden von neuem beweisen, daß ihr Opfer nicht umsonst war!"

Ganz still ist es, fast jeder Atemzug zu hören. Schnurgerade ringelt sich der Rauch von den Zigarren und Zigaretten und Pfeifen zur graugelben, niedrigen Decke empor. Kerzengerade steht Brandt, als stünde er Wache vor einer Bahre. Dann senkt er sinnend das scharfgeschnittene Gesicht und spricht weiter: „Der Abschied von euch, Kameraden, fällt mir schwer. Aber ich baue zuversichtlich darauf, daß diese Kameradschaft, die uns in Not und Tod zusammenschmiedete, die uns einander achten und ehren lehrte, auch diese bittere Zeit überstehen wird. Ich werde jedem einzelnen von euch die Treue, die ihr mir gehalten, bis an mein Ende bewahren!"

Von einem Reiter zum andern schaut Brandt. Und sie sehen ihn an, stehen auf wie auf Kommando, gehen auf ihn zu und drücken ihm der Reihe nach die Hand.

„Das soll ein Wort sein, Herr Leutnant!" sagt Grote. „Ein Hundsfott, wer's anders meint! Deutschland soll leben, hurra, hurra, hurra!"

Heimat

„Willkommen in der Heimat, mein Junge! Willkommen daheim!“
„Grüß Gott, Mutter“, sagt Brandt, indem er sich zu der alten Frau herabneigt, die heftig atmend nach Worten ringt, ihn lächelnd und forschend betrachtet und ein bißchen verwirrt ist.
„Daß du endlich da bist, Junge, endlich! Und ganz — und heil, gottlob!“ Als schüfe ihr jede Silbe eine Erleichterung, so hastig sagt sie das; und doch schwingt in jedem Laut verhaltener Jubel.
Und Brandt steht vor ihr, geht mit ihr ins Zimmer und ist unbeholfen, linkisch, weil sie seine Hände nicht losläßt und er sie ihr doch so gerne ließe, wenn sie ihm nicht irgendwie fehlten. Und seine Augen gleiten von der Mutter in den Raum und wieder zurück zu ihr, suchend und doch überall ruhend. Denn nichts ist an ihr und nichts in dem großen, behaglichen Zimmer, was sich verändert hätte in diesen vier Jahren.
Alles ist genau so wie damals, denkt Brandt. Es ist, als wäre kein Krieg gewesen, als käme ich von einem Ausflug heim. Nur Mutters Gesicht ist schmäler geworden und ihr Haar nun fast ganz weiß — und die Hände sind noch nervöser und beinahe durchsichtig jetzt. Und es ist doch alles so anders, so ganz anders!
Und die alte Frau folgt jedem seiner Blicke, lächelt ihn an, sagt „mein Junge“ zu ihm, fühlt den Widerspruch zwischen Erinnerung und Wirklichkeit, sieht

sein hartes, männliches Gesicht, blickt in seine Augen und klammert sich mit aller Kraft an das „mein“. Sie sucht nach Bindungen zwischen dem Jungen, der in ihren Gedanken lebt, und dem Manne, der vor ihr sitzt, um sich und ihm zu helfen, der anscheinend nicht mehr ihr eigen ist, aber auch — das ahnt sie dunkel — nicht mehr seiner selbst.
Und Brandt begreift es nicht, daß sie so ganz die gleiche geblieben, daß sie ihm so vertraut erscheint und daß er dennoch nicht zu ihr finden kann, die auf ihn wartet. Er hört ihre Stimme, die wie ein fernes Echo in ihm tönt, und versteht dennoch nur wenig von dem, was sie sagt.
Und sie hört nur einen Mann sprechen, dessen Worte einen entschlossenen, beinahe rauhen Klang haben, denen der helle, weiche Unterton fehlt, an dem sie früher unter vielen anderen sofort ihren Jungen erkannte.
Immer wieder versuchen Mutter und Sohn die alte Vertraulichkeit wiederherzustellen. Sie erzählt ihm von seinen Jungenstreichen, erinnert ihn an dieses oder jenes Erlebnis, bringt Bilder herzu in banger Hast, Gegenstände und Bücher, die er geliebt, mit denen er gespielt, an die sich Erinnerungen knüpfen, die die Ferne zu greifbarem Nahesein wandeln sollen. Und er betrachtet alles, kann sich an vieles noch sehr gut erinnern und muß dennoch zu allem lächeln, hilflos, ungläubig, verlegen. Und er sagt am Ende, als ihre Blicke suchend umherirren und peinigendes Schweigen sie kalt anweht: „Ach, laß gut sein, Mutter, sieh, so war das wohl alles einmal, damals ...“ und lächelt immer wieder und schüttelt verwundert den Kopf und ist ganz eingesponnen in das Erinnern und in Gedanken versunken, von denen er keinen zu Ende zu denken vermag. Und er sieht Bilder, klar und deutlich sieht er sie, Bilder, die ihn locken und umdrängen,

denen er folgen, die er halten möchte, beschwörend und sehnsüchtig, und die er, greift er danach, dennoch nicht halten kann und auch, dies fühlt er zugleich, nicht halten will, weil er mit all dem, was früher war, nichts, gar nichts mehr anzufangen weiß!

Dies erkennt Brandt und dann auch dies: daß alles, was vor dem Einen liegt, verloren ist, für immer verloren!

Ja Mutter, Mutter, siehst du denn nicht? Verstehst du denn nicht? Bin auch ich dir so fremd geworden da draußen, wie mir alles so fremd geworden ist in der Heimat — die Dinge, die Menschen und auch — du, Mutter?

So schreit es in Brandt, so möchte er es hinausschreien in seiner Qual. Aber da ist dies Eine, dies Gewaltigste, Furchtbarste, das seine Kehle umkrallt, das ihn zum Lächeln über alles zwingt, das ein Maß ist und bleiben wird für alles Erleben, welches hinter ihm liegt und seiner noch wartet in Zukunft.

Und immer wieder sagt er „sieh, Mutter..." und versucht, ihr dies Eine zu erklären. Und sie sagt mit dunkler, bebender Stimme: „Was, mein Junge?" Und das Schweigen ist wieder da und füllt den Raum mit furchtbarer Last und stellt sich zwischen ihn und sie — so kalt, so trennend und entfremdend, daß sie in ihrem Wollen erstarren.

Dieses vergebliche Bemühen, zu sagen, was unsagbar ist! Diese Hilflosigkeit vor sich selbst! Dieses Irren in Lächeln und Qual und dieses Anstemmen, Auflehnen gegen alles und nichts! Mit erlahmender Kraft! Und nirgends ein Halt! Wie sinnlos ist das und wie zwecklos, denkt Brandt und fragt, nur um etwas zu sagen, etwas ganz Gewöhnliches, Wirkliches, mit dem er diesem zermürbenden Durch- und Gegeneinander eine Richtung geben könnte. Ob Hei-

nemann schon dagewesen sei? Und er schämt sich doch gleich darauf dieser Frage, die, wie er an ihrer Wirkung klar erkennt, grenzenlos albern ist, da er ja bei seinem Kommen im Vorzimmer fast über den Koffer gefallen wäre, den Heinemann gebracht hat.

„Heinemann ...? Ach ja, Junge, natürlich war der da, natürlich! Da sitzen wir nun und sehen uns an und ... Ja, natürlich war Heinemann da!"

Ganz fassungslos ist die alte Frau und scheint in ihrer Verwirrung die Frage noch lange nicht so recht zu begreifen, bis sie sich endlich bezwingt und mit halbem Lächeln sagt: „Ja, doch, Heinemann war da! Er erzählte mir doch auch, daß man dich wegen der in Charkow verkauften Pferde zur Verantwortung ziehen wolle. Und von eurem Einzuge in die Garnison erzählte er auch — und daß sie dich alle so gerne hätten", sprudelt sie mit einem Male los und wird dann plötzlich wieder besinnlich und ernst: „Ja, und daß du dich vorsehen solltest, sagte Heinemann. Die Roten seien scharf auf dich. Die vergäßen dir nicht, daß du ihnen so die Meinung gesagt hast."

„Na, na — so schlimm wird das nicht sein, Mutter", lächelt Brandt. Aber sie gibt nicht nach, denn an der Angst und Sorge um ihn hat sie Halt und Bindung wiedergewonnen.

„Du mußt vorsichtiger sein, Fritz, versprich mir das! Sieh mal, du hast noch die schwarzweißrote Kokarde an der Mütze und die Achselstücke", fährt sie unbeirrt fort, „das sind rote Tücher für diese Leute! Sei vorsichtig, mein Junge, diesen Leichtsinn hat jetzt schon manch einer büßen müssen!"

„Leichtsinn nennst du das, Mutter, Leichtsinn, was Ehrenpflicht eines jeden deutschen Soldaten ist? Und vorsichtig sagst du? Sollen wir, die wir vier Jahre lang für Deutschland kämpften, uns und die Farben,

denen wir dienten, die uns Symbol sind, verstecken vor diesen Lumpen und Verrätern? Steht es so in der Heimat, so? Und bei allen — und auch bei dir?"
Mit schmalen Augen sagt das Brandt. Sein eben noch lächelndes Gesicht ist hart und bleich geworden; fast feindselig schaut er in die entsetzten Augen der alten Frau.
„Du meinst es ja gut, Mutter", lenkt er nach kurzem Schweigen ein, indem er ihre zitternden Hände streichelt, „du meinst es ja gut, ich weiß das, aber ..."
Die Augen Brandts irren durch den Raum.
Ist es denn auch hier so wie da draußen? Ist das hier, diese gut deutsche Behaglichkeit, diese Wärme in jedem Gegenstande, in der ganzen Luft, auch schon alles verseucht? So rettungslos verseucht, denkt er und überhört, was seine Mutter sagt, bis sie die Hand auf seine Schulter legt und die Frage wiederholt.
„Aber ..., mein Jung?"
Da weicht die Erbitterung aus seinem Gesicht und mit leiser Traurigkeit sagt er: „Ach, lassen wir das, Mutter! Es hat keinen Sinn, darüber zu sprechen. Es hat gar keinen Sinn! — Wenn es die andern nicht fühlen und begreifen, wie solltest das du dann verstehen als Frau und als Mutter?"
Und nachdem er das gesagt hat, ist dem Leutnant plötzlich, als wäre auch in dem Zimmer, das ihn so vertraut aufnahm und mit solch klarer, sicherer Ruhe umschloß, die beängstigende Leere, diese fröstelnde Fremdheit, die ihm überall und immer entgegengähnte, seit er die Heimat betrat.
Langsam und bedächtig tickt die große Standuhr in der Ecke. Brandt hört sie und starrt in das breite Lichtband mit den träge tanzenden Gold- und Silberstäubchen, das sich vom Fenster nach dem Ofen hin

spannt. Quälend fällt das leise Geräusch in die Stille und es ist ihm, als sagte auch dieses „Vor — sicht! Vor — sicht!"
Und die Mutter sitzt ganz in sich versunken da, betrachtet ihn scheu von der Seite und denkt voller Sorge: die Nerven, es ist ja kein Wunder! über vier Jahre da draußen; erst im Westen: Flandern, Champagne, Somme, — dreimal verwundet, kaum geheilt wieder hinaus — immer voller Unruhe — kaum einen Urlaub — dann Rußland, der Vormarsch in die Ukraine, monatelang keine Post — und dann noch die letzten Wochen! Heinemann hat ja alles erzählt, alles. Schlafen soll er erst mal und ausruhen, ordentlich ausruhen, — der liebe Junge! Und vielleicht baden vorher, das macht müde und beruhigt. Und dann soll er tüchtig essen! Seit Wochen hat sie Fleisch-, Butter- und Brotkarten gespart für ihn — das soll er jetzt essen! Und abends ... Ja, das macht ihm vielleicht Freude, wenn sie ihm das sagt, fährt es ihr plötzlich durch den Kopf. Er war ja früher so gerne bei ihnen!
„Staakens kommen heut abend, mein Junge", sagt sie mit leiser, bewegter Stimme.
Brandt hört die Freude, ihm etwas Angenehmes sagen zu können, aus den Worten heraus.
Aber, so denkt er, wer sind Staakens? — Heute! Das war ja alles — einmal, damals! Als er noch so — jung war und sich an Gedanken und Dinge hängte, deren Wert oder Unwert früher an Maßstäben gemessen wurde, die keine echten waren.
Ganz genau weiß er das jetzt mit einem Male. Aber Mutters Worte schwingen noch in ihm nach, und so sagt er, daß er sich auf den Besuch freue, fühlt aber die Lüge in seinen Augen und tut darum alles, was sie in ihrer scheuen, behutsamen Sorge will, wie eine

stumme Abbitte, denn sie — das wird ihm, je tiefer er in sich hineinhorcht, immer klarer — ist jetzt der einzige Mensch in der Heimat, bei dem und durch den er zu sich selbst zurückfinden kann ...

Langsam rinnen die Stunden, die voller Hast sind. Und seine Tage sind grau und die Nächte voll fiebernder Gedanken, die auftauchen wie Leuchtkugeln, grelle Helle verbreiten, verzerrte Schatten zeugen und zischend in gärenden Märznebeln verlöschen, noch ehe die Sinne das Bild klar erkannt.
Und da ist Deutschland, aber es ist für ihn nicht. Und wo es erscheint — ein Irrlicht, ein tanzender Funke über brodelndem, blutdünstigem Schlamm —, da versinkt es auch schon im Chaos, da geht es unter im Lodern rasender, von Wahnwitz und Dummheit, von Verbrechen und Eigensucht entzündeter Brände, da ersäuft es im Blute von Deutschen, die so zu retten meinen, was sie selber gefährdet, die damit den Fluch ihrer eigenen Untat zu bannen wähnen.
Wo ist Deutschland?
Deutschland geistert herum in Gehirnen von Narren, die von Weltverbrüderung schwatzen, von Freiheit und Gleichheit und Weltfrieden!
Deutschland ist jetzt da, wo das Leben nicht in Gefahr ist, wo Ruhe und Ordnung herrscht, wo der Kurs der Mark stabil bleibt, wo Sparkassen und Banken gute Zinsen zahlen und die Einlagen gesichert sind!
Deutschland ist dort, wo der Kaiser ist, der seine Armee verlassen hat, die auf ihn sah, hoffend und vertrauend, daß er sich der Ahnen seines Hauses würdig zeige!
Deutschland, das Vaterland, ist ein Phantom, sagen die Müden und Gebrochenen, die kaum je stark wa-

ren. Ist ein Nichts, dem man — leider — verfallen war, dem man alles opferte: Leben, Gesundheit, Geld, alles!
Deutschland ist dort, wo die neue Regierung ist: In Berlin und in Weimar, wo sie tagt, um neue Formen zu finden und neue Wege, die den Feinden genehm und der Masse angenehm sind, der Masse, die nicht mehr weiß, was sie will!
Deutschland war einmal. Es ist nicht mehr. Es ist ausgelöscht. Es darf nicht mehr sein! Es lebe die Weltrevolution! Es lebe die Räterepublik!
Aber Deutschland lebt doch. Es lebt in den Herzen einiger weniger, die kein Mensch kennt, die nirgends sind und dennoch überall erscheinen, wo keiner ihrer bedarf, wo keiner sie ruft, außer sie rufen sich selbst und fordern ihre Berufung, die sie glühend mit fanatischer Liebe und alles vernichtendem Haß füllt!
„Abenteurer" nennen sie die Spießer voll mitleidiger Verachtung. Abenteurer, die vom Kriege immer noch nicht genug haben, die sich scheuen, einen ordentlichen Beruf zu ergreifen, wie es sich für einen ordentlichen Deutschen gehört. Menschen, die nicht wissen, was sie wollen, die neue Unruhe ins gepeinigte Land tragen, die neue Verwicklungen schaffen werden, durch die dann der letzte Rest des noch Geretteten verlorengehen wird...
Phantasten sind es, sagen andere. Phantasten, die mit Handgranaten, Bomben, Pistolen und Gewehren zu retten vermeinen, was die Waffen vernichtet!
So reden die, die sich zu wissen brüsten, was Deutschland ist, die vorgeben, Deutschland zu lieben und Asche für Glut halten und Da-sein für Leben.
So lächeln die ewig Gestrigen, die nichts begreifen als sich selbst, — die sich nichts wünschen als geruhsame Sätte, die nichts anderes sehen als Dunkel und

Not, die immerzu Jammernden, niemals Erwachenden, die Alleswisser und Nichtsbegreifer, die Lahmen, die da glauben, daß Gehen Schreiten und Laufen Stürmen sei.
Und sie reden, lächeln, gehen und laufen, gehetzt und verwirrt von knallenden Schüssen und dem wüsten Geschrei der aufgepeitschten, wuttobenden Massen auf Straßen und Plätzen, die nach Rache und Vergeltung schreien und nicht wissen an wem und wofür.
Und sie kauern in Winkeln, fürchtend den Tod, den nie sie gesehen, der sie gar nicht mag, da ihm die Beute zu leicht dünkt.
So ist Deutschland! denkt Brandt und er schreitet in die grauen, von quälender Unrast zerrütteten Tage hinein und grübelt in den Nächten, was Deutschland dann sei, wenn nicht dies? Und er findet nur eines: das Maß, ihm zu dienen.
Und er erkennt die Verpflichtung, die einzig noch Gültigkeit hat: Deutschland muß leben! Wenn nicht um der Lebenden, dann um der Toten willen!
So bekennt er sich zu denen, die das Maß in sich tragen, und in dieser Verpflichtung erglühen: zu den wenigen, die keiner kennt, die von den Ängstlichen gemieden werden wie entfesseltes Feuer.
Und er sucht sie, die „Abenteurer", die „Phantasten", die „Landsknechte", die keiner mag, die ungerufenen Berufenen, in denen Deutschland noch — nein, mehr lebt denn je!

Und überall findet er sie: in den Freikorps, in den Grenzschutzbataillonen, in den kleinen Abteilungen, die in ganz Deutschland verstreut sind. Und sie warten wie er. Sie sind nicht schwer zu erkennen. Ein Etwas umwittert sie, das nicht zu beschreiben ist, das man

fühlen muß, wie man draußen im Felde, zwischen den Drahtverhauen, den Feind fühlte in stockdunkler, lauernder Nacht. Kalt berechnende Abwehr geht von ihnen aus und bis zum Letzten gespannte Erwartung, die beide Gesichter von ganz eigener Prägung meißeln, die beide Menschen formen aus zynischer Glut und eisiger Ruhe.

Da sind Frontsoldaten, Arbeiter, Studenten, Kaufleute, Handwerker, Offiziere, Bauern, Beamte und Leute ohne bestimmten Beruf, die sich um einen scharen, die nach einem hinhorchen, heimlich und forschend, bis sie ihn als den ihren erkannt. Das Alter spielt dabei keine Rolle; halbe Kinder sind es oft, oft vollreife Männer. Es sind solche, die nie eine Waffe in der Hand hatten, solche, die sie nie wieder aus der Hand geben werden. Ewiges Soldatentum, das nur eines kennt: den Kampf, mag er nun so oder so gefochten werden, und die dauernde Bereitschaft dazu.

Sie sprechen nicht darüber, sie fragen nichts. Ab und zu nur fällt ein Wort; leichthin, scheinbar absichtslos wird es von einem hingeworfen. Dann kreuzen sich Blicke, treffen sich Augen auf halbem Weg. Und hin und wieder zündet ein Wort. Dann gibt es Auseinandersetzungen von unerbittlicher Härte, von schroffster Gegensätzlichkeit, die Schlag auf Schlag und Hieb auf Hieb ausgetragen werden, als gälte es Tod oder Leben.

Und Tod oder Leben gilt es wirklich. Leben und Tod eines einzigen, das keiner mit Namen nennt und doch über allem und allen steht als einzig-einendes Ziel, als verzehrende und ewig Kräfte erneuernde Sehnsucht: Deutschland!

Doch, was geschieht mit den Freikorps, den Grenzschutzformationen, den Freischaren, den Gruppen und

Grüppchen Soldaten, die sich in Unzahl überall finden, die dem gärenden, gemarterten Boden entwachsen; die — aus Hunderten von kleinen und großen Vulkanen plötzlich emporgeschleudert — sich allerorts bilden und nirgends formen, was der Formung bedarf zu Einheit, zur Tat?
Worauf warten sie alle? Was soll dieses Zaudern? Ist kein Mann da, der sie führt? Verfolgt jede Gruppe nur ihr kleines, eigenes Ziel? Warum nicht alle das eine? Soll das Blutvergießen ewig so weitergehen in diesen Einzelaktionen und örtlichen Plänkeleien?!
Noske, der einzige Mann der Regierung, der Nerven behält, mag es kommen wie es will, der ein Ziel hat und dieses verbissen verfolgt, Noske, der Reichswehrminister mit dem großen Schlapphut, den alle belächeln, wo immer er auftaucht, macht mit ihnen allen, was er will! Und er weiß, was er will, und handelt danach, wie es die Stunde und der Augenblick erfordern!
Lüttwitz, Reinhard, Gerstenberg, Roeder, sie alle beugen sich ihm mehr oder minder. Was geht in ihren Köpfen vor? Was in ihren Herzen? Was wollen sie? Was planen sie alle? Und worauf warten sie? Und — was hat der Grenzschutz in Berlin, in Weimar, in Bremen, was mitten in Deutschland zu suchen? Sind denn die Grenzen geschützt, die offenen Grenzen, die nie so gefährdet waren wie jetzt? Was nützen die paar Kompanien in Ostpreußen, Posen und Schlesien?
Wenn er Revolten der Arbeiter- und Soldatenräte, der Kommunisten, Unabhängigen und Matrosen im Innern des Reiches niederwerfen, wenn er die schwankende Regierung festigen soll, wozu heißt er dann Grenz-Schutz?

Auf General Maercker setzt Brandt endlich seine letzten Hoffnungen. Wenn einer, so ist er der berufene Mann! Er hat schon einmal von Militärdiktatur gesprochen. Mit ein paar tüchtigen Kerls wäre Deutschland in einer Woche befriedet. Das Landesjägerkorps Maercker gilt als die beste und diszipliniertste Truppe. Unteroffizier Löhr, die Reiter Heinemann und Kuers sind dort eingetreten, er selbst hat sich gemeldet dazu, will übermorgen abreisen, wartet nur noch auf Nachricht, wohin. Es ist alles vorbereitet. Der Koffer steht seit gestern im Vorzimmer. Und die Mutter hat sich damit abgefunden, ihn wieder zu verlieren...

Da kommt Heinemann; voll Galle stürzt er ins Zimmer: „So'n Schiet, so'n verdammichter Schiet, Herr Leutnant! Nee, da mach ich nicht mit!"

Und wie er Brandts erstauntes Gesicht sieht, reißt er sich zusammen und erklärt, wie ein Ventil unter Überdruck paffend, daß Noske, der „Generaloberstsoldatenrat", wie er ihn nennt, Maercker nach Weimar schickt, um die Tagung der Volksvertretung zu schützen.

„Umgefallen ist der General, Herr Leutnant, wie sie allemang umgefallen sind!" wütet Heinemann und pafft wieder und stiert die Zigarette an, die ihm fast die Finger verbrennt, und sagt dann: „Verstehn Sie das, Herr Leutnant?" und braust wieder auf: „Ich nicht! Ja, haben wir denn man bloß mehr Schietkerls von Generals? Ja, traut sich denn gar keiner nicht und nischt?! Schmeißen denn alle vor den Roten die Flinte ins Korn?! Wenn 'n General das nicht versteht, wer soll's denn versteh'n, diesen Lumpenhunden Respekt beizubringen, und dieser Sauregierung, die sich von den Schangels auf den Kopp machen läßt und sich denn auch noch dafür bedankt und uns verrät und verschachert und zu allem ja und amen sagt, was die

uns da vorschreiben, mal ganz gehörig die Meinung zu sagen? Haben wir uns dazu fast fünf Jahre lang draußen rumgesielt, daß diese Etappensäue und Schieber nu mit uns machen, was sie wollen?"

Und Brandt hört zu, freut sich, ist gleichzeitig voll Ärger und Bitterkeit, ist ungläubig, denkt dies, verwirft jenes, beruhigt den Zornigen, erkundigt sich dann und erfährt, daß alles so ist, wie Heinemann berichtet hat.

Auch die Friedensbedingungen — erst ängstlich verschwiegen — sickern allgemach durch. Was alle Wissenden nach den Erfahrungen beim Abschluß des Waffenstillstandes kommen sahen und fürchten mußten, aber nicht mehr verhindern konnten oder wollten, das tritt jetzt ein. Wohl erheben die Warner noch einmal ihre Stimme zum letzten Appell an die Nation. Wohl gibt es Männer, die zur Verzweiflungstat raten, die zum letzten Einsatz entschlossen sind: lieber in Ehre sterben als entehrt leben! Doch die Masse des Volkes ist viel zu zermürbt von Hunger und Elend, viel zu betäubt vom Rausche, als daß sie begriffe, worum es geht und was dieser Friede in Wahrheit bedeutet.

Kaum hat Brandt dies alles verstanden und in sich geklärt und geordnet, ist wieder einer seiner Reiter da. Trews steht vor ihm. Er hat einen neuen, dunkelgrauen Anzug an. Er hat schmale Lippen und Augen, in denen es dunkel glimmt. Er zieht die schöne Mütze mit dem steifen Schirm durch die Fäuste, während er kerzengerade dasitzt und mehr knurrt als redet.

„Arbeit, och, die hab' ich, Herr Leutnant. Mehr als genug. Das Geschäft geht ja. Aber ..."

Wenn Trews solche Augen hat und so einen Mund macht, darf man nicht fragen, denkt Brandt und hält

ihm die Zigarettendose hin, setzt ihm einen Schnaps vor und wartet.
Und Trews, der „Große Schweiger“, wie die Reiter ihn nannten, kaut an dem Stummel herum, trinkt und redet so zwischendurch.
Es ist verworrenes Zeug, was er sagt, und das, was er wirklich meint, muß Brandt erraten. Und das heißt mit knappen Worten: Es geht mir gut, Herr Leutnant, es ist alles in bester Ordnung daheim, aber mir gefällt es nicht mehr in der Heimat. Ich finde mich da nicht zurecht. Ich möchte fort. Auswandern! Nach Argentinien oder so. Sie brauchen es aber nicht zu verstehen, Herr Leutnant!
Brandt trifft das alles schwer; Schuß für Schuß, als wären die ihm mitten in die eigene Brust gezielt von einem, der ihn erkannt hat und nur wiederholt, was er selbst einmal in verzweifelter Stunde dachte.
„Hören Sie mal, Trews“, sagt er mit verlorenem Blick zum Fenster hinaus, „hören Sie mal, Trews, wir beide haben uns ja immer am besten verstanden, nicht wahr?“
Trews nickt kaum merklich, aber seine Augen sind groß auf den Leutnant gerichtet.
„Also, Trews, deshalb möchte ich Sie eines fragen: Wie denken Sie sich das, wenn jeder anständige Kerl, jeder deutsche Soldat, der noch ein bißchen was in sich hat; Sie verstehen, was ich meine, Trews, der Heimat den Rücken kehrt und sie liegen läßt wie ein zerrissenes Paar Strümpfe damals beim Vormarsch?“
Nach langem Schweigen fragt Brandt nochmals: „Wie denken Sie sich das, Trews?“
„Ja, wenn Herr Leutnant was Besseres wüßten...“
Langsam wendet Brandt den Kopf, ganz langsam. Kerzengerade sitzt Trews. Seine Mütze sieht wie aus-

gewunden aus, seine großen Hände zittern ein wenig, und seine Augen sind voll auf den Leutnant gerichtet.
Der liest die Frage darin und sagt: „Ich will mich umsehen, Trews. Ich habe etwas vor. Warten Sie! In ein paar Tagen fällt die Entscheidung. Ich muß damit selbst erst mal ins reine kommen. Löhr tut mit, Heinemann, Kuers und Tillmann. Und dann noch ein paar junge Leute, die Sie nicht kennen. Es sind Balten, die der Krieg nach Deutschland wehte; Deutsche, die auch um eine Heimat kämpfen, genau so wie wir. Vielleicht ist das auch für uns ein Weg. Ich werde Ihnen noch schreiben. Man darf den Mut nicht verlieren, wenn andere Schweine werden. Und noch weniger, wenn man auch jetzt und gerade jetzt noch Deutscher sein will. Und das, Trews, wollen wir doch trotz allem bleiben, und — deutsche Soldaten!"

3

Ausfahrt

„He, Sie da, bleiben Sie mal stehn!"
Einer mit roter Armbinde packt Tillmann, der sich, einen schweren, verdächtig langen Sack schleppend, am Bahnhof Stettin durch die Sperre drücken will, von der Seite beim Koppel und hält ihn zurück.
Tillmann macht sein blödestes Gesicht: „Meinste mir, Genosse?"
Kuers und Heinemann, beide mit kleinem Gepäck, Löhr und Trews, zwei Balten zwischen sich, drängen

nach: „Los, weiter!“ — „Was ist denn das? — „Was bleiben Sie denn stehen, Sie Dussel!?“
Tillmann tut gewaltig widerspenstig. Und schimpft so unflätig hinter ihnen her, als kennte er sie nicht, und zerrt mit aller Kraft am Koppel.
Der mit der Armbinde und dem großen Stempel darauf schreit zwar mächtig, aber es nützt nichts. Im Augenblick sind die Sechs im Bahnsteiggedränge verschwunden.
Mit den Augen in einzelne Waggons grüßend, zwängt sich der Unteroffizier durch die Menge.
Tillmann durchkramt fluchend alle Taschen, schaut aber dabei den Zug entlang, bis er ein blaues Taschentuch winken sieht, und zeigt empört seinen endlich gefundenen Ausweis.
„Wenn ich den Zug nu verpasse, Genosse, dann bist du schuld! Verdammt noch mal!“ sagt er noch scheinheilig und vorwurfsvoll zu dem Roten, der das Papier lange und mißtrauisch betrachtet, und rennt schon, so gut das eben im Gedränge und mit einer Last von sieben Gewehren mit je zweihundert Stück Patronen und einigen Parabellumpistolen möglich ist.
„Das hätte mal wieder geklappt“, sagt Löhr zu den beiden Balten, die gezwungen lächeln und übrigens ganz übernächtig aussehen, und stößt Trews mit dem Knie an, daß der auffährt und nach der Richtung schaut, nach der der Unteroffizier mit den Augen weist.
Da geht Leutnant Brandt durch den Gang, sieht sie und kratzt sich wie zufällig hinter dem rechten Ohr, was so viel heißt wie: Es ist alles in Ordnung.
Na, Gott sei Dank! denkt Löhr, in Berlin wäre das bald schief gegangen. Was für schwerfällige Leute sind doch diese Balten!
Er sieht nach ihnen hin; sie schlafen schon. Sie tun

ihm leid. Der eine iſt ein Kaufmannsſohn aus Riga, der andere der Sohn eines adeligen Gutsbeſitzers. Als die deutſchen Truppen das Baltikum erobert hatten, waren ſie als Kriegsfreiwillige in das deutſche Heer eingetreten und hatten dann an der Weſtfront bis zum Ende mitgekämpft. Das hat Brandt dem Unteroffizier erzählt; ſie ſelbſt reden faſt gar nicht davon.

In Damm wird der Zug faſt zwei Stunden aufgehalten. Es ſollen Reaktionäre unter den Fahrgäſten ſein, heißt es. Alles iſt in größter Aufregung; am meiſten die jungen Kerls, die die Waggons abſuchen und jeden Verdächtigen eingehend über das Woher und Wohin verhören. Aus dem Nachbarabteil holen ſie einen heraus. Seine Verkleidung iſt ſchlecht; auf zehn Schritte erkennt man den aktiven Offizier. Wie er erkannt iſt, öffnet er den Mantel. Der Pour le mérite ſchimmert aus dem Kragenwinkel hervor. Das reizt den Roten; er brüllt wie tobſüchtig und hat im nächſten Augenblick einen Hieb unter dem Kinn, der ihn an die Wand knallt.

Zwei Herren mit würdigen Bärten, die im gleichen Abteil ſaßen, flüchten entſetzt an dem beſinnungslos Taumelnden vorbei an das andere Ende des Ganges. Der Rote blutet aus Naſe und Mund. Er ſchluckt und ſchnaubt, kaut und ſpuckt und ſtürzt ſich plötzlich auf den Offizier, der hoch aufgerichtet und bleich daſteht. Löhr muß Trews mit eiſernen Griffen halten. Der Reiter knirſcht mit den Zähnen, will ſich auf den Kerl ſtürzen, der wild mit dem verroſteten Seitengewehr herumfuchtelt und von zwei Bauern mühſam gebändigt wird.

Ein Mädchen hat ſich vor den Offizier geſtellt, der es ſachte beiſeiteſchieben will. Sie aber gibt nicht nach, drängt ſich immer wieder vor ihn hin. Ihre

Augen sind kalt auf die Waffe gerichtet. Das Gedränge wird immer größer. Die einen nehmen für, die andern gegen den Offizier Stellung. Zwei Frauen bekommen Weinkrämpfe. Ein Kind kreischt. Löhrs Arme erlahmen; Trews zerrt wie irrsinnig. Am Bahnsteig sammelt sich eine Menschenmenge; Hälse recken sich, Stöcke werden geschwungen, Rufe gellen hin und her. Zwei Schaffner drängen sich durch den Gang, hinter ihnen her ein Polizist. Hinter diesem erscheint Tillmanns verwegenes Gesicht. Er tut sehr wichtig, drängt brutal alles beiseite.

Was will der? denkt Löhr.

Da ist Tillmann auch schon beim Offizier.

„Im Namen der Republik“, sagt er barsch und zeigt seinen Ausweis. Offizier und Reiter wechseln einen Blick.

„Kommen Sie“, flüstert Tillmann, ruft: „Platz da! Im Namen der Republik!“ und ist im nächsten Augenblick spurlos mit dem Offizier verschwunden.

„So'n Aas!“ sagt Löhr, und Trews zermahlt ein Grienen.

Endlich ist die Ruhe wieder hergestellt. Der Zug fährt langsam an.

Ängstlich in jedes Abteil starrend, schleichen die beiden Herren aus dem Nebenabteil durch den Gang zurück auf ihre Plätze. Sie sind sichtlich verlegen, loben die Tapferkeit des Offiziers und versuchen, ein Gespräch mit dem Mädchen einzuleiten, das ruhig, als wäre nichts gewesen, ihnen gegenübersitzt.

„Das war heldenhaft“, sagt der eine, und der andere bestätigt: „Wahrhaft heldenmütig!“

Doch das Mädchen beachtet sie nicht. Es schaut zum Fenster hinaus, und wenn es den Blick nach dem Gang wendet, ist es, als sähe es durch sie hindurch.

Da schweigen die Spießer eine Weile und beginnen

dann eine Unterhaltung, die sich um Bismarcks Geburtstag dreht, der „selbstverständlich würdig gefeiert werden müsse!"
Solche Schieter! denkt Löhr. Und zu Trews sagt er: „Und du bist ein großer Hornochse!" Aber Trews knurrt nur bissig, schlägt sich den Kragen hoch und räkelt sich wieder in die Ecke.
Bald darauf kommt Brandt wieder vorbei, mit dem Finger hinter dem rechten Ohr. Darauf hat Löhr noch gewartet. Jetzt kann auch er ein bißchen dösen; mindestens bis Kolberg. Einen Blick noch wirft er auf die Balten. Der junge Baron schnarcht leise, der Kaufmannssohn schaut müde zum Fenster hinaus.
Graue, dicke Nebel grenzen die Sicht. Es ist nichts zu sehen als die dunklen Umrisse von Häusern, Büschen und Bäumen. Irgendwo muß das Meer sein; herbkalter Ruch, der durch die schlecht abgedichteten Fenster dringt, läßt seine Nähe ahnen. Der Zug poltert über Weichen. Der Schlafende fährt auf, blinzelt, zieht den Pelzmantel enger um die Schultern und schläft weiter.
Saukalt ist's, denkt Löhr und greift nach der Heizung; aber die ist abgestellt.
Man muß im „freien" Deutschland noch mehr sparen als im kaiserlichen, sagt der Unteroffizier zu sich selbst. Das kommt daher, weil die Saar futsch ist und weil es in Schlesien mulmig und auch sonst alles, alles Scheibenhonig ist im Reiche der Weltverbrüderer und Allerweltsnarren. Na, meinen Segen haben sie ja, Gott verdimmich!

Kurz nach Treptow erwacht der Unteroffizier mit einem unbestimmten Gefühl; irgend etwas zieht seinen Blick auf sich. Wie er hinsieht, bemerkt er die beiden

Spießer aus dem Nebenabteil im Gange stehend und neben ihnen den Leutnant, der sich mit der rechten Hand nach der Wange greift.
Das bedeutet, denkt Löhr, daß wir im Zuge bleiben und weiterfahren, und gibt das Zeichen „Verstanden!“, worauf Brandt sich langsam entfernt.
Gleich darauf kommt Tillmann. Die beiden Herren zwängen sich an die Wand, aber der Zug rüttelt heftig, und Tillmann nützt das aus und stößt sie ganz gehörig in die Bäuche.
„Och, entschuld'gen Sie man bloß“, sagt er höflich, indem er nach einem Halt tappt und dabei dem einen die dicke Importe wie zufällig aus dem Munde schlägt und dann weiterwankt.
So ein Gauner! denkt Löhr und verbeißt sich das Lachen.
„So ein Rüpel!“ brummt der Herr entrüstet, indem er mit hochrotem Kopf die Zigarre betrachtet, während der andere Tillmann nachschaut und dann flüstert: „Das ist doch derselbe, der den Offizier verhaftet hat!“
„'n Roter natürlich! Haben Sie nicht die verwegene Visage geseh'n, Herr Kollege?“
„Na, das reinste Verbrechergesicht! Wer so einem in die Hände fällt ...!“
Der andere saugt an der Zigarre, zieht die Augenbrauen hoch und die Mundwinkel herab, will gerade etwas sagen, verschluckt es aber, meint bloß bedauernd „na ...!“ und strebt mit mühsam beherrschter Hast dem Abteil zu.
Aber Tillmann ist schon da und schnorrt sie mit unschuldigster Miene um eine Zigarre an.
Sie halten ihm eilfertig ihre Etuis hin. Er greift mit beiden Händen zu, bedankt sich übertrieben liebenswürdig und wankt weiter.

Verdutzt sehen die Herren ihm nach. Der mit der Brille erholt sich zuerst.

„Neun Zigarren! — So eine Frechheit!“ stottert er atemlos. „Und diese Sicherheit im Griff! — Haben Sie bemerkt, Herr Kollege?“

„Entsetzlich, einfach unglaublich! Und nun stellen Sie sich vor, daß solche Elemente, solche geborenen Verbrecher Herren unseres Vaterlandes werden! Es ist ja fürchterlich! Haben Sie übrigens die heutigen Nachrichten gelesen? — In Mitau muß es ja haarsträubend zugehen!“

„Der Bündnisgedanke mit Rußland war zweifellos ein Fehler Bismarcks! Es ist gut, daß der geniale Blick Seiner Majestät ...“

Die Herren stecken die Köpfe zusammen und tuscheln eifrig weiter. Löhr versteht nur hin und wieder ein Wort von ihrer hochpolitischen, manchmal sehr erregten Auseinandersetzung und überlegt, was wohl das beste und vor allem wirksamste Mittel sei, diese Sorte von Patrioten unschädlich zu machen: das Irrenhaus oder die Handgranate. Wie er sich endlich durch Lachen und Wut für letztere entscheidet, fährt der Zug im Kolberger Bahnhof ein, wo die beiden Spießer aussteigen.

Wieder gibt es große Kontrolle. Diesmal gehen Matrosen den Zug ab. Sie benehmen sich, wahrscheinlich, weil die Oberste Heeresleitung ihr Standquartier in der Stadt hat, meint Löhr, sehr manierlich. Trews Augen aber sind trotzdem ganz schmal und seine Lippen ein dünner, harter Strich. Er kann die „Blauen Jungs“ nicht riechen, seit er sich in Berlin mit ihnen herumgeknallt hat. Das weiß der Unteroffizier und ist deshalb froh, daß die Prüfung der Ausweise und Papiere glatt und ohne Wortwechsel vorübergeht.

Leutnant Brandt geht draußen mit einem kleinen, rundlichen Herrn auf und ab; sie schauen nicht rechts noch links, aber die Augen des Offiziers sind überall. Im Vorbeigehen wirft Tillmann ein Pack mit Zeitungen ins Abteil. Als Löhr es aufrollt, fallen zwei dicke, schwarze Zigarren heraus, genau dieselben, wie die Spießer sie rauchten. Er bietet eine davon den Balten an, die beide dankend ablehnen, worauf er sie Trews zusteckt, der sie mit heimlichem Schmunzeln beriecht und dann bedachtsam anbrennt.
Die Stimmung ist überhaupt viel besser, die Luft hier oben scheint freier und ruhiger zu sein. Es ist beinahe, als wäre es die schwere, würzige Seeluft und der dicke Nebel, der die Menschen auf dem Lande, gleich den Seeleuten draußen, zu ruhiger Fahrt und kühler Überlegung im Denken und Handeln zwingt. Nur die beiden Balten werden immer nervöser. Unentwegt starren sie hinaus auf die See, gegen Osten, und ihre graublauen Augen glimmen dunkler denn je...

4

Baltische Nacht

Am 27. März, vier Tage nach der Einnahme Mitaus durch den Stoßtrupp von Manteuffel und die deutschen freiwilligen Jäger- und Schützenformationen, trifft Leutnant Brandt mit seinen Leuten in Libau ein und meldet sich bei General Graf von der

Goltz, der Anfang Februar, aus Finnland kommend, den Oberbefehl über die deutschen und baltisch-lettischen Truppen übernommen hat.
Der General hat einen schweren Stand. Von allen Seiten redet man ihm drein. Er will Ordnung schaffen. Aber da ist England, das die deutschfeindliche Regierung des Letten Ulmanis stützt; da ist der baltische Edeling von Manteuffel, Nachkomme eines jener Deutschordensgeschlechter, die Herren des Landes sind und von Russen und Letten in dem gleichen Maße gehaßt werden, wie sie selbst in ihrem Deutschtum erglühen. Dem jungen Baron geht alles zu langsam; er drängt zu rascher Tat und weiß auch warum: In Riga darf sich nicht wiederholen, was in Mitau geschah! Und da ist die Reichsregierung; ängstlich, haltlos, unentschlossen, wankend zwischen den Erkenntnissen der Notwendigkeit und den Zweifeln am Gelingen. Da ist der „Zentralsoldatenrat Lettlands", der wiedererstandene, der dunklen Realgeschäften nachgeht und so nebenbei auch die alten „geistigen Verbindungen" wieder aufnehmen möchte, die direkt und indirekt in Moskau enden. Und weiterhin die Oberste Heeresleitung in Kolberg, die zwar weiß, was sie will, aber von Berlin abhängig ist. Und da sind endlich Freikorpsführer — geborene Soldaten, Frundsberge des 20. Jahrhunderts, im Kriege tausendfach bewährte Führer, Männer von schnellendem Stahl, Krieger- und Abenteurernaturen von ungeheurer Kühnheit, unerbittliche Hasser, fanatische Deutsche, die alles verhöhnen, was aus dem „freien" Deutschland Eberts und seiner Genossen kommt, die allem mißtrauen, was Hindenburg und Groener, sein Stabschef, sagen und befehlen, die jeder auf eigene Faust Krieg führen wollen ...
Aber auch der General, der Befreier Finnlands, ist

ein stählerner Mann und ein echter Soldat. Und er weiß, was er will und handelt darnach. Bei ihm meldet sich Brandt.
„Wie kamen Sie bloß durch bis hierher?" staunt der General, der gerade wieder einem der Soldatenräte höflich, aber eindeutig klargemacht hat, daß er von Strategie wohl sicherlich weniger verstehen dürfte als das Reitpferd eines Stabsoffiziers.
Brandt legt lächelnd die gefälschten Ausweise vor und sagt: „Ich habe nur drei Mann auf dem Wege verloren; zwei in Berlin und einen in Stettin. Einen baltischen Studenten mußte ich krank in Königsberg zurücklassen. Er fand dort Nachricht aus Mitau vor und bekam einen Nervenzusammenbruch."
Der General betrachtet die Papiere; fast alle sind von Soldatenräten ausgestellt und gestempelt.
„Da haben Sie ja die richtigen Leute beisammen", lacht der Graf und weist Brandt an einen Major im Nebenzimmer: „Lassen Sie sich bei ihm eintragen und dann Hals- und Beinbruch, Herr Leutnant, auf ein gutes Ende!"

„Sie haben achtundzwanzig Mann, Herr Kamerad?" fragt der Offizier.
„Zu Befehl, Herr Major. Achtzehn Deutsche und zehn Balten", antwortet der Leutnant.
„Und Sie wollen sich dem Baron von Manteuffel anschließen?"
„Jawohl, Herr Major. Ein Vetter des Barons steht in meiner Abteilung. Wir bekommen Pferde und Verpflegung durch ihn; vielleicht auch Löhnung."
„Dann ist es gut. Wir wissen nicht, wie lange die Herren in Berlin uns noch Mittel zur Verfügung stellen werden", sagt der Major. Und dann: „Sie kennen den Baron schon?"

„Zu Befehl, Herr Major; ich wurde ihm gestern vorgestellt."
„Wo und wann bekommen Sie die Pferde?"
„Sobald wir in Schrunden eintreffen, Herr Major."
„Dann fahren Sie mit der Bahn bis Hasenpot. Von dort sind es noch etwa fünfunddreißig Kilometer auf der Straße. Sie können in drei Stunden fahren."

Abteilung Brandt marschiert. Neben dem Leutnant schreitet der junge Baron. Sein Gang ist federnd, seine graublauen hellen Augen sind überall; sie trinken die Weite, das zarte Grün der Wiesen, den Samthauch der Wälder, auf denen warm lächelnd die Sonne liegt, und sie eilen die lange Straße voraus, die sich durch die sanftgeschwungenen Wellen schlängelt.
„Schön ist meine Heimat, nicht wahr, Herr Leutnant?"
Dieser Jubel, denkt Brandt und nickt.
„Meine Mutter, mein Vater, die Großmutter und die Geschwister! Ich habe sie zwei Jahre lang nicht gesehen, meine Mutter. Das ist eine lange Zeit, Herr Leutnant!"
Diese singende Sehnsucht, lächelt Brandt und schaut nach dem Flachsblonden.
Hoch aufgerichtet geht der Baron; fast ist es, als schwebte er, als zöge ihn der Blick empor, als spräche er nur zu sich selbst.
„Und dort, sehen Sie den Turm, das ist Schrunden. Und hinter der langen Waldzunge rechts, dort liegt der Hof!"
„Sie dürfen nicht so schnell gehen, Baron", sagt Brandt und schaut nach hinten.
Da marschiert, alle überragend, der Unteroffizier Löhr,

neben ihm Trews und Ruetz, der Rigaer Student. Hinter diesen, unmilitärisch abseits wie immer, eine dicke Zigarre im schiefen, verächtlich nach unten strebenden Mund, Tillmann, der dem neben ihm hertrottenden Kuers, den nichts zu interessieren vermag außer Pferde, gewaltige Rauchwolken zubläst. Und neben Kuers bummelt Heinemann, die Hände in den Taschen, mit ruhelos wandernden Augen.

Wie der wieder den Karabiner trägt, denkt Brandt und sieht nach den vier Balten, die mit wendigen Köpfen im dritten Gliede marschieren.

Und Heinemann sagt: „Tillmann, Mensch, ich habe eine Idee! Weißte was? Geh du mal an die Täte vor, denn ist das gerade so, als wenn wir noch im Zuge sitzen!"

Da lachen alle. Aber Tillmann ist giftig; vielleicht liegt ihm noch das dralle Mädchen aus Lindau im Sinn. Er wendet sich kaum und sagt: „Och, Quatschtöffel, dir frißt man ja bloß der Neid!"

Als das Gelächter verebbt ist, ruft Löhr: „Singt mal eins!" und stimmt an.

„Wenn wir marschieren, marschieren wir zum alten Tor hinaus, schwarzbraunes Mädel, du bleibst zu Haus ..."

Da protestiert Heinemann: „Das geht nich, Kinders, die Mädchen hier sind doch alle wie Stroh so gelb. Und Tillmann seine, die war fast weiß. Drum singt der nicht mit!"

„Och schiet!" knurrt Tillmann, „und deine, die ..."

„Ruhe!" ruft Löhr und singt nun statt „schwarzbraunes" — „strohblondes", und die Reiter singen mit.

Und nach ihnen singen die Balten: „Nach Ostland wollen wir reiten..." und der Rhythmus des Liedes beschwingt ihre Schritte noch mehr.

Mit einem Liede marschiert die Abteilung in den großen, uralten Park ein, dessen Bäume das erste zarte Grün tragen. Hoch steht die Sonne im Mittag über den Rundtürmen des Schlosses, dessen Mauern nicht zu sehen sind, weil sie dichtes Efeugerank verhüllt, das den blinkenden Fenstern kaum Raum gibt. In einem riesigen Kastanienrund läßt Brandt halten, um auf den jungen Baron zu warten, der von Schrunden aus vorangestürmt ist.

Nach einer halben Stunde kommt eine alte Frau die breite Allee herangehumpelt und radebrecht halb lettisch halb deutsch, daß die „gnädige Frau Großmutter" den „Herrn Offizier" zu sich bitte.

Was soll das, denkt Brandt und fragt, aber aus der Magd ist nichts herauszukriegen. Sie weint nur stumm vor sich hin und wankt keuchend hinter ihm her.

In der düsteren Halle wartet eine alte Frau auf ihn. Weiß leuchtet ihr Haar und ihr edelgeschnittenes Gesicht. Hochaufgerichtet steht sie vor Brandt und in ihren Augen ist etwas, das den Nacken des Leutnants auf ihre feste, welke Hand niederzwingt.

Lange sieht sie ihn an, sieht ihn an, daß sich keine Frage auf seine Lippen wagt, daß die Gedanken wie gelähmt stillehalten.

Und endlich spricht sie. Klar und ohne Regung erzählt sie, was sich vor einer Woche zugetragen hat.

Eine Bande lettischer Bolschewiki hatte das Schloß besetzt. Ehe sie abzogen, vertrieben von einer Abteilung deutscher Freischärler, die ihr jüngster Enkel von Groß-Autz in der Nacht zu Hilfe holte, ermordeten sie den Vater des jungen Barons, dessen Frau und deren älteste Tochter.

„Mich", sagt die alte Baronin und zeigt nach dem Kamin, „hatten sie dort an das Gitter gebunden. Ich

mußte mit ansehen, wie sie meine Schwiegertochter und Enkelin schändeten und verstümmelten und meinen Sohn langsam mit Messerstichen hinmordeten. Als mein Enkel mit den deutschen Soldaten hier ankam, war das Haus leer. Er hat sich an der Leiche seines Vaters entleibt, weil er sich in der Aufregung im Walde verirrt hat und deshalb zu spät gekommen ist."
Die Augen der alten Frau haften an den verbogenen Stangen, die den Kamin einsäumen. Keine Falte ihres schmalen, stolzen Gesichtes regt sich. Die Hände an der Lehne des Stuhles, sitzt sie aufrecht vor Brandt. Der Efeu am offenen Fenster rauscht leise in den Raum hinein.

„Mein ältester Enkel, mit dem Sie kamen, Herr Leutnant, darf von all dem nichts erfahren. Er ist von der weichen Art seiner Mutter. Ich habe ihm gesagt, daß seine Eltern und Geschwister als Geiseln nach Riga verschleppt worden seien. Ich hoffe, daß das Schicksal ihm gnädiger ist als mir. Und daß es ihm eine Tat erspart, die er, wüßte er die Wahrheit, bestimmt täte, denn seine Mutter war ihm alles."
Die Augen der Baronin gleiten langsam zu Brandt hinüber. Unsagbare Hoheit ringt das Leid, das sie verdunkeln will, nieder.

„Und ich liebe ihn mehr als er weiß, und will, daß der Letzte unseres Hauses, wenn es schon so sein muß, als ein Mann und seiner Vorfahren würdig stirbt."

Wochenlang reitet die Abteilung kreuz und quer durch das Land und kämpft bald hier und bald dort. Verbissen und kalt kämpfen die Reiter. Die Balten schlagen sich, wie nur Menschen es können, denen es ums Heiligste geht. Fast neiden es ihnen die Deutschen.
„Die wissen, wofür. Und wenn das Land in Blut er-

säuft, ist das doch noch besser, als wenn es in Mist und Schlamm erstickt, wie das bei uns ist", sagt Kuers eines Nachts am Lagerfeuer, und die Reiter geben ihm recht.
Doch es ist nirgends ein ehrlicher Kampf, es ist mehr ein Fangespiel auf Leben und Tod. Es ist ein Hetzen und Jagen hinter einem Gegner her, der nie recht zu fassen ist, der keinen Widerstand kennt, sondern nur Mord und Plünderung, Gewalttat und Bestialität, die er Wehrlosen antut: Frauen und Mädchen, Kindern und Greisen, Kranken und Säuglingen.
Und wehe denen, die in seine Gefangenschaft geraten! Am tollsten treiben es die lettischen Flintenweiber. Ihre Phantasie ersinnt Todesarten und Verstümmelungen, die alles Bisherige weit übertreffen, gegen die mittelalterliche Folterungen noch leichte Mißhandlungen bedeuten.
Brandt hat genug zu tun, um seine Leute von unwürdigen Vergeltungstaten zurückzuhalten und einmal ertappt er sich selbst nahe daran, eine solche zu begehen und einer Kanaille, die der alten, todkranken Frau das Gewehr in den Leib stieß und dann abdrückte, von rückwärts den Schädel mit dem Spaten zu zertrümmern. Nur der entsetzte Blick des Barons hält ihn noch zurück und bringt ihn wieder zur Besinnung.
Und stets nur sind Balten, die den Russen und Letten gleicherweise verhaßten Deutschen, die Opfer.
Das Morden und Brandschatzen nimmt kein Ende. Nein, es mehrt sich von Tag zu Tag, je uneiniger man ist, je länger man verhandelt. Und es wird andauernd verhandelt und ein Papierkrieg geführt, der an Sinnlosigkeit dem Morden der Roten nicht nachsteht: Die Engländer protestieren gegen den Baron von Manteuffel, der die lettische Regierung Ulmanis

abgesetzt und durch den deutschfreundlichen Pastor de Needra ersetzt hat. Die Ententekommission erhebt Einspruch über Einspruch, denn sie fürchtet, daß die deutschen Truppen, denen man Siedlungsland für ihre Hilfe im Kampf gegen die Bolschewiki versprochen hat, Kurland nicht mehr räumen werden; sie verlangt die Absetzung und Bestrafung von Freikorpsführern und weiß nicht weshalb und wofür; sie verhandelt mit der Reichsregierung, die nicht weiß, was sie tun soll, denn die Baltikumer sind „gefährliche Reaktionäre“, die man da oben im Osten gerne sich austoben läßt, solange es geht. Und Ebert verhandelt wieder mit der Obersten Heeresleitung, die er gerne als eine Art Prügelknabe verwendete, wenn das so leicht ginge. Und Groener verhandelt wieder mit General von der Goltz. Aber General von der Goltz hat Wichtigeres zu tun als das und sagt das auch gerade heraus. Ihm machen die Letten die schwersten Sorgen. Ihnen lieferte Deutschland die Waffen; eines Tages richten sie im von Deutschen und Balten zurückeroberten Mitau eine Kommandantur ein und verkünden durch Anschlag, daß „Lettland nunmehr befreit sei und Deutsche wie Balten im Lande nichts mehr zu suchen hätten!“

Weder die Verhandlungen nehmen ein Ende, noch die Proteste.

Und die Hilfeschreie aus Riga werden von Stunde zu Stunde dringender: Wann kommt ihr, uns zu befreien? Uns Geiseln in den Kerkern und Kellern! Uns Deutsche! Wann, wann?

Wieder geht ein Tag zu Ende. Wieder ist es Nacht. Und die Sterne wandern unentwegt, einsam mit freundfriedlichem Grüßen über das Land. Sie spie-

geln sich in schlafenden, dunklen Wassern, gießen silbergraue Helle über die grünen Matten und in die Kiefern werfen sie huschende Schatten.
Nacht ist es — Frühlingsnacht, voll heimlichen Raunens, voll zarten Geflüsters, voll inniger Brunst.
Und das Land schläft; fernher rauscht das Meer und der sachte Wind trägt herben Duft heran, Duft, den die Lungen wie Balsam saugen. Duft, der die Sehnsucht zu heißem Begehren steigert — der die Müdigkeit vertreibt und das Blut mit brausendem, stürmischem Leben erfüllt, Duft, der schmerzvolles Ahnen weckt.

„Herr Leutnant, Sie haben Nachricht von Riga?"
„Es hat keinen Sinn davon zu reden, Baron. Es nützt Ihnen nichts." Hart sagt es Brandt, wie in Abwehr.
Der schmale Kopf des Balten sinkt wieder zurück und die Helligkeit macht sein Gesicht noch bleicher.
Ein Vogel fliegt quer über die Lichtung, läßt sich im Wipfel einer hohen Kiefer nieder und schreit; einmal, zweimal, dreimal, in langen Pausen, die voll quälenden Wartens sind.
Der Balte starrt auf den Vogel. Das Hellgrau seiner Augen erscheint weiß, und die Pupille ist ein großer, schwarzer Stecknadelkopf.
Was soll ich ihm sagen, denkt Brandt, der, eng in den Mantel gehüllt, auf einer Handgranatenkiste sitzt und auf den Balten herabschaut. Weiß ich denn mehr als er? Ich warte doch selbst!
Wieder schreit der Vogel und der Leutnant zählt: Einmal, zweimal, dreimal und wendet den Kopf nach der Kiefer hinüber, die voll lichtgrüner Kerzchen ist.
„Herr Leutnant, Sie haben noch keinen Befehl?"
Langsam gleiten Brandts Augen den rostbraunen,

wie von einem Silberhauch überzogenen Stamm herab, machen die Runde über dunkle, bizarre Schattenfiguren, die wie riesige Wächter den Waldsaum umlagern, verweilen bei den Wagen, die davor stehen, und bei den Pferden, die mit hängenden Köpfen dösen, wandern näher und bleiben haften an den blinkenden Mündungen der in Pyramiden stehenden Karabiner, bis der bohrende Blick des Balten sie zu sich zwingt.

„Herr Leutnant, Sie haben noch nicht mit meinem Vetter gesprochen?"

„Nein, Baron", sagt Brandt. „Von Manteuffel ist beim Grafen von der Goltz. Es sind wieder Verhandlungen mit de Needra im Gange."

Die ewigen Verhandlungen, denkt der Balte, und der Leutnant denkt an den vergangenen Tag, an das Mädchen, das Trews im Busche gefunden: nackt, mit abgeschnittenen Brüsten und aufgeschlitztem Bauch. An das Mädchen, das dem jungen Baron so ähnlich gesehen, das seine Schwester gewesen sein mußte! Und er sieht ihr verzerrtes, schmales Gesicht, und die stillklare, baltische Nacht ist plötzlich erfüllt von gellenden Schreien des Sterbens, der viehischen Wollust und der Qual; ist erstarrt in lähmendem Entsetzen und dumpfer Hoffnungslosigkeit. Und der Frühling ist höhnende Täuschung und girrend lockender Wahn, und Bluthauch und Verwesung der Duft.

Mit schrillem Laut fliegt der Vogel auf und verschwindet hinter den leise sich wiegenden Wipfeln.

Langsam geht der Posten die Runde durch Licht und Schatten; bleibt stehen, horcht und geht weiter. Leise schnauben manchmal die Pferde. Fernher tönt dann und wann einmal dumpfes Grollen. Doch nichts ist zu sehen; kein Blitz und kein Feuerschein zuckt auf

am dunkelblauen Horizont, nur die Sterne wandern unentwegt über träumendes Land...

„Sie sollten schlafen, Baron", mahnt der Leutnant nach langem Schweigen. „Sie sollten Kraft sammeln für die kommenden Tage. Sie werden sie brauchen."
Doch der Balte rührt sich nicht; er starrt in den tiefblauen, klaren Himmel. Aus dunklen Höhlen schimmert das Weiß der Augen. Lange liegt er so; und dann spricht er. Kaum öffnen sich die Lippen und es klingt doch wie ein Schrei.
„Ich kann nicht schlafen, Herr Leutnant!"

Und wieder rinnen die Minuten und der Wind knistert in den roten Nadeln am Boden. Der Leutnant schließt und öffnet die Augen, horcht in sich und hinaus in die Weite und schaut immer wieder auf den Balten hinab, der regungslos, mit offenen Augen daliegt.
Was soll ich ihm sagen, denkt Brandt. Es gibt eine Einsamkeit, die kein Mensch zu bannen vermag, auch der Freund nicht.
Da wirft sich der Balte plötzlich herum, preßt den Mund an die Erde, stöhnt leise und weint dann lautlos vor sich hin.
Und Brandt sieht die bebenden Schultern und horcht hinein in die Stille. Und die baltische Nacht ist voll leerer Augen, die keine Träne mehr netzt, und voller Qual, der kein Seufzen mehr Linderung bringt...

Endlich verblassen die Sterne, der Himmel wird grau und auch das Land. Leichte Nebel umwogen den Wald wie tanzende Geister in wallenden Schleiern.
„Trews", sagt Brandt und zeigt auf den Balten, der

jetzt ruhig atmend liegt, „den hier — vertraue ich Ihnen an."
Trews neigt sich hinab, schaut. In den flachsgelben Locken schimmert Tau, an der Stirne kleben Nadeln und Erdklümpchen.
Es wird kalt werden, denkt Trews; ich werde ihn zudecken, den Jungen. Da winkt ihm der Leutnant.
„Trews", sagt er im Gehen, „ich reite jetzt zur Besprechung nach Mitau. Sie wissen aber nicht, wohin ich gegangen bin. Sie sagen, ich käme bald wieder und schweigen über gestern. Sie lassen ihn nicht aus den Augen; halten ihn, wenn er fortwill, notfalls mit Gewalt fest. Er ist in seiner Verfassung zu allem imstande. Verstehen Sie?"
Trews nickt.
„Und sagen Sie das auch Heinemann und Kuers! Auf Wiedersehen!"
„Auf Wiedersehen, Herr Leutnant!"

Der Tag glüht herauf. Über Nebelwände schwingt er sich hoch, sieghaft und trotzig, gießt flimmerndes Gold und Milliarden Diamanten in die graugrünen Wiesenwellen und umkost die Wälder mit prunkendem Licht.
Tänzelnd schreitet der Fuchshengst den schmalen Weg dahin; aus weiten Nüstern strahlt hastig der Dampf und die Trense bewegt sich im Rhythmus des Schritts. Kaum können die beiden andern Pferde ihm folgen.
Auf der Straße schiebt sich, aus wehenden Staubwolken ragend, eine Wagenkolonne dahin.
Fünfunddreißig Panjewagen zählt der Leutnant durchs Glas, und vorne und hinten je einen Reiter. Ein merkwürdiger Zug! Soldaten? Wie der Reiter an der Spitze bloß aussieht! Ein Barett hat der auf,

ein samtenes, verwegen sitzendes Barett! Und die Kerls auf den Wagen rauchen, singen und dösen mit baumelnden Beinen!
Toll, denkt Brandt. Tillmann schenkelt seinen Braunen neben den Hengst und sagt: „Das sind doch wohl die Hamburger, Herr Leutnant. Sehen Sie die rote Fahne auf dem zweiten Wagen? — Da ist doch das Hamburger Wappen drauf, die Türme!"
Und da winken die Kerls auch schon und schreien „Hummel-Hummel".
Ist das Spott, ist das Ernst? denkt Brandt und grüßt den Offizier an der Spitze. Sein Gesicht ist hager, eckig und braun gebrannt, und wenn er spricht, ist ein großer, überragender Zahn zu sehen.
„Wohin, Kamerad?" fragt er, nennt seinen Namen und fährt fort: „Es soll nun doch wohl losgehn, wie?"
„Ja, ich reite eben zur Besprechung", sagt Brandt, indem er den Hengst an die Linke zügelt und tätschelt.
„Also hat man sich doch entschlossen, trotz des Befehls aus Berlin?" Ironisch sagt es der Offizier. Seine Augen sind schmal dabei. „Wenn Manteuffel nicht wäre..."
Ein heftiges Donnern unterbricht ihn. Er horcht auf und fährt dann fort: „Da hören Sie mal! — Tja, wenn Manteuffel nicht wäre, dann brauchten die da hinten wohl noch Wochen. Der Baron ist ein Prachtkerl!"
„Haben Sie schon Befehle?" fragt Brandt.
„Nee, noch nicht. Habe aber keine Lust zum Warten mehr. Habe den Kotz satt!" Der Leutnant streicht mit der Handkante über den Hals. „Bis dahin satt!" Er zeigt nach hinten. „Das war mal ein Bataillon! Verstehen Sie das?"

Und nach einer Pause: „Die besten Leute sind futsch. Auch Deutsche sind bei den Schweinen da drüben! Vor ein paar Tagen kriegten wir welche zwischen die Finger, na! Es sollen aber noch mehr sein!"
Sie reiten in den Wald. Würzige Kühle umfängt sie. Hoch ragen die mächtigen Stämme und über der Straße zittert die Luft im Glaste der Sonne. Die Hamburger singen; es ist ein verwegen-freches Lied, wie es wohl die Matrosen in den Kneipen St. Paulis singen. Hie und da einmal versteht Brandt ein Wort. Stumm reitet der mit dem Barett; sein Gesicht ist unbewegt.
Am Straßenkreuz verabschiedet sich Brandt von ihnen. Nur ungern folgt der Hengst dem Schenkeldruck nach links und fällt nach kurzem Bäumen in Trab.
„Wenn es doch endlich losginge!" sagt der Leutnant zu Tillmann, der von den Hamburgern ganz begeistert ist und immer wieder nach der Seite hin horcht, von der noch einzelne Töne durch die braungrüne Dämmerung herüberdringen.

In Mitau herrscht große Erregung. Wohin Brandt auch hört, Riga ist in aller Mund. Riga, die alte deutsche Hanse, die ehedem so blühende, saubere Stadt ist in den Händen Stutschkas, des bolschewikischen, wegen seiner Blutgier berüchtigten Henkers aus Moskau!
Stutschka hat die Gefängnisse geöffnet und die Verbrecher befreit. Stutschka und seine Helfer schlemmen und prassen in den Häusern der „Burschoas". Und das sind nicht bloß die Reichen und Satten; alles, was deutsch spricht, und nur das ist Bourgeois! Und die Balten hungern alle. Sie gehen in die Kirchen. Die Gotteshäuser sind überfüllt. Aber Stutschka ver-

bietet auch die Andachten, sperrt die Pastoren ein, droht ihnen mit Erschießen und erschießt sie. Die ganze Nacht gellen die Schüsse in der einst so stillen Stadt.

Und der Terror wächst von Tag zu Tag. Mit ihm die Hungersnot und das Verbrechen.

Die Gefängnisse sind überfüllt von Männern, Frauen, Kindern und Geiseln, von Unschuldigen, von Deutschen!

Und Stutschka mordet Tag und Nacht, watet im Blut, in deutschem, edelstem Blut!

Davon reden die Balten in Mitau und von der Befreiung der Stadt, die nun versucht werden muß!

Und die Deutschen sind empört über die Friedensbedingungen und über den Befehl aus Berlin, der sie hindern will, den Balten zu helfen.

„Halten die uns für ebensolche Schweine wie sie selber sind?" braust ein Leutant auf.

„Deutschland?" lacht einer der Freikorpsführer bitter. „Was ist Deutschland heute? Wer ist das? Ebert, Noske und Co.? Ich bin dafür, meine Herren, dieses Deutschland, diese Firma mit beschissenen Hosen und ebensolchen Gehirnen restlos und bedingungslos zu ignorieren."

„Aber der Räumungsbefehl, meine Herren, wir werden um den nicht herumkommen", mahnt ein anderer. „Wir müssen Kurland räumen! Man wird sonst zu Vergeltungsmaßnahmen greifen!"

„Lächerlich!" „Sie fürchten sich wohl vor Ebert?" „Wer kann uns befehlen, meine Herren?" „Wo wäre Ebert heute, wenn wir nicht wären?" „Wo wäre Deutschland?" „Das ist ja alles lächerlich!" „Aber Befehl ist Befehl! Und der lautet: Kurland ist sofort zu räumen!" — „Ach, so hieß es am achten — heute heißt es vielleicht schon anders!"

In das aufgeregte Hin und Wider tönt eine ruhige Stimme: „Meine Herren, wozu der Streit? — Der Räumungsbefehl wurde noch nicht widerrufen — ausnahmsweise, aber ...“

Aller Augen wenden sich nach dem Sprecher hin.

„Aber“, fährt der Major lächelnd fort, „der General hat in Berlin... Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen, Herr Hauptmann! Also Graf Goltz hat in Berlin angefragt, was er jetzt tun soll... Herr Leutnant, auch Sie möchte ich bitten, mich ruhig anzuhören! — und die Antwort lautete dahin, daß man natürlich nichts dagegen tun könne, wenn die lettische Regierung und Sie“, — der Offizier wendet sich von Manteuffel zu — „Herr Baron, für die Baltische Landeswehr“ — mit erhobener Stimme und wörtlich betont — „den Angriff befehlen würden.“

„Diese ewigen orakelhaften Sprüche!“ poltert der Leutnant los. „Was sollen wir mit dem Kohl?“

„Diese albernen Doppelsinnigkeiten! Kein klares Ja und Nein!“ sagt ein Hauptmann, an dessen Brust der Pour le mérite glänzt.

„Ich kann Ihnen, meine Herren, als Stabsoffizier des Generals nichts anderes sagen“, meint der Major ruhig. „Ich bin nur der übrigens ganz ungeteilten Meinung, daß in dem Falle eines baltischen Vorstoßes auf Riga, — und um einen solchen handelt es sich doch bei der heutigen Besprechung, nicht wahr, Herr Baron? — daß bei einem Vorstoß der Landeswehr die deutschen Truppenteile den Anschluß unter keinen Umständen aufgeben dürfen.“

„Das heißt mit andern Worten?“ fragt erregt der Leutnant.

„Daß wir mitgehen, wenn die Landeswehr...“, fällt der Hauptmann ein.

„Natürlich“, mahnt der Major, „nur, wenn de Nee-

dra und der Baron den Angriff ausdrücklich befehlen, das ist Bedingung!"
„Der Angriff ist aber bereits befohlen", sagt der Leutnant, indem er auf den Major zugeht und ihm die Hand schüttelt.
„Dann, meine Herren, habe ich hier ja nichts weiter zu tun", lächelt der Stabsmajor, „und nur noch den Wunsch des Generals mitzuteilen, daß er über den Zeitpunkt des Angriffs benachrichtigt werden möchte."
Im Gehen wendet der Major sich noch einmal um.
„Noch eins, meine Herren", sagt er zu den Offizieren, die sich um von Manteuffel drängen, „schriftliche Befehle bitte ich zu unterlassen."
„Natürlich, Herr Major, natürlich, wir verstehen!"
„Dann ist es ja gut. Glück auf denn!" winkt der Major und die Tür schließt sich hinter ihm.

Der 21. Mai ist im Westen hinabgesunken; blutrot schied er, und es ist, als hätte er alles Leben mitgenommen. Wie tot liegt das Land und der dunkle Himmel lastet darauf.
Kein Laut ist zu hören und dennoch ist die Nacht erfüllt von heiserem Geflüster und zischelndem Geraun, ist erfüllt von huschendem Hasten und quälender Unrast, von Kommen und Gehen, von Anruf und Antwort.
Da ist die Straße, die von Mitau nach Riga führt.
Und dort steht der Wald.
Und der Wald ist voll Menschen, voller Soldaten, voll ruhender und wandernder glimmender Pünktchen...
Auch Autos stehen da; schwarze Kolosse aus Eisen — Panzerwagen.
Und Geschütze, fertig zum Marsch.

Am Bahndamm drüben glosen Funken manchmal herab, und Dampf zischt leise. Da steht der Panzerzug.
In der Lichtung stehen gesattelte Pferde; ihre Reiter hocken und stehen in Gruppen und Kreisen und flüstern und rauchen...
Unter einem Baume sitzt einer, dem die Augen glühen, dessen Gedanken sich jagen, der zum zehnten Male fragt: „Herr Leutnant, — wann beginnt der Sturm?"
Und zum zehnten Male sagt Brandt: „Um drei Uhr, Baron."
„Mit dem Kanonenschuß?"
„Ja, mit dem Kanonenschuß."
„Und wir werden die Ersten sein? — Die Ersten in Riga, Herr Leutnant?"
„Ja, die Ersten, — mit der Abteilung von Medem, dem Stoßtrupp Ihres Vetters und der Sturmbatterie Schlageter."
„Und Sie glauben, daß es gelingen wird? Die Bolschewiki sind vierzigtausend stark, sagte mein Vetter, und wir, alles zusammen, höchstens achttausend, Herr Leutnant!"
„Es muß gelingen, Baron!" sagt der Leutnant hart.
Ja, es muß gelingen, denkt der Balte. Und er sieht Mutter und Vater, Bruder und Schwester. Und lebt zwei Jahre zurück und lächelt verträumt, bis ihn Angst überfällt, rasende, sinnlose Angst.
„Sie werden noch leben, Herr Leutnant?" fragt er jäh und umkrallt des Leutnants Arm.
Der erschrickt erst und sagt dann: „Sie dürfen nicht nach Dingen fragen, die ich nicht sagen kann, Baron."
Und er ist froh, daß die Nacht so dunkel ist. Sieht ein totes Mädchen unter einem Strauch liegen und denkt: Mach's gnädig mit ihm, Gott — und bald!

Durch das zähe und schwer auf dem Lande liegende Nebelmeer graut fahles Licht. Feuchtkalt streicht der Seewind durch die hohen Gräser und über die Gesichter der Posten in der Olai-Stellung, die von der Rigaer Bucht sich bis nach Litauen windet.
Ob die drüben etwas gemerkt haben, denkt der Posten. Es ist gar so ruhig heute; sie scheinen nicht einmal ihre Weiber in der Stellung zu haben, denn kein Kreischen ist zu hören und kein rohes Gelächter.
„Wie spät ist's denn?" flüstert sein Nebenmann, und er schiebt den Ärmel hoch, neigt den Kopf herab auf die Leuchtuhr und sagt: „Halb drei."
Und der baltische Student, sechzehn Jahre ist er, denkt der Posten, lehnt sich wieder vor und starrt hinaus in das dunkle Grau und denkt an Riga, an das Gefängnis, in dem Vater und Mutter seit Wochen schmachten...

Langsam rinnen die Minuten. Heller wird das Licht im Osten und dunkel starrt der Wald davor, kein Laut ist zu hören — drüben nicht, bei den Roten, und hinten nicht, wo alles bereit steht zum Vormarsch...
Und Fahnen sind in den Gräben, schwarze Fahnen mit weißen Totenköpfen darauf...
Die Sekunden schleichen...
Da, was ist das?
Ein Kanonenschuß dröhnt, Hurra-Rufe gellen, ein einziger Schrei rast die Stellung entlang, ein einziger Schrei der Erlösung, der Wut. Und die Fahnen künden den Tod. Die Geschütze bellen, und vorwärts geht's in rasendem Lauf, mit keuchenden Lungen, und immer wieder gellt es „Hurra!" Und die Roten flüchten in sinnloser Angst von Graben zu Graben, von Verhau zu Verhau, von Barrikade zu Barrikade.
Durch die Tirulsümpfe peitscht sie die erbitterte Wut

der Balten und Deutschen und nirgends halten sie sich länger als bis diese heran sind.
Auf der Straße, allen voran, stürmt Leutnant von Manteuffel vor. Wie ein Sturm jagt er dahin mit seinem Stoßtrupp, mit Geschützen, Panzerwagen und Reitern. Alles läßt er hinter sich, selbst die flüchtenden Russen. In toller Hast durchstößt er die Haufen der Entsetzten. Wo sie sich zur Abwehr sammeln, knallen die Geschütze hinein, peitschen M.G.s neue Bahn, stechen, säbeln und schießen die Reiter vom Pferde und abgesessen.
Der blonde Baron ist immer voran. Tollkühn stürzt er sich mitten hinein in die rennenden Roten, verschwindet in ihnen, taucht wieder auf. Glühend ist sein Gesicht, der Mund fest geschlossen, die Augen brennen im Fieber. Und Trews ist immer dicht bei ihm. Haut ihn heraus aus schreienden Horden, die ihn wild umdrohen.
Und plötzlich sinkt er mit röchelndem Laut vom Pferd, fällt in die Arme des Reiters, dessen Ärmel sich vom rinnenden Blut rot färbt, ruft noch einmal „Mutter!" und stirbt, eine Träne im Auge.
Der Leutnant sieht es, wirft den Hengst herum, doch die anderen drängen ihn ab.
Kein Halten gibt es und keinen Pardon trotz Wimmerns und Bettelns. Stützpunkt um Stützpunkt wird überrannt. Kaum gibt es ein Stocken. Eins nur bleibt dem Sturme voran: Das Geschützfeuer der Kanonenboote auf der Kurländischen Aa und das des Panzerzuges.
Immer schneller wird der Lauf. Riga wirkt wie ein Magnet. Oft müssen die Reiter traben, um Schritt zu halten.
Und oft muß Hauptmann von Medem warnen: „Baron, wir können abgeschnitten werden!"

Es nützt aber nichts. Von Manteuffel stürmt und stürmt. Kilometer um Kilometer läßt er zurück. Wie besessen rast er dahin, daß die Lungen und die zitternden Beine versagen. Und mancher sinkt hin...
Türme tauchen über den Ufern der Düna auf und verdoppeln die Willenskraft der Stürmenden: Riga!
Gegen Mittag ist Thorensberg erreicht. Schüsse knattern aus den Häusern. Vom Ostufer schlägt rasendes Feuer herüber. Der Angriff stockt, die Lage scheint hoffnungslos. Mit ein paar Leuten stürzt Manteuffel weiter und auf die Brücke. Batterie Schlageter schießt auf kaum hundert Meter. Von Medems M.G.s rattern wie toll in die Reihen der Roten, bis sie sich wenden in panischer Flucht und wieder stehenbleiben und schießen und wieder flüchten.
Da gellt durch die Haufen ein wütender Schrei. Durch den Kopf geschossen fällt der Baron im rasenden Sturmlauf; fällt und steht nicht mehr auf. Und die es sehen, jagen weiter in wütendem Schmerz. Stürmen durch die Straßen der Altstadt.
Hauptmann von Medem hat jetzt die Führung. Über den Toten hinweg stürmt er weiter.
Ein junger Balte mit wehendem Haar und Augen des Wahnsinns rast an den schießenden und fliehenden Roten vorbei an den Hauptmann heran. Seine Beine schlottern, sein Mund zuckt. Im Keuchen erstickt jedes Wort. Zu Füßen von Medems sinkt er in die Knie, schnellt wieder empor mit letzter Kraft. Schreit: „Die Geiseln! Im Gefängnis! Helfen! — Schnell, schnell!“ und bricht mit röchelndem „Oh...“ zusammen.
„Weiter, weiter!“ gellt es über ihn hinweg. Der Widerstand der Roten wird zäher, verstärkt sich bei jedem Gebäude, an jeder Straßenecke. So mancher

fällt, doch die Sturmflut ist nicht mehr zu halten, sie wächst mit jedem, der sinkt.
„Weiter, weiter! Zu den Gefängnissen!"
Und wie die wilde Jagd vorüber ist, öffnen sich Fenster und Türen und Menschen mit grauen, vor Entsetzen entstellten Gesichtern, irre lachenden Augen, kommen zögernd aus den Häusern, nehmen sich schluchzend der Verwundeten und Gefallenen an, laben sie und schleppen sie in die Haustore. Zwischen ihnen stürmen die Nachkommenden vorwärts. Flüchtende, um Gnade winselnde Bolschewiki, die sich mit hocherhobenen, schützend über den Köpfen gehaltenen Armen an ihnen vorbeidrücken und sich vor ihnen verbergen wollen in Ecken und Nischen, werden im Rennen mit den Kolben niedergehauen, mit den Bajonetten durchbohrt und mit Tritten getötet.
Endlich sind die Gefängnisse erreicht. Noch wehren die festen Tore den Eintritt, halten den wütenden Hieben, den Handgranaten und Brecheisen Stand. Mit blutenden Fingern und mit der Kraft der Verzweiflung arbeiten Balten und Deutsche.
Entsetzt taumeln die so vieles gewohnten, hartgesottenen Soldaten vor dem Anblick zurück, der sich ihnen dann bietet. Ohnmächtig oder still vor sich hinweinend brechen junge Balten vor den Reihen der Toten zusammen, die rings an den Mauern liegen mit zerschmetterten Köpfen, verstümmelten Leibern. Klumpen sind es oft bloß, Knäuel aus Fetzen und Fleisch und Gedärmen, die Menschen waren, vor einer Stunde noch oder vor zweien. Und die Balten irren von einem zum andern, von Leiche zu Leiche, werfen sich über sie hin mit herzzerreißenden Schreien, starren sie an mit leeren, weit aufgerissenen Augen, lachen im Irrsinn, und sinken nieder mit gellendem Ruf und wildem Stöhnen vor Vater und Mutter, vor Bru-

der und Schwester, die mehr ein Ahnen als der Blick erkennen läßt.
Und die Balten starren hinauf zu den Fenstern, an denen sich ausgemergelte, blutbespritzte Gesichter an die Gitter drängen, aus denen wahnsinnsstiere Augen auf die Höfe herabschauen, bis die Erstarrung einem Strome erlösender Tränen weicht und matte Jubelrufe die nicht mehr erwarteten Befreier begrüßen.
Und sie hasten, stolpern und stürmen hinauf über Treppen durch Gänge. Reißen die Türen auf mit unmenschlicher Kraft, stürzen in Arme von Freunden und Verwandten. Und reden irre vor Freude und Schmerz, lachen und weinen, schreien vor Glück, sinnlos und schaurig...
Und die deutschen Soldaten, die die Somme sahen und Verdun, stehen mit tränenden Augen vor all dem Entsetzen, sehen die Ausbrüche der Freude und des Schmerzes und lassen, verwirrt, sich umarmen und küssen von Menschen, die sie vorher nie gesehen, die sie vielleicht nie wieder sehen werden, die nur durch eines verwandt sind mit ihnen, durch Sprache und Blut, denn beide sind deutsch!

Doch die Stadt ist noch nicht befreit. Immer wieder sammeln sich die Roten zu verzweifelter Gegenwehr; sie wissen, worum es geht: Ist Riga gefallen, dann ist ihr Hauptstützpunkt verloren, dann liegt Rußland offen!
Bald nach Mittag rasseln die ersten deutschen Artilleriekolonnen über die Holzbrücke. Ihnen voran und neben ihnen her eilen die Infanterieverbände mit gefälltem Gewehr in die Stadt und entfalten sich.
Der Straßenkampf entbrennt von neuem. Pfeifend und gellend sausen die Geschosse an den Häusern ent-

lang. Geschütz- und M.G.-Feuer durchtobt wieder die Stadt. Ingrimmig, verbissen, in Rachewut lodernd kämpfen die erbitterten Soldaten der „Eisernen Division", der Freikorps und der Gardeschützen. Fast ist es, als wollten sie Blut mit Blut wegschwemmen, als wollten sie jeden toten Kameraden, jeden gemeuchelten Balten, den sie an der Straße fanden, hundertfach rächen. In jedes Gäßchen, in jeden Winkel ergießt sich die Sturmflut. Kein Rotgardist, keines der Flintenweiber entkommt ihr lebend. Gefangene werden nicht gemacht.

„Ins Bezirksgericht, ins Bezirksgericht! Schnell!" schreit ein Balte im Vorbeirennen, und Brandt hängt sich ihm an die Fersen. Trews tritt ein Flintenweib nieder, schreit „Tillmann!" und rennt dem Leutnant nach, über den stürzenden Kuers hinweg, der sich hochreißt und wieder mitrennt, obgleich ihm das Blut aus dem Waffenrock quillt, bis er taumelt, langhinfällt aufs Pflaster und bewußtlos liegenbleibt.

„Zum Bezirksgericht!" gellt es durch die Straßen, „da stecken sie noch!"

Ein Haufe Bolschewiki stellt sich ihnen entgegen. Die Schüsse bellen auf ein paar Schritt. Der Balte stürzt. Da ist Trews mitten drin. Unter seinem wirbelnden Kolben fallen die Roten. Das Haus wird umstellt.

Doch es ist schon zu spät. Um Sekunden zu spät!

Stutschka, der Moskauer Bluthund, der „vorsitzende Kommissar des amtierenden Volkstribunals" — Stutschka, der Urheber des Riga-Blutbades, samt seinen Henkern und Metzen ist schon geflohen. Über Leichen rast sein Auto davon; nichts nützen die Schüsse und Salven...

Durch Zimmer, in denen die Teppiche drei- und vierfach übereinander liegen, in denen es nach feinsten

Parfüms, Zigaretten und Schnäpsen riecht, die angefüllt waren mit goldnem und silbernem Gerät aus Kirchen und Schlössern, aus Häusern und Läden der Balten, stapfen die Soldaten in brennender Wut. Doch nur zwei besoffene, geputzte und bemalte Weiber zerren sie hinter den umgestürzten Schränken hervor. Sie schleppen die Kreischenden, Speienden zu den Fenstern und stürzen sie auf die Straße hinab.
Das Aufklatschen der Körper bringt Trews zur Besinnung.
„Herr Leutnant!" stöhnt er und fällt Brandt mit schütternden Schultern in die Arme.
„Was ist?" fragt der Leutnant erschreckt und fängt ihn auf. „Sind Sie verwundet, Trews? Wo?"
Doch da ist Trews wieder hoch, schüttelt sich, fährt sich mit beiden Händen über die Augen, beißt die Zähne zusammen, daß die Muskeln hervorprallen, sagt: „Och, nichts! Das war man bloß so, Herr Leutnant, so 'n Bild war das eben!" und nimmt den Karabiner wieder auf und geht, als wäre nichts gewesen, die Treppe hinab. Unten aber, vor dem Tor, bleibt er stehen und schwenkt mit dem Arm nach dem Hause hin.
„Wenn das Deutsche wären! Und wir, ich, Herr Leutnant ...!" sagt er tonlos und schwenkt wieder den Arm in weit ausholendem Bogen, „und das, das wäre Deutschland, dann möchte ich da lieber mitten drin liegen! Dann, Gott verdammich!" stößt er gequält hervor und spuckt aus ...

Längst ist der Jubelklang der Glocken, der die Befreiung der Stadt verkündete, verhallt.
Längst auch ist die Moskauer Vorstadt von Roten gesäubert und die erschöpfte Landeswehr fühlt ihnen

in nordöstlicher Richtung nach, um noch in der Nacht die Verfolgung aufzunehmen.
Auch dieser Tag geht zur Neige. Doch der Geschützdonner grollt unentwegt weiter, verstärkt sich mehr und mehr und treibt die Soldaten aus ihren Quartieren und von den Tischen weg, an denen die Rigaer mit den letzten noch geretteten Resten aus Küche und Keller ihre Befreier bewirten.
Schon am Nachmittag haben dunkle Gerüchte die Stadt durcheilt, die von einem Vorstoß der Roten gegen die Front des Freikorps „von Brandis" berichteten, doch wurde ihnen keine Bedeutung beigemessen, da das Korps des Erstürmers von Fort Douaumont zu den besten zählte und man annahm, daß Hauptmann von Brandis' Kräfte genügen würden, den Stoß abzuwehren. Überdies rechnete man mit dem Eingreifen der weißen russischen Nordarmee, deren Flankenstoß die Reste der bolschewikischen Armee gegen die im Vormarsch befindliche Landeswehr drücken und damit vernichten sollte — nein, mußte.
Die Hamburger und einige Bataillone wurden nach Südosten zur Verstärkung vorgeschickt.
„Die Roten sind nun erledigt. Wie die Fliegen werden sie zerquetscht, keine von den Bestien darf lebend aus der Falle!" beruhigten die Soldaten die aufgeregten Bürger, die sich so gerne beruhigen ließen nach all dem Erlebten und vor Freude darüber zitterten, daß sie nun wieder leben konnten, sich frei bewegen durften ...
Und die Rigaer können beruhigt sein. Von Tag zu Tag erkennen sie dies mehr. Immer befreiter atmet die Stadt. Wohl mag der „rauhe, aber herzliche Ton" der deutschen Soldaten den Bürgern manchmal nicht angenehm in den Ohren klingen; wohl mögen die Balten so manches Mal die Köpfe über ihr

frischfröhliches, derbes Landsknechtstreiben schütteln, — dies eine aber ist und bleibt bestehen: Sie haben in Stadt und Land ein Blutbad beendet, dem der jüngste Säugling noch ebenso verfallen wäre, wie die Blüte des Volkes, des deutschen Volkes der Balten ihm schon verfallen war.

Nur gemeiner Verrat, nur politische Intrige, nur niederer Krämergeist konnten das Letzte vernichten, das noch gerettet worden war. Und dies traf ein!

Nicht die Roten sind es, die damit ihr Vernichtungswerk krönten — sie sind ja geschlagen in unzähligen Gefechten, in denen die deutschen Freikorps und die Nachfahren der Deutschordensritter noch einmal all ihre soldatischen Tugenden erwiesen — nein, der Todesstoß kommt von jener Seite, die Balten und Deutsche zuerst auf den Plan gerufen hatte, um „der Menschheit zuliebe“ die bolschewikisch-asiatischen Horden aus Europa zu vertreiben!

Der Todesstoß kommt von England, der Entente und ihren willfährigen Knechten. Er erfolgt, um das letzte, aber gefährlichste, weil von fanatischer Liebe zu Volk und Nation durchglühte Häuflein Deutscher, das seine Heimat an den nördlichen Grenzen des todwunden Reichs erkämpft und gefunden, zu vernichten und in das Chaos zurückzuschleudern, von dem es sich mit Ekel und Verachtung abgewandt hatte.

Die Ereignisse überstürzen sich: Zunächst befiehlt die Oberste Heeresleitung über Weisung aus Berlin neuerlich die Räumung Kurlands. Graf von der Goltz wird angewiesen, für sich und die deutschen Truppen strengste Zurückhaltung zu bewahren; sollten jedoch Teile der Freikorps in lettische Dienste übertreten, so habe die Reichsregierung nichts dagegen einzuwenden.

Abteilungen der Freikorps tun dies und gehen gegen

die auf lettisches Gebiet übergetretenen Esten, die zuerst unter dem weißgardistischen General Judenitsch gegen die Bolschewiki gefochten haben, zum Angriff über. Ihnen schließt sich die „Eiserne Division“ an. Die Esten aber stehen unter englischer Führung. In ihren Reihen kämpfen auch die Letten Ulmanis', den Baron von Manteuffel durch den deutschfreundlichen de Needra ersetzt hatte. Diese Kämpfe werden Ende Juni bei der Stadt Wenden entschieden. Sie enden so unglücklich, daß es nur dem blitzschnellen Eingreifen des Generals von der Goltz und dem in gewaltigen Eilmärschen und unter erbitternden Kämpfen zu Hilfe eilenden Freikorps des Oberleutnants Roßbach gelingt, eine Katastrophe zu verhüten, die von langer Hand vorbereitet war ...

De Needra flieht, Ulmanis geht unter englischem Schutze nach Libau und beginnt aufs neue zu regieren. Unversöhnlicher Haß gegen alles, was deutschen Blutes ist, leitet seine Handlungen.

Vor der Front der Deutschen und Balten, die mit dem Mute der Verzweiflung kämpfen und sich an jeden Fußbreit Bodens klammern, stehen plötzlich, wie aus der Erde geschossen, Letten.

Und hinter der Front, in Riga, kommt es zu Kämpfen zwischen Deutschen und Letten, die Verpflegungs- und Munitionskolonnen überfallen und die sich mit dem Gesindel zu Banden vereinen, um die Läden zu plündern und Deutsche wie Balten aus dem Hinterhalte niederzuknallen, bis dem Führer der „Eisernen Division“, Major Bischoff, die Geduld reißt, und er mit Panzerwagen die Stadtteile säubern läßt. Da fallen Granaten in die Stadt; Granaten, die den Wasserturm zerstören. Erbarmungslos krepiert Schuß auf Schuß in Straßen und Häusern und vertreibt die letzten Balten.

Und die Granaten kommen von englischen Schiffen! Sie schießen Riga an zahlreichen Stellen in Brand; und es kann nicht gelöscht werden ...
Und die Letten haben deutsche Uniformen an, tragen deutsche Stahlhelme und schießen aus deutschen Gewehren auf Deutsche! Denn sie gehören den von der deutschen, nein, von der Berliner Regierung ausgerüsteten lettischen Verbänden an!
Ein Wutschrei gellt durch die Reihen der Kämpfer, ein Racheschrei, der sich in die Gehirne bohrt, der die Herzen beinahe lähmt durch seine jähe Gewalt und nie, nie mehr vergessen werden soll! Dies schwören die deutschen Soldaten. Sie schwören es in den Wirren der tödlich einsamen Nächte, in denen sie sich mit grimmigem Trotze des Ansturms erwehren, in denen sie zurückgehen, der vielfachen Übermacht weichend. Sie schwören dies im Angesichte der Türme von Riga, die nun wieder vor ihnen liegen, von denen herab sie der Feierklang der Glocken vor anderthalb Monaten als Befreier begrüßt hatte.

Heiß brennt die Julisonne herab auf die graugrünen Matten und Hügel, glastet und zittert über den Heiden, über den Wäldern und über den Seen, in denen sich der klare, graublaue baltische Himmel spiegelt.
Und sie brennt hernieder auf Soldaten und Männer, deren Herzblut sich der baltischen Erde vermählt, die ihre alte Heimat verließen im dunklen Drange nach einer neuen, besseren, der sie dienen konnten nach dem Maße, das ihnen in Flandern, vor Verdun und an der Somme zum einzig gültigen ward.
Und diese Soldaten und Männer halten dies Maß in ihren Herzen, doch sie sehen nichts mehr als das Nichts, das sich vor ihnen auftut, und sie fühlen den

Fluch, der sich anschickt, einen Stempel auf ihre Stirnen zu drücken, der sie zu gemeinen Abenteurern und Egoisten, zur blut- und beutegierigen Soldateska entehren will ...
Die Balten gehen zum Grafen von der Goltz und fragen ihn, was sie nun tun sollen, und der General neigt sein hartes Gesicht und sagt: „Wenn Sie sich den Engländern fügen, dann retten Sie Ihre Heimat."
Und die Balten gehen und tun es ...

5

Ende

Noch ist das Schicksal Kurlands nicht erfüllt. Noch zucken im gähnenden Dunkel Funken auf, die, Irrlichtern gleich, Deutsche und Balten lockend und verheißend umtanzen.
Da ist Oberst Bermondt, ein weißgardistischer russischer Abenteurer, der den Kämpfern Landbesitz verspricht, wenn es ihm gelingt, sich mit ihnen im Lande zu behaupten.
Da laufen Verhandlungen mit Letten und Russen zwecks Gründung eines Militärsiedlungsstaates.
Und da steht die Division des „Eisernen Majors", der seine schon zum Abtransport verladenen Truppen im letzten Augenblick wieder in die alten Quartiere zurückschickt, weil noch immer ein blasses Sternlein für ihn am dunklen Himmel blinkt und weil er ein Mann

ist, der kein Zurückschrecken vor schier Unmöglichem kennt, weil er zu ertrotzen glaubt, was eine Welt versagt, wenn er nur durchhält. Hinter ihm stehen Soldaten, die ihn glühend lieben, die sich sogar der Tränen nicht schämen, gilt es den Abschied von ihm.
Und weiter ist da die „Deutsche Legion", in die die Besten und Trotzigsten der aufgelösten Freikorps fanden, um sich, alle Mahnungen zur Vernunft mißachtend, alle Drohungen verhöhnend, England und Berlin, um sich der ganzen Welt, ja dem Schicksal nochmals, noch einmal entgegenzustemmen.
Wie in den Zeiten der Not die Stärksten und Gläubigsten sich um den wahren Führer scharen ohne nach dem Ende zu fragen, so sammeln sich die letzten deutschen Soldaten und einige wenige baltische Männer um die letzten Führer.
Wer jahrelang ungebeugt durch brodelnde Stahlgewitter geschritten, wer das Entsetzlichste gesehen, das sich je menschlichen Augen bot, hat die Grenzen des allgemein Gültigen überschritten und ein Anrecht darauf, sein Maß, und nur dieses, an die Dinge zu halten und sollte es gegen den Willen einer ganzen Welt sein!
Und wie jämmerlich, wie erbärmlich ist diese Welt, die sie sehen, die Soldaten der „Eisernen Division" und der „Deutschen Legion"! Diese Welt wird regiert von Menschen, die den Weltkrieg gemacht haben, aber nie Soldaten waren, die von Siegen reden, die nie sie erkämpft, die einen Frieden diktieren, weil sie keinen wollen und weil sie nicht wahrhaben können, daß der Krieg, der eigentliche Kampf der Nationen, erst beginnt und ausgetragen werden muß, mag kommen, was kommt, mag er enden, wie er mag!
Die „Baltikumer" wähnen, daß dieser neue Krieg mit Waffen ausgetragen würde. Und so handeln sie denn,

so schreiten sie, unerbittliche Folgerer einmal erfaßter Erkenntnisse, glühend zur Tat.
Fast ist es, als hätten sie das Schicksal bezwungen: Noch einmal nähern sie sich Riga, der toten Stadt, Engländer und Letten in siegreichen Kämpfen vor sich hertreibend. Noch einmal flattern die alten, stolzen und siegreichen Fahnen über den letzten deutschen Soldaten in feindlichem Land. Noch einmal sieht die müde baltische Vorwintersonne, wie deutsche Soldaten trotz Hunger, Kälte, Einsamkeit und Not zu sterben wissen. Im Verbande der „Freiwilligen Russischen Westarmee" kämpfen sie jetzt; an ihren Mützen blinkt die zaristische Kokarde. Was gilt's — auch die hat ja die deutschen Farben, nur umgestellt! Die russischen Offiziere schauen zu den einfachen deutschen Soldaten auf, so kämpfen die, so sterben die ...
Aber dann naht das Ende, und der Wahn ist vorbei...

Naßkalt weht der Wind; und die Dezembersonne ist kraftlos. Ihre weiße Scheibe, die über dunklen Wolkenbändern im Osten emporsteigt, vermag nur ein Frösteln zu wecken.
Frostschauernd liegt auch das ostpreußische Städtchen in trostlos weiter, weißgrauer Landschaft. Von den Dächern tropft es unentwegt hinab. Die Straßen sind voll von grauweißem Brei und trübe blinkenden Pfützen.
Nur wenige Menschen stehen auf den schmalen Gehsteigen in der Hauptstraße, durch die eine Abteilung deutscher Soldaten marschiert. Ein Leutnant mit kantigem, bleichem Gesicht schreitet an ihrer Spitze. Auf seinem verblichenen, mit grauen und braunen Flecken geflickten Waffenrock blitzt das Eiserne Erster. Er wen-

det den Kopf nicht und schaut nicht, wohin er tritt. Und hinter ihm, auf drei Schritte Abstand, marschiert einer, der einen Fetzen von Fahne trägt, die einmal wohl schwarz, weiß und rot war, jetzt aber verdreckt und kaum zu erkennen ist. Das Gesicht des Fahnenträgers ist finster, verbissen. Aus tiefen Höhlen und schmalen Lidern brennen dunkel die Augen, und sein Mund ist ein schmaler, harter, nach unten sich ziehender Strich. Neben ihm marschiert ein hünenhafter Unteroffizier zur Rechten und zur Linken der Fahne ein kleiner Gefreiter mit frech-verwegenem, bartstoppelichtem Gesicht, der gerne nach den Mädchen hinsähe, wenn er könnte, wenn es in ihm nicht andauernd schriee: „Och schiet!"

Und hinter der Fahne schreiten andere, die denen vorne mit ihren trotzig-finsteren Gesichtern aufs Haar gleichen, die nur die Größe der gestrafften Körper und die Art der Gewandung unterscheidet. Sie alle aber haben keine Mäntel, die sie vor der Kälte schützten. Sie tragen schwarz-weiß-rote Kokarden, doch keine Waffen mehr.

Sie schauen nicht rechts und nicht links.

Sie sehen nichts und sie hören nichts; weder die zagen Rufe des Willkomms, noch die Flüche und Verwünschungen der geifernden Gegner.

Sie schreiten mit starren Gesichtern durch den spritzenden Schnee, der den Schritt dämpft, und es ist dennoch, als dröhnte der Tritt, als sprühten Funken unter den zerrissenen Stiefeln hervor.

Sie marschieren wie kalte, steinerne Säulen und glühen doch zutiefst in fanatischer Glut.

So marschieren sie ein in die Heimat. Doch keiner, der sie sieht, weiß, ob in Liebe oder in Haß.

Und nur die Ahnenden fühlen es dunkel, daß mit ihnen Deutschlands Schicksal marschiert...

In den ostpreußischen Zeitungen aber steht, was die Stolzen, Trotzigen nie sagen würden:

„Ein Jahr lang haben die Truppen im Baltikum die bolschewistische Welle von Ostpreußen ferngehalten. Jetzt kehren sie nach Deutschland zurück. Die Deutsche Legion, die neben der Eisernen Division den Hauptbestandteil der aus Deutschen bestehenden Teile der russischen Westarmee bildete, steht unmittelbar an der Grenze. Wie bei jedem Rückmarsch hat sich auch dieses Mal ein Schwarm von nicht zur fechtenden Truppe gehörenden Leuten vor der Front hergewälzt: eine aus früheren Kriegen und vom November 1918 her bekannte, traurige Erscheinung. Die Legion hat mit diesen Glücksrittern und Abenteurern nichts gemein. Sie besteht aus Männern, die in alter, einfacher Soldatenart dem Vaterlande dienen und ehrlich sterben wollen. Die letzten Kämpfe und die Marschtage bei schlechter Witterung haben die Truppe äußerlich mitgenommen. Man lasse sich hierdurch nicht täuschen. Die Worte Friedrichs des Großen, die er einem General zurief, der von friedlicherem Kriegsschauplatze kommend, eine glänzend gekleidete Truppe in Parade vorführte, passen auch hier: ‚Meine Kerls sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen.‘
Wir kehren mit warmem deutschen Herzen in die Heimat zurück und hoffen, mit den selben Empfindungen aufgenommen zu werden.“

Der Ruf

Die Stubendecken in den ostpreußischen Bauernhäusern sind niedrig, und die Balken, die sie tragen, machen sie noch niedriger. Man muß also, wenn man Gardemaß hat, in diesen Häusern, die sich so breit und behäbig in die Landschaft schmiegen, erst gehen lernen.
Das hat Unteroffizier Löhr schon hinter sich; er geht zwischen den Tragbalken auf und ab, von der schwarzbraunen Türe zum Fenster und wieder zurück und wieder hin. Es sind genau sieben Schritte; keine Zehenlänge mehr, keine weniger. Wenn man drei Wochen lang jeden Tag von Morgen bis Abend das gleiche tut, dann muß das auf den Millimeter stimmen. Die Beine arbeiten mit der Genauigkeit einer Maschine.
Wenn ich im Zuchthaus wäre, so ginge das ja noch an, so aber...? sagte Heinemann gestern nacht, als er und Trews da waren.
Heinemann hat recht, denkt Löhr, indem er am Fenster stehen bleibt und sich bückt, um hinauszuschauen. Aber es ist nichts zu sehen, denn draußen ist die Luft dick wie abgestandenes Buttermilchwasser, und es regnet und schneit reihum, und es ist grimmig kalt dabei!
Hol der Teufel dieses ostpreußische Sauwetter, sagt Löhr zu sich selbst und denkt: Und wenn man gleich 'n ordentliches Paar Stiefel und 'n ordentlichen Mantel hätte, man könnte ja doch nicht raus, man darf sich ja nicht sehen lassen, wie die Hunde passen die auf!

Der Unteroffizier betrachtet die winterwelken Blumenstöcke am Fensterbrett. Zweiunddreißig Läuse hat er von denen heruntergespießt mit der Nadel; es war eine mühselige Arbeit das, weil sie sich in den Runzeln der Blätter verborgen hatten, aber er konnte doch einen ganzen Vormittag damit totschlagen!
Es ist keine mehr drauf, stellt Löhr fest und beginnt wieder zu gehen, vom Fenster zur Türe und von der zurück, immer zwischen den Balken, immer genau auf dem breiten Brett...
Eins, zwei, drei, vier, fü...
„So laß doch das Rumgelatsche endlich, Himmel, Arsch und Wolkenbruch! Das ist doch zum Dollwerden!" kommt es hinten aus der Ecke.
Kann der was pennen, denkt Löhr kopfschüttelnd, indem er innehält und tiefsinnig nach dem Getürm von rotkarierten, zerknüllten Polstern hinschaut, und geht dann gebückt unter den drei Balken durch zum andern Fenster, wo er sich in den Lehnstuhl setzt, eine Weile durch die trüben Scheiben stiert und endlich die Zeitung nimmt.
„Ermländisches Kreisblatt" steht rechts und links vom Wappen und darunter 46. Jahrgang, Wormditt, den 15. Februar 1920."
„Was jetzt?" ist der Leitartikel überschrieben. Löhr liest: Die Ereignisse der letzten Wochen haben klar und eindeutig dargetan, daß die Regierung den Anforderungen des Friedensvertrages von Versailles nicht gewachsen ist und, was noch schlimmer ist und ihre ganze Schwäche zeigt, daß sie heute bereits vor der Verantwortung, die ihr aus der Unterzeichnung erwuchs, zurückzuschrecken beginnt. Wir warnen die Regierung davor, ihr gefährliches Spiel mit dem Schicksal des deutschen Volkes fortzusetzen. Wir warnen sie zum letzten Male und erheben flammenden

Protest gegen die Auslieferung der „Kriegsverbrecher". Die Empörung des nationalen Teiles des deutschen Volkes beginnt sich dem Siedepunkt zu nähern... Wir erheben ferner feierlichst Einspruch gegen die Herabminderung der Reichswehr! Die Befriedung des Landes kann allein noch den Zusammenbruch der Wirtschaft aufhalten. Die Reichswehr und die Freiwilligenformationen sind die einzige Gewähr dafür... Die Mark...

Wir werden euch was husten! denkt Löhr, wendet die Zeitung und vertieft sich in den Anzeigenteil.

Eine Sterke zu verkaufen auf Gut Grünhagen . . . Zuchtbulle, dreijährig, aus mehrfach prämiierter Zucht, reinstes, ostfriesisches Blut . . . Notverkauf. Kriegswitwe verkauft ihren schön gelegenen . . . Wer gibt Erste Hypothek auf bestbewirtschafteten Hof . . . Bekanntmachungen der Herdbuchgesellschaft „Schwarzbunt" . . . Bekanntmachung des Kreisgerichts . . . Zwangsversteigerungen . . . Steuerabgaben . . . Kriegswaise, groß, ev., mit schönem Hof . . .

Das wäre was für Tillmann, denkt Löhr und sagt: „Du, Tillmann, hättest du Lust? ..."

„Dir eins in die Fresse zu hauen, jawoll!" kommt es vom Bett her.

„Dann eben nicht, liebe Tante!" knurrt Löhr und denkt:

Dem Tillmann kann man ja nicht hinter die Gaunervisage sehen, der tut ja bloß so, als ob ihm das alles gleich wäre. Natürlich tut er bloß so, denn als er vergangene Woche den Kater hatte, da redete er von einem versauten Leben, aber am Morgen sagte er schon wieder: „Och schiet! — das war man bloß so'n Geklöhn. Wer Blut geleckt hat, muß 'bei bleiben. Ich bleibe Soldat! Und wenn der Leutnant nischt für mich findet, denn such ich mir selber was!"

Löhr lehnt sich zurück: Wo der Leutnant jetzt sein mag? Ob der noch immer in Stade ist oder schon in Berlin oder in Döberitz mit Ehrhardt . . .
Plötzlich kracht die Bettstelle. Der Unteroffizier fährt herum. Tillmann hat sich auf die andere Seite geworfen und holt tief Atem.
Der schläft doch nicht! denkt Löhr und ruft leise: „Tillmann!" und nach einer Pause lauter: „Till!" und dann wieder und noch lauter: „Jorg!"
„Was willst du, Affe?"
„Daß der Leutnant immer noch nicht da ist!" sagt Löhr.
„Och, der wird schon kommen", tönt es gleichmütig zurück.
„Ja, Gott verdimmich! — ist dir das denn ganz wurscht, was mit uns allen werden soll?" fragt Löhr gereizt.
„Wurscht hin, Wurscht her! Was mit uns werden soll, das wird der Leutnant schon befummeln. Sei du man bloß froh, daß er den Schmus mit seinem Onkel, der uns alle auf sein Rittergut nehmen will, rausgesteckt hat. Der Major in Tilsit hat das sowieso nicht geglaubt; deswegen hat der uns ja die Knarren abgenommen, aber das ist egal. Oder wäre dir das lieber gewesen, wenn uns die Reichswehr wie Rekruten nach Stade oder nach irgend so 'nem Truppenübungsplatz gebracht hätte, so wie sie das mit den andern machte, he? — Nee, mein Lieber, da ist mir so'n sturer, faulmäulscher Bauer denn doch lieber als das Kasernenhofgeschnauze von so 'nem Garnisonsspieß!"
„Aber ja, mir doch auch, aber daß der Leutnant noch immer nicht da ist", meint Löhr.
„Dah, der wird schon kommen", sagt Tillmann gähnend. Man hört, wie er sich am Kopfe kratzt und wie-

der gähnt. Dann fliegen die Polster auseinander, und am Bettrande werden ein Paar Beine sichtbar, die in graugelben Unterhosen und zerrissenen Strümpfen stecken.
„Morgen!" grinst Tillmann hinter dem Getürm hervor.
Der hat doch nicht geschlafen! Na warte, du Aas, denkt Löhr und fragt so obenhin: „Sag mal, Till, wie denkst du eigentlich über die Lage?"
„Wie ich über die Lage denke?" meint Tillmann und betrachtet nachdenklich seine Hosen, die er sich vom Bettrand aus mit dem rechten Fuße umständlich vom Sessel herzugeangelt hat. „Wie ich über . . . ja, also: Ich denke", fährt er schnarrend wie ein junger Leutnant und mit gemacht sorgenvoller Miene fort, „ich denke, daß die allgemeine Lage kritisch, sehr kritisch ist, jawoll. Ich denke, daß mir die Hosen demnächst vom A—rm fallen werden wie der Mörtel von der Wand. Ich denke, daß — hem — die Betten fabelhaft sind, und daß eigentlich überhaupt alles hier fabelhaft wäre, wenn es bloß nicht andauernd Salzheringe mit Pellkartoffeln und Leinöl gäbe und man sich mal ordentlich die Füße austreten könnte. Ansonsten aber ist festzustellen, daß wir aus einer Scheibe in die andere geschliddert sind und daß nur 'n Hornochse die für Honig halten kann. Das aber scheinen alle Deutschen zu tun. Und wenn ich das so sehe, denn reizt es mir, Kommuniste zu werden, Potverdicke, jawoll, Kommuniste, denn die haben die Schose erkannt und haben die Kurasche, das zu tun, was die andern sich nicht getrauen: Das Olle, Faule und Moddrige zusammenzuhauen und was Neues zu wollen!"
Tillmann steht auf. „Du brauchst mir nicht so dämlich anzuschaun, das ist mein Ernst, jawoll! Und ich

kann dir sagen, wenn das nicht bald anders wird, denn hau ich noch ab zu denen!" schließt er, indem er wütend in die Hosen fährt.

Siehste woll, hat ihn schon, denkt Löhr, stiert eine Weile vor sich hin auf die weißgescheuerte, sandbestreute Diele und sagt dann langsam: „Wenn du das kannst, Till, denn . . ."

„Können, können", fährt Till auf, „was heißt können, verdammt noch mal! Können wir denn überhaupt noch was? Ist das, was wir seit Vierzehn getan haben und noch tun werden, denn noch 'n Tun-Können — ist das nicht 'n ganz verfluchtes, weiß der Deubel von wem kommandiertes Muß?"

Wie eine zusammengebogene Stahlfeder steht Tillmann vor dem dumpf vor sich hinbrütenden Unteroffizier. Seine Augen irren vor ihm zum Fenster; eine unerbittliche Härte ist in ihnen.

„Wer hat uns da nach Kurland geschickt, he? Der Leutnant? Nee! Oder, daß wir da oben Land hätten kriegen sollen? Was hätten wir damit angefangen? Es war doch keiner von uns 'n Bauer! Und wir sind doch gegangen, und der Leutnant, der hat das man bloß arrangiert und in die Reihe gebracht! Und nu steh'n wir da und warten wieder auf was. Wir warten! Weißt du, auf was? Weiß ich, auf was? Nee, garnischt wissen wir! Wir wissen man bloß, daß wir müssen, daß wir nicht anders können, daß da was ist, das uns alle, wie wir da sind, gepackt hat und nicht losläßt, bis wir eben nicht mehr mittun können wie Kuers, Sachse, Hartwig, Cohrs, Timm und die andern alle, die ins Gras haben beißen müssen! Und, siehste, für alle war sofort wieder Ersatz da. Die ollen Frontschweine gingen ab und die jungen Kerls, der Petersen, Oldekopp und die, die kamen. Das siehst du doch, das kann doch nicht 'n Zufall sein, Mensch!

Geht es uns denn so gut, daß einer was von hätte? Oder haben wir Aussichten drauf? Was ist denn an dem Fetzen von Fahne, die sie uns haben wegnehmen wollen in Tilsit? Nischt ist daran, und wir haben sie doch nicht hergegeben! Und so ist allens."

Kerzengrade steht Tillmann und schaut heftig atmend nach dem Schrank hin, unter dem das Bruchende einer Stange sichtbar ist. Auch Löhr schaut hin und sieht im Geist Fäuste, die sich aus blauen Leinenärmeln recken und nach der Fahne greifen, die Trews hoch über sich hält, und er hört Holz splittern und die Stimme des Leutnants, die die Arbeiter auseinandertreibt: „Schämt euch, ihr seht mir nicht aus, als ob ihr in der Etappe den Krieg mitgemacht hättet!" Und er sieht, wie die Fäuste herabfallen und die Augen sich trotzig auf den Leutnant richten . . .

„Du, Till", sagt Löhr nach einer Weile, „das, was du vorhin sagtest, das spüre ich ja auch, aber zu denen könnte ich doch nicht gehen, obwohl ich doch aus 'ner Arbeiterfamilie komme und bis zum Militär selbst Arbeiter war. Ich bin immer so'n Außenseiter gewesen, auch zu Hause. Mein Vater war Sozialdemokrat, mein älterer Bruder ist als Spartakist in Bremen gefallen, und der andere war Sozialdemokrat und wurde nach dem Krieg, den er von Anfang bis zum Ende mitmachte, Kommunist. Es hat da viel Streit gegeben zwischen uns. Ich hab' ihnen in vielem recht geben müssen, aber . . ."

„Was, aber . . .?" drängt Tillmann.

„Aber, ja, sieh mal", Löhr holt tief Atem, „mitgehen konnte ich nicht, obwohl ich's probiert habe. Da war irgendwas in mir, was nicht wollte, und um das kam ich nicht herum. Und seit Riga, da ist das ganz aus! Wie ich da Kuers neben dem baltischen Studenten

liegen sah und der Leutnant von dem Symbol sprach, das die beiden für ihn geworden seien, da ist es über mich gekommen, ich weiß nicht, wie."

Wieder starrt der Unteroffizier die Blumen an dem Bettgestell an. Sein breiter geneigter Westfalenschädel scheint sich gegen etwas zu stemmen. Eintönig trommelt der Regen gegen die Scheiben. Tillmann sitzt am Bettrande, schaukelt die Beine und stiert zum Fenster hinaus in das dunkelnde Grau.

„Vielleicht meinte Petersen das gleiche, als er sagte, daß er in Kurland erst gelernt habe, was es heißt, ein Deutscher zu sein, denn vorher sei er bloß 'n deutscher Staatsbürger aus bürgerlichem Hause gewesen", fährt Löhr nach einer Weile fort, „der glaubte, daß man erst mit dem Abitur anfange, Deutscher zu werden."

„Na, und . . . ?" sagt Tillmann. „Meinste woll, daß das nu anders geworden wäre? Die, die im Felde waren, die denken ja woll so, mancher wenigstens, aber sonst ist das alles so geblieben, wie es war. Da sind noch die Patentdeutschen obenan, Mensch, die nationalen Klugschieter, daß einem das Kotzen kommt, wenn man ihr Gequatsche liest. Hast du die Zeitung dort schon gelesen? Die nennt sich deutschnational! Und was schreibt die? Ganz gemeinen Quatsch! Heute so, morgen so! Heute für Lüttwitz, Ehrhardt und uns Baltikumer und morgen wieder gegen die und uns! Wir sollten endlich Ruhe geben im Interesse des Wiederaufbaues unseres schwer geprüften Vaterlandes. Wir sollten endlich mal staatsbürgerlich denken lernen und die Schützengrabenmanieren sein lassen. Mit Radau macht man keine Politik, vor allem nicht in so schweren Notzeiten — so geht das in einem durch."

Tillmann springt auf, läuft zum Fenster und nimmt

die Zeitung. Seine Augen irren die Spalten auf und nieder: „Wo stand das bloß, verdammt noch mal!"
Endlich findet er die Stelle und schlägt mit der flachen Hand darauf. „Da, lies das mal!"
Der Unteroffizier liest halblaut: „Es ist bedauerlich, daß verschiedene Vorkommnisse die Befürchtungen der Reichsregierung zu bestätigen scheinen, die sich an die Rückbeförderung der Kurländischen Freikorps in die Heimat knüpften. Wir können nicht umhin, festzustellen, daß die Baltikumtruppen leider mit sehr radikalen Elementen durchsetzt sind, deren Treiben nicht ruhig zugesehen werden darf. Es handelt sich hier wohl um Leute, deren Köpfe bolschewikische ‚Menschheitsbefreiungsgedanken und Pläne' umnebeln, die durch die Lockerung der Disziplin . . ." Löhr hält inne, starrt vor sich hin, liest wieder „die durch die Lockerung der Disziplin unter Umständen tatsächlich fähig wären, zu Mitteln zu greifen, die hart an Raub und Plünderung grenzen. Es ist hohe Zeit, daß Besonnenheit . . . Wir hoffen . . ."
„Der Dank des Vaterlandes!" sagt Tillmann. Der Tisch kracht unter seiner Faust. „Nationale sind das, Mensch, Na — tio — nale! Da hat irgendeiner von uns so 'nem ostpreußischen Rittergutsbesitzer 'n Huhn geklaut, weil er nischt gefressen hatte die letzten Tage und dann . . . Ja, mein Lieber, so sind die Herrschaften! Da waren die hochnäsigen baltischen Barone wahre Prachtkerle gegen, die hatten wenigstens 'ne Ahnung von dem, was los ist; die spürten, daß sich was geändert hat, und versuchten, sich da reinzufinden. Die hier aber, von 'n paar Ausnahmen abgesehen, die haben Vierzehn und den Krieg schon wieder vergessen und merken von nischt oder tun man bloß so. Wenn die nicht eins drauf kriegen, denn

Gute Nacht, Deutschland! Hättest mal sehen sollen, wie die den Leutnant abschmusten, als der unsertwegen bei ihnen vorkam! Und dabei sahen sie immerzu auf Brandts schäbigen Rock und seine geflickten Hosen, so wie: Ob der wohl salonfähig ist? — Na, der Leutnant hat nischt gesagt, bloß Augen hatte er wie damals, als wir an der Straße nach Baldon vorgingen und der geschniegelte Bermondtoffizier zu ihm sagte: ‚Chammerat, Krick verrlorren, alles chaput! Lettischen Division zenntausend Mann, zenntausend!' — Und zu Petersen sagte er dann: ‚Jetzt verstehe ich, wie man 'n Roter werden kann.' Genau so sagte er."

„Na ja, Till, das ist ja alles gut und richtig, aber was nützt das alles! Wir müssen uns ja doch an diese Leute halten; sie haben nun mal das Geld und wir brauchen welches. Die Bauern haben doch selbst nichts mehr! Was sie im Kriege ersparten, ist längst wieder draufgegangen auf neue Dächer, Scheunen und so. Und sie kriegen es nun auch sachte mit der Angst. Was Heinemann da sagte, war saudumm; den Bauern hat es nur rumgerissen, wie er das hörte. Und dann hat er mich beiseitegenommen und gefragt, ob wir alle so dächten. Was sollte ich dem sagen, Till?" meint Löhr gequält, indem er die Zeitung glattstreicht und zusammenfaltet, „er hätte es ja doch nicht verstanden, und wir alle könnten es nicht erklären, weil es eben so ist und nicht anders sein kann. Aber das ist es ja gerade! Ich war nie ein Roter, und jetzt ist es mir manchmal verdammt so, als wäre ich doch einer. Und ich bin's doch nicht! Ich kann's doch nicht sein!"

Dunkel hebt sich Löhrs Schattenriß vom fahlhellen Fenster ab. Schwere Schritte stampfen durch den Hausflur. Im Stall brüllen die Kühe. Eine Frauen-

stimme ruft: „Krischan!“ Tillmann geht auf und ab und bleibt dann vor dem Unteroffizier stehen.
„Und hat Heinemann nicht recht, wie? Ja, zum Deubel noch mal, wollen wir denn was für uns, he? Hast du was 'von? Hab ich was 'von? Was hatten wir alle denn 'von bisher? — Kaputte Knochen, sonst nischt, und denn 'n Tritt in den Arsch! Das ist alles! Och, komme mir man bloß nicht so, Mensch! Wenn's rechtsrum nicht geht, dann müssen wir das eben linksrum versuchen, und wenn das noch nicht genügt, denn ganz linksrum! So oder so werden's wir denen, die's noch nicht gelernt haben, schon beibringen! Dicke Töne brauchen wir nicht mehr! Jetzt muß endlich mal gesagt werden, was wir wollen und wie wir uns das denken, was nu werden muß. Und die das nicht kapieren, die sollen abtreten! — Strich drunter! Neue Bilder!“
Tillmann setzt seine Wanderung fort. Am Fenster und an der Türe macht er immer eine scharfe Kehrtwendung. Der Unteroffizier zählt seine Schritte; ohne es zu wissen, tut er das. Wie ein Schatten tappt Tillmann auf und ab. Über den Hof geht jemand mit einer Laterne. Löhr sieht, daß es die Stallmagd ist, und horcht hinaus. Ein Tor knarrt, das Licht verschwindet. Im Stalle drüben ist es nun ganz ruhig. Es hat aufgehört zu regnen; nur ab und zu hört man das Fallen eines Tropfens in der Dachrinne. Tillmann steht jetzt am Fenster.
„Du, Jorg“, sagt der Unteroffizier endlich, „aber das mit dem Zu-den-Kommunisten-abhaun, das ist doch nicht dein Ernst ...?“
„Ist es!“ tönt es vom Fenster her, hart und erbittert.
„Und der Leutnant, Jorg, — was meinst du, was der dazu sagen wird?“ tastet Löhr.
„Der Leutnant ...?“ Die dunkle, kleine Gestalt vor

dem Fenster wendet sich langsam um, geht ein paar Schritte, bleibt stehen. „Der sagte, als er in Tilsit sich von Oberleutnant Roßbach verabschiedete: ‚Ich gehe mit Tod und Teufel jetzt, wenn's Deutschland was nützt!' Das hat Brandt gesagt!"

Seit halb acht Uhr früh wartet Leutnant Brandt im Berliner Büro der „Nationalen Vereinigung" in der Schellingstraße. Der Warteraum füllt sich mehr und mehr.
Brandt hat einer alten Dame seinen Sessel überlassen und steht nun am Fenster. Ein trüber Märztagshimmel schickt sein fahles Licht herab, hüllt alles in Grau, verwischt alles, die Formen, die Farben, und läßt die Gesichter der Wartenden dumpf erscheinen. Resignation spricht aus ihnen. Müdigkeit, die jeder Hoffnung bar ist und jedes Glaubens, wie der Tag draußen allen warmen Lichts entbehrt und es auch nicht zu missen scheint. Nur die alte Dame lächelt Brandt immer wieder an, wenn er nach der runden Wanduhr über der Türe blickt. Aber auch dieses Lächeln ist müde, so gequält erzwungen, daß er nichts weiter darin zu erkennen vermag als etwas verlegenen, gemußten Dank. Und Brandt lächelt immer wieder zurück und denkt: „Büro der Nationalen Vereinigung", steht draußen, aber es ist, als wäre es das Wartezimmer einer Klinik.
In der Nähe der Eingangstüre sitzen zwei ältere Herren, die sich leise unterhalten, aber so erregt, daß fast jedes Wort zu verstehen ist.
„Ich bin der Ansicht", sagt der eine, „daß die Fraktion für die sofortige Zurückzahlung der Kriegsanleihen einzutreten hat. Wenn man sie den Soldaten zurückgab, dann kann man das auch uns nicht ver-

weigern. Wie kommen wir dazu, dieser Regierung unser gutes, unter größten Opfern erspartes Geld zu schenken?!"

„Ob aber die Partei nicht Wichtigeres zu tun haben wird, Herr Landrat?" hört Brandt.

„Erlauben Sie mal, ich bitte, ist das nicht wichtig genug? Wozu haben wir sie denn gewählt, wenn nicht dafür, unsere Interessen zu wahren! Ist es nicht genug, daß unser Heer den Krieg verloren hat? Sollen wir auch dafür noch büßen? Ich hätte jetzt eine günstige Gelegenheit, den Betrag anzulegen. Fünfzehn Prozent, ich kann mir das doch nicht entgehen lassen..."

Ein alter Herr räuspert sich laut, steht auf und beginnt, im Zimmer auf und ab zu gehen. An der Haltung erkennt Brandt den ehemaligen Offizier.

Die beiden an der Türe schweigen betreten, tuscheln dann noch eine Weile, bis der eine meint, daß es ganz gemein ziehe und vielleicht gar keinen Sinn habe, noch länger zu warten, worauf sie brummend und ohne Gruß gehen.

Der alte Offizier setzt sich der alten Dame gegenüber wieder hin. Sie lächelt ihn an.

Ob sie weiß, weshalb sie das tut, denkt Brandt, indem er sich wieder dem Fenster zuwendet und auf die Straße hinabschaut. Ein alter, pflastermüder Droschkengaul stakt unten vorbei; es sieht aus, als trabte er; aber das Gefährt kommt doch kaum weiter. Der wachstuchbezogene hohe Hut des Kutschers glänzt trüb. Brand sieht ihm nach, bis er um die Ecke verschwindet.

„Habe ich dich nun endlich?" sagt plötzlich jemand hinter Brandt, und wie er sich etwas erschrocken umwendet, sieht er in ein lächelndes Gesicht mit einer scharfen Adlernase, stahlgrauen Augen und einer großen Nar-

be, die sich von der Schläfe über die rechte Wange herabzieht. „Seit gestern abend bin ich hinter dir her!"
Sonnenheim? fährt es Brandt durch den Kopf. Er streckt seinem ehemaligen Zugführer die Hand hin: „Theo, du hier? Und in Zivil? Bist auch du schon entlassen?"
„Nee, gegangen!" Ein Schatten huscht über das starkknochige Gesicht. Der Oberleutnant sieht sich um.
„Bist du hier bekannt?" fragt er leise, indem er Brandts Rechte in der seinen behält.
„Ja und nein, wie man's nimmt", meint der Leutnant und folgt dem Druck der Hand, die ihn in eine Fensternische zurückdrängt. „Warum?"
„Na — so", sagt Sonnenheim gedehnt und dann hastig, leise: „Hast du mal 'ne Viertelstunde Zeit, Fritz?"
Brandt nickt etwas erstaunt und wendet sich dem Ausgang zu.
Auf der Stiege kommt ihnen ein Herr von eindrucksvoller Gestalt entgegen. Sonnenheim grüßt ihn, drängt Brandt weiter und sagt irgend etwas Zusammenhangloses.
„Das war Geheimrat Kapp", sagt er unten am Tor, „ich wollte nicht, daß er mich anspricht, verstehst du? — übrigens ein fabelhafter Beweis dafür, wie sehr das Äußere eines Menschen täuschen kann."
„Nicht möglich", wirft Brandt ein, „man hält große Stücke auf ihn. Kapitän Ehrhardt, Oberst Bauer zum Beispiel."
„Na ja, — andere denken wieder anders; eben deshalb will ich ja mit dir reden", sagt Sonnenheim, indem er sich einhakt und Brandt mit sich fortzieht. Erst in der Potsdamer Straße verlangsamt er den Schritt und erzählt, daß er ihn habe aufsuchen wollen

und von seiner Mutter über seine Absichten und Pläne gehört habe. Darum sei er nicht, wie er ursprünglich geplant, nach München weitergereist, sondern sofort nach Berlin zurückgekehrt.

„Hast du dich schon irgendwie gebunden, Fritz?" fährt Sonnenheim fort, indem er den Kameraden forschend ansieht.

„Das nicht", antwortet Brandt, „aber es sollte heute besprochen werden, in welcher Form ich mich und vor allem meine Leute für die Absichten Kapps einsetzen könnte, da meine Bemühungen, sie irgendwie unterzubringen, gescheitert sind. Aber, weshalb fragst du?"

„Darüber später", sagt Sonnenheim, „zunächst mal deine Leute, denn die werden dir ja die größten Sorgen machen. Verstehe ich vollkommen, das geht auch andern so. Roßbach rennt uns in der Kurfürstenstraße die Türe ein. Das ist ein Teufelskerl! Wir täten ja gerne etwas, aber wie, das ist die Frage! Die oben getrauen sich ja nichts! Na, vielleicht kann ich dir wenigstens behilflich sein. Du weißt, ich habe Beziehungen; allerdings ..."

„Was meinst du, Theo?"

Der Oberleutnant schaut nachdenklich geradeaus. „Ja, ich meine, daß es ganz auf deine Leute ankommt und darauf, ob wir unsere Pläne auch verwirklichen können. Es ist sehr schwer, die Regierung zu überzeugen. Im Wehrkreiskommando sind die Ansichten auch geteilt. Na, ich denke aber, daß es sich doch wird machen lassen."

Brandt atmet auf: „Das wäre ja ausgezeichnet! Für die allernächsten Wochen ist ja gesorgt, aber dann ... Die Abfindung, die wir kriegten, ist lange alle. Staaken konnte ich mit Mühe und Not gerade ein paar hundert Mark herauspressen, als er sich weigerte, vier meiner Leute, die er in seiner Fabrik hätte

aufnehmen können, einzustellen. Seine Arbeiter würden sofort in Streik treten, wenn er Reaktionäre wie uns aufnehmen würde, sagte er. Und so war das überall, wo ich anklopfte!"

Sonnenheim lacht auf. „Das glaube ich dir gerne, Fritz. Besonders wenn du dich als Baltikumer vorgestellt hast, denn die stehen im Geruche, so'n bißchen radikal zu sein; man weiß bloß nicht, nach welcher Richtung hin. Na", der Oberleutnant wird ernst, „laß das gut sein! Sag, könntet ihr nicht in Ostpreußen bleiben? Nur kurze Zeit noch!"

„Ausgeschlossen. Erst heute bekam ich wieder einen Brief von meinem Vize. Der drängt auf Entscheidung."

In Sonnenheims Gesicht zuckt es. „Ja, zum Teufel, warum verschreibt ihr euch denn keiner Partei?"

„Wir — einer Partei?" staunt Brandt.

„Na ja, dann wäre doch alles gelöffelt, dann..." Sonnenheim lacht lauthals heraus. „Also, Spaß beiseite", fährt er nach kurzem Schweigen fort. „Du wirst noch vieles lernen und dich noch an mehr gewöhnen müssen, mein Lieber, denn, ich fürchte, es wird noch schlimmer kommen. Nicht bloß die Rechtsradikalen, auch die links sind sehr aktiv. Im Ruhrgebiet und in Sachsen wird's bald losgehen. Na, das ist augenblicklich Nebensache. Wieviel Leute mußt du unterbringen, Fritz? Was sind sie beruflich, was, sagen wir, politisch?"

Brandt zählt auf, nennt Namen. Er tut es mit wachsender Leidenschaft. Nichts vergißt er. Scharf umrissen marschieren seine Leute vor dem Oberleutnant auf.

Sonnenheims Augen leuchten. „Junge, die Sache ist gemacht! Wenn deine Studenten lieber hungern wollen, als daß sie zu ihren Schmökern zurückkehren, und

wenn deine Arbeiter solche Kerle sind, dann passen sie in unsern Kram."
„Und der ist?" fragt Brandt, doch Sonnenheim winkt ab: „Noch nicht ganz ausgegoren. Eine große Sache jedenfalls. Wird sich demnächst entscheiden; es sind da noch — Hemmungen zu überwinden, aber das ist bloß 'ne Frage von Tagen. Und nun zu dir! Was hast du vor?"
Brandt zuckt die Achseln: „Ich — vorhaben? Alles und nichts. Sagen wir: Das Letzte. Kennst du Roßbachs Pläne?"
„Und ob!" lächelt der Oberleutnant, „ich sagte ja schon, ein Teufelskerl. Dem entsprechen auch die Pläne."
Sie gehen eine Weile schweigend nebeneinander her. Aus dem Gymnasium schallt wüster Lärm, in die Klänge eines Operettenschlagers mischt sich das Deutschlandlied und eine scheltende Baßstimme. Brandt ist ganz in Nachdenken versunken.
Plötzlich zieht Sonnenheim eine Karte von Deutschland aus der Manteltasche. Rote und blaue Striche durchschneiden die Grenzlande.
„Die Forderungen der Sieger — rot, was sie laut Berichten unseres Geheimdienstes darüber hinaus noch haben wollen — blau", sagt der Oberleutnant, indem er das Blatt spannt.
Brandts Augen gleiten an den Strichen entlang. Immer wieder umkreisen sie Deutschlands neuen Raum.
„Ich weiß nicht, ob du auf deinen Rekognoszierungsfahrten über diese Dinge viel gehört hast. Man spricht viel zu viel von Berlin und innenpolitischen Problemen, die gar keine sind. Man hört zu viel und erkennt daher nicht, daß Deutschlands Schicksal an den Grenzen entschieden wird!" Leise und eindringlich spricht Sonnenheim, indem er die Karte zusammenfaltet und einsteckt. Als seine Hand wieder sichtbar wird, hält sie

ein Buch. „Friedrich Nietzsche“ steht darauf. Der Oberleutnant blättert darin und zeigt dann auf einen Absatz, der rot angestrichen ist.

„Ich liebe die Tapferen, aber es ist nicht genug, Haudegen zu sein, — man muß auch wissen: Hau — schau — w e n! Und oft ist mehr Tapferkeit darin, daß einer an sich hält und vorübergeht: Damit er sich dem würdigerem Feind aufspare!“ liest Brandt und schaut dann den Kameraden fragend an. Der lächelt und sagt: „Diesen Spruch, Fritz, habe ich mir zum Leitspruch genommen.“

„Du meinst also ...?“

„Ich meine, daß der würdigere Gegner derzeit nicht in, sondern um Deutschland herum sitzt.“ Sonnenheim hält inne, schaut scharf nach einem Auto hin, das eben den Kemperplatz quert, grüßt, sagt „Lüttwitz“, sieht dem Wagen nach und sagt: „Er kommt wohl vom Reichstag und fährt nun anscheinend ins Büro der Nationalen.“

„Was hältst du von Lüttwitz, Theo? Es heißt, daß er sich mit Militärdiktaturgedanken trägt“, sagt Brandt, und Sonnenheim lächelt: „Es heißt sehr vieles. Die einen sagen Gegenrevolution, die anderen Reaktion, andere wieder Diktatur. Sie sagen alle zu viel, um etwas tun zu können. Und was sie reden, ist so verworren und unklar, daß man dazu nicht Stellung nehmen kann. Schließlich hat keines dieser Schlagworte Berechtigung, denn wenn man genau hinsieht, hat es keine Revolution gegeben, und es ist keine Aktion geschehen, die einer Gegenaktion bedürfte. Es ist im Grunde alles beim Alten geblieben und für den unbeteiligten Zuschauer eigentlich ein Mordsspaß, zu sehen, wie ängstlich die neuen Herren um ihre ‚Erfolge‘ sind, die ihnen ernsthaft keiner streitig machen will und kann, weil nichts da ist; weder hier noch dort.“

„Und Lüttwitz?" fragt Brandt. „Eine Militärdiktatur wäre doch der beste Ausweg jetzt! Nicht bloß ein Ausweg — wir Soldaten wären doch die einzig Berechtigten, das zu bestimmen, was jetzt zu geschehen hat. Was wären die Parteien, was Deutschland, wenn wir nicht gewesen wären?"
Aus Sonnenheims Gesicht verschwindet das Lächeln. „Wäre — wenn", sagt er nachdenklich und düster, „wenn es nicht vielleicht schon zu spät ist! Das hätte sofort nach der Revolte geschehen müssen; heute gäbe es einen Bürgerkrieg, der allem, was bisher hier geschah, die Krone aufsetzte und den — Siegern gerade recht käme. Dann brauchten die keine Abstimmungen mehr, dann könnten die einfach besetzen im Namen der ‚heiligen Aufgaben der Zivilisation', wie das so schön im Friedensvertrag heißt. Dann brauchten sich die französischen Diplomaten nicht mehr die Köpfe zu zerbrechen, mit welchen Mitteln und auf welchem Wege sie ihre Ziele erreichen könnten. Das wäre ein Fressen für sie!"
Sie gehen eine Weile stumm nebeneinander her. Brandt ist ganz in sich versunken.
So ist das also, denkt er. So täuschen alle sich und die anderen, die nach einem Wege suchen, einem geraden ehrlichen Weg, Deutschland zu helfen!
Endlich nimmt Sonnenheim wieder das Wort: „Und Lüttwitz, derzeit noch — noch! sage ich — Kommandierender General, ist nichts mehr als ein General. Ich schätze ihn als solchen sehr hoch. Da ich in meiner Adjutantenzeit viel mit ihm zu tun hatte, kann ich mir dies Urteil erlauben. Von meinem zivilen Winkel aus aber sehe ich, daß weder er noch einer der anderen Generale das ist, was wir brauchen. Ein York oder Wellington ist keiner von ihnen. Und Clausewitz haben sie entweder nie gelernt oder ebenso wieder ver-

gessen wie sie Schlieffens Lehren im Krieg vergaßen oder nur halb befolgten. Ihre Tragik wie die des ganzen deutschen Offizierskorps besteht darin, daß sie nicht mehr politisch denken können und daß sie unter Tradition bloß die Form verstehen. Vom politischen Soldatentum, dem Preußen seinen Aufstieg verdankt, haben sie alle keine Ahnung mehr. Sie sahen in der Politik bloß den Schmutz; sie ließen sich lieber in Stücke hauen, als daß sie da einmal hineingegriffen und das Gute, Saubere wieder hervorgezogen hätten. Und nun stehen sie da wie die Kadetten vor, sagen wir, dem Problem der Lineartaktik. Sie müssen sich von jedem Parteisekretär belächeln und belehren lassen, wehren sich dagegen und werden letzten Endes doch schachmatt gesetzt, wenn sie nicht einem gewiegten Politiker, wie etwa Noske einer ist, geradezu auf den Leim gehen und so ein Bündnis mit denen schließen, die den Inhalt dessen, was sie nur als Form sehen, zielbewußt vergiftet haben. Dabei ist Noske, Gott sei Dank, noch ein hochanständiger, gerader Kerl. Ein Vertrauen kann es aber weder hier noch dort geben. Und so entsteht ein wechselseitiges Katz- und Mausspiel und ein gegenseitiges Kraftzeigen, das im Grunde gar keinen Sinn hat, weil außer den Linksradikalen keiner einen unbedingt zuverlässigen Anhang hat. Denn mit Unzufriedenen, um ihr Brot und Bett Besorgten, kann man nichts zu einem Dauererfolg führen, vor allem dann nicht, wenn keine klare Idee und kein eindeutiges Ziel da ist."

„Und wie stellen sich die Rechtsparteien, Theo?" fragt Brandt.

Sonnenheim verzieht sein Gesicht zu würdevoller Feierlichkeit.

„Die Rechtsparteien", doziert er, „machen in politischen Aktionen. Sie stellen Anträge auf Auflösung

der Nationalversammlung, auf Neuwahlen zum Reichstag, auf Neuwahl des Reichspräsidenten. Sie protestieren feierlichst und flammend und tun sehr von oben runter nach allen Seiten hin. Muß ich mehr sagen? Sie reden alle aneinander vorbei. Sie sehen nicht, worum es geht, und glauben, mit solchen Mitteln etwas zu halten, was ihnen längst entglitten ist."
Brandt schüttelt den Kopf, hält Sonnenheim die Zigarettendose hin, lacht verloren und sagt: „Und Kapp?"
„Kapp?" Sonnenheim bläst bedächtig das Streichholz aus. „Kapp hat weder die Überzeugungskraft einer Führerpersönlichkeit, noch den unbedingten Glauben und sicheren Instinkt an und für seine Sendung. Klare Köpfe, wie Major von Stockhausen, die Generale Maercker, von Watter, Exzellenz Ludendorff und einige andere, sehen in ihm bloß den Mann der großen Geste. Mir selbst — ich hatte viel mit ihm zu tun — macht er den Eindruck eines phantastischen Idealisten, der von seinen Mitarbeitern aus Fanatismus für die Sache, der er dienen will, nicht richtig eingeschätzt zu werden scheint, denn anders kann ich mir das Verhalten des Obersten Bauer und des Hauptmanns Pabst nicht erklären."
Sonnenheim verlangsamt den Schritt noch mehr, betrachtet die Asche seiner Zigarette nachdenklich und sagt: „Das ist aber noch nicht das Allerschlimmste an der ganzen Sache. Abgesehen davon, daß hinter Kapp nur die wegen der Auflösungsverordnung erbitterten und nur durch ihre Führer für ihn gewonnenen Truppen stehen, wird jede Aktion, mag sie nun von ihm oder jedem anderen ausgehen, zum Kugelwechsel zwischen den Offizieren selbst führen. Was das bedeutet, kannst du dir denken."

Sonnenheim bleibt stehen, reckt sich hoch, geht weiter und sagt langsam und hart: „Es wäre die Todesstunde einer jahrhundertealten, vom Großvater auf den Enkel vererbten Kameradentreue. Einer seelischen Disziplin und inneren Haltung, die ebensolange viel schwereren Proben auf Biegen und Brechen standgehalten hat. Die erst Preußens, dann Deutschlands Schicksal umschloß. Die heute noch durch nichts zu ersetzen ist, weil —" Sonnenheim holt tief Atem und fährt mit gepreßter Stimme fort, „weil wir noch nichts, noch immer nichts Besseres, gleich stark Bindendes haben. Weil wir vielleicht erst auf dem Wege sind, es zu finden!"

„Die Kluft, die zwischen dem Offizierskorps und den Bürgern gähnte", fährt Sonnenheim nach kurzem Schweigen fort, „die der Krieg zu überbrücken begann, war die gleiche, die Herz und Kopf trennt. Wir Offiziere waren im Herzen Deutsche. Um dieses Herz errichtete unsere Erziehung eine Mauer, die keiner, der nicht die gleiche Schule durchmachte, zu überklettern vermochte. Von dieser Mauer herab sahen wir auf die Bürger, die Deutschland nur im Kopfe trugen und im Herzen Schweine waren. Was uns Ehre bedeutete, war ihnen der Profit. So stellten sie sich zwischen uns und die Masse des Volkes, die nun zwischen ihnen und uns im luftleeren Raum stand. Was die kurze Friedensdienstzeit nicht vermochte, hat der Krieg geschaffen. Nämlich die Bindung zwischen oben und unten, die Gemeinschaft zwischen Offizier und Mannschaft, die sich in den Freikorps bereits bewährte. Die uns — sagen wir, den Offizier hinunter, die Mannschaft hinauf — einander entgegenwachsen ließ und einen neuen Deutschen schuf, der wieder ein neues Deutschland zu schaffen berufen sein wird."

Brandt schaut in das bleiche Gesicht des Kameraden,

auf dem die Narbe wie ein Flammenmal brennt. Er sieht wieder die klaffende Wunde, mit der er ihn damals in Flandern bewußtlos im Granattrichter liegend gefunden. Er sieht, wie sie, sich gegenseitig stützend, durch die rauchende, von Flammen durchzuckte Öde des Hinterlandes sich schleppen, wie sie keuchend durch die Erdfontänen hetzen und dann nach langer bewußtloser Nacht nebeneinander in der Kirche mit dem zerschossenen Dach erwachen, um sich die Hände zu langem Drucke zu reichen.

„Ich habe viel lernen müssen, Fritz", sagt der Oberleutnant aus tiefem Sinnen heraus. „Die Schule, die ich während des Krieges, vor allem aber nach diesem durchmachte, war vielleicht noch härter als die im Kadettenkorps, denn ich habe von Menschen lernen müssen, die man früher mal ‚vaterlandslose Gesellen' nannte. Ich habe erkennen müssen, daß wir das Vaterland verlieren mußten, um die Heimat zu gewinnen, und daß wir diese Heimat hassen lernen mußten, um sie lieben zu können. Ich mußte es mir gefallen lassen, daß tollwütiger Plebs mir die Achselstücke herabriß, mir ins Gesicht schlug, und mußte gleichzeitig erkennen, daß ich ihnen dies Tun gar nicht übelnehmen durfte, da sie ja nur mit Händen vergalten, was wir hundertfach selbst einmal getan, nur mit dem einen Unterschiede, daß wir zu — na ja — zu vornehm waren, die Augen sehen zu lassen, was wir taten, und daß dies auf drei Schritt Abstand geschah."

So gehen sie durch die Straßen. Sie sehen die Menschen nicht, die an ihnen mit müden, ausgemergelten Gesichtern vorbeihasten, — die ihnen begegnen und sie mit neugierigem Blick messen. Endlich wenden sie sich dem Tiergarten zu.

Auf breitem Wege schreiten sie nun dahin. Eine Amsel fliegt mit hellem Lockruf über sie hinweg, läßt sich

auf einem Ahornbaum nieder und beginnt zu singen. Ein zarter, gelber Hauch leuchtet wieder vom dunklen Geäst, und die Sonne zeichnet leichte Schatten vor die stumm Dahinschreitenden.

Brandt sieht zur Amsel hinauf und denkt an die Nacht im baltischen Wald und an den jungen Baron, dem Trews nicht mehr von der Seite wich. Und er denkt an Kuers, der am Tage vor seinem Tode, ihm, Brandt, gestanden, wie sehr er einmal die Offiziere gehaßt, weil er wegen einer sozialdemokratischen Zeitung, in die eingewickelt er eine Wurst in die Kaserne gebracht, drei Tage Arrest bekommen hatte und „vaterlandsloser Kerl" beschimpft worden war. Und das von einem beim Hauptmann sehr angesehenen Unteroffizier, der bei der Mobilmachung plötzlich „schwer krank" wurde, nie ins Feld kam und beim Umsturz eine ganz üble Rolle spielte.

Und weiter denkt Brandt an Tillmann und Trews, an Löhr, Heinemann und die anderen Kameraden alle, mit denen er ausgezogen und heimgekehrt ist, an jene, die ihn verlassen mußten, um im Tode für Deutschland zu zeugen, für ein Vaterland, das ihnen entfremdet worden war durch den hochmütigen Eigendünkel derer, die dieses Wort immer auf den Lippen trugen und darum seinen tiefsten Sinn niemals erfuhren; weil der sich nur denen offenbart, die ihm schweigend und durch die Tat dienen. Durch jene Tat, die keinen Lohn, keinen Dank und keine Anerkennung zu erwarten braucht, weil sie dies alles zugleich ist. Und jetzt? Wer ist da, der sie fragen möchte, was sie wollen? Wer ist da, der es wagte, so ja zu sagen, wie sie es taten? Ein Ja, das Kompromisse ausschließt, das dem gleich wäre, das sie alle, ohne nach dem Zweck und dem Ende zu fragen, hinausgerufen hatten als einziges Wort! Wo ist der, der sie aufrufen könn-

te? Der, der den Weg wiese aus der Nacht, der sagen kann: Seht, dieses ist Deutschland! Dieses und nichts anderes!
Dies wird Brandt jetzt klar, so klar, daß er es aussprechen, daß er versuchen kann, den Sinn alles Geschehenen in Worte zu fassen.
Gebeugt geht er neben dem um fünf Jahre älteren Kameraden, der groß und gestrafft an seiner Seite schreitet. Jetzt richtet er sich auf und sagt: „Du hast recht, Theo, dort, wo die sind, die noch immer nichts gelernt haben, die Deutschland noch immer so sehen wie sie selbst es sich denken und wünschen, dort haben wir nichts zu suchen und nichts zu erwarten. Wir Frontsoldaten haben keinen Anwalt unter ihnen! Und es war töricht von uns, dies zu hoffen! Denn: hat sich auch nur eine einzige Hand gehoben für uns, als es galt? Hat eine einzige Stimme damals ein Veto in das Gezeter der Schufte gedonnert? Hat es hier in der Heimat nicht eine einzige Meinung gegeben: Schluß mit dem Kriege!? War denn nicht schon alles, alles — fertig? Hieß es nicht überall: Es geht nicht mehr, wir können nicht mehr! Hieß es nicht überall, als wir zurückkamen: So — da — herzlichst willkommen! — Macht's euch gemütlich nun, ihr Armen, ihr Helden! — Ein Bad vielleicht gefällig? Ihr seid dreckig, verlaust! Um Gottes willen, nur keine Läuse einschleppen, die sollen ja nicht wieder wegzukriegen sein!"
Brandt sieht den Freund nicht an; er fühlt das Brennen in den Augen, den bitteren Hohn und die Scham, die er nicht zeigen will, ihm nicht, der gesenkten Hauptes dahingeht und fernab zu sein scheint.
„Hieß es nicht so?" sagt Brandt, um ihn zurückzuholen. „Und hat uns nur einer gefragt, was und wie wir denken? — Hat ein einziger uns das gefragt?

Fragte man uns nicht bloß, ob wir Hunger hätten? Hätten wir an all dem nicht schon erkennen können, wie es kommen wird?!"
Wieder geht das Schweigen mit ihnen, und die grauen Schatten wanken vor ihnen her. Und Brandt merkt, daß er krumm geht und reißt sich empor und drängt: „Und hat ein einziger von uns gesagt, was und wie er denkt? — Konnten wir denn etwas denken, etwas sagen? Waren wir nicht alle wie aufs Maul gehauen? Sind wir nicht in die Betten gefallen wie die Sündigen ins Paradies? Haben uns nicht die Frauen gelockt? Sind wir nicht besinnungslos dem Locken verfallen? Sind wir nicht mit Wonnegrunzen in die Badewannen und dann in die Zivilkluft gestiegen? Haben wir uns nicht mit spießerischer Behaglichkeit verwöhnen lassen und den ‚unerhörten Luxus', der sich uns plötzlich darbot, genossen? Wer von uns dachte daran, daß wir diese Zeche mit dem bezahlen würden, für das wir Gesundheit, Leben und Blut vier Jahre lang hingegeben?"
Mit eisernem Griff umfaßt Brandt den Arm des Freundes. „Wer von uns hätte das auch ahnen können!"
Sonnenheim sieht starr vor sich hin. Kristallhart, wie Eis sind seine hellen Augen. Er scheint den Schmerz nicht zu fühlen.
Langsam lösen sich die Finger. Langsam löst sich die würgende Qual und weicht dem hastvollen Flüstern neu sich entflammender, wachsender Glut.
„Theo, du und ich und noch ein paar andere, wir haben, vielleicht sage ich, denn beschwören könnte ich's nicht, wir haben vielleicht geahnt, daß das Bitterste für den Frontsoldaten, für den echten Kämpfer das Heimkehren-Müssen ist. Und sieh: Wie haben wir gemußt, da die Waffen uns zerschlagen waren und

der Glaube an die Unseren daheim zum Teufel gegangen war! Und, Theo, woran glaubten wir wirklich noch? Wir glaubten an uns, an die Kameraden um uns, an die Knarren in unseren Fäusten und an das Schicksal, das uns ausersehen hat, etwas zu sein oder noch einmal zu werden. Etwas ganz Tolles, etwas Irrsinniges, etwas noch nie Dagewesenes, wie uns bedünkte! Und dieser Glaube, der dunkel in uns lebte, dessen Sinn keiner von uns begriff, den keiner hätte darlegen können, dieser Glaube zwang uns, allen Bedenken zum Trotz, Soldaten zu bleiben, weiter Blut zu rühren, obwohl uns dies schon zum Ekel geworden war."

Langsam schreitet Brandt, und mit dunklen, fernen Augen sagt er: „So gingst du nach Schlesien und nach München, so ging ich ins Baltikum. Wir glaubten, dort jenes Deutschland zu finden, das wir in uns tragen, und wir fanden es nicht, weil es noch nicht ist. Wir mußten nur noch einmal in den Krieg, um uns selbst wiederzufinden auf jener haardünnen Linie, die Tod und Leben trennt. Wir mußten noch einmal in tödlicher Einsamkeit stehen, um den Sinn dieses, unseres Lebens zu begreifen. Wir mußten die Heimat verlassen, um Deutschland zu finden, wir mußten sie verachten lernen, wie sie uns verachtet, um uns der ganzen Wucht der Verantwortung, die wir unserem Deutschland gegenüber für unser Tun übernehmen müssen, klar bewußt zu werden. Wir mußten das Schicksal noch einmal herausfordern, um die Bestätigung jenes Lebens zu erhalten, zu dem wir berufen sind. Eines einmaligen Lebens, das fernab von allen bürgerlichen Grenzen, allen bürgerlichen Gesetzen und allem bisher Gültigen ist. Eines Lebens, das nur ein Ja kennt oder ein Nein. Und hier in Berlin habe ich mir diese Bestätigung nochmals unterschreiben lassen

von denen, die diesem klaren Entweder—Oder ausweichen, weil sie wohl ahnen, daß dieses wie auch jenes ihr Untergang sein wird und sein muß, wenn der Krieg für Deutschland nicht tatsächlich verloren sein soll. Daran aber werde ich erst glauben, wenn der letzte deutsche Frontsoldat gestorben sein wird."

Langsam schreiten sie dahin; Brandt hoch aufgerichtet, Sonnenheim nachdenklich die Schritte messend.

Die Sonne hat das fahle Grau durchbrochen und hüllt sich ein in flutendes Mattgold. Langhin dehnt sich der breite Weg, über den die Sträucher, Büsche und Baumwipfel ihre Schattengitter werfen.

„Du mußt mit uns kommen, Fritz", sagt Sonnenheim, indes er Brandts Hand ergreift. „Es hat, glaub mir das, wirklich gar keinen Sinn, die ohnehin schwachen Parteien und lendenlahmen Strömungen von rechts her durch einen Putsch zu stärken oder aufzumuntern. Das alles kann Deutschland nicht vor dem Untergang retten, der ihm jetzt erst an den Grenzen bereitet werden soll. Dort fällt die letzte Entscheidung über den Krieg. Dort müssen wir uns einsetzen. Von dort aus müssen wir Deutschland neu aufbauen, wie man ein Haus baut. Erst wenn die Mauern wieder fest stehen, können wir an die innere Ausgestaltung gehen. Von den Grenzen her wollen wir Deutschland aufrufen, und du mußt mit uns gehen!"

„Und meine Leute?"

„Auch die! Laß das meine Sorge sein. Ich werde das heute noch zur Sprache bringen. Wir haben heute den Neunten — in vier bis fünf Tagen, wenn ich von München zurück bin, hast du Bescheid. Ich kann also mit dir rechnen?"

„Du kannst es zuverlässig!"

Lärm

Duster ist die Stube, und vor den Fenstern steht die Mondnacht wie eine silbergraue Wand, die ihren fahlen Widerschein in zwei rechteckigen Pyramidenstümpfen in den niederen Raum wirft.
Das Bett knackt, Unteroffizier Löhr erhebt sich langsam, bleibt, auf die Ellbogen gestützt, liegen und hält den Atem an.
Was war das eben doch? Er sieht nach dem anderen Bett hin.
Wenn das Aas bloß nicht so schnarchte, denkt Löhr und lauscht.
Richtig, da knarrt das Tor! Der Unteroffizier setzt sich auf und schaut von einem Fenster zum andern.
Warum schlägt der Köter nicht an? Es ist nichts zu sehen, der Schein blendet.
„Tillmann!" Löhr schwenkt die Beine unter der Federdecke hervor und stößt den Schnarchenden mit dem Fuß an. „Till!"
Tillmann fährt hoch; hell leuchtet sein weißes Hemd und sein bleiches Gesicht. „Was ist los?"
Da pocht es ans Fenster. Löhr kriecht auf allen Vieren hin, hebt sachte den Kopf, äugt von der Ecke unten hinaus. Jemand preßt sein Gesicht an die trüben Scheiben.
Das ist doch nicht etwa Heinemann . . . ? Natürlich ist er's! Darum bellt das Biest nicht, denkt Löhr, indem er hastig die Blumentöpfe vom Fensterbrett auf den Tisch stellt und beide Flügel öffnet.

Heinemann klettert herein; mit den Füßen zuerst. Der Hund will ihm nach, springt winselnd hoch.
„Kusch, Tyras!" zischelt Heinemann ihn an, krault ihn hinter den Ohren, gibt ihm dann einen Klaps und wendet sich um: „Da haben wir den Salat!"
„Was für 'nen? — Ist was los?" flüstert Tillmann.
„Und ob!" sagt Heinemann. „Der Leutnant, der ..."
„Blökt nicht so, ihr Hammel!" zischt Löhr; schließt das Fenster und fragt Heinemann, ob er denn ganz verrückt geworden sei, so spät in der Nacht ...
„Ich verrückt? — Nee, aber der Leutnant, der scheint das zu sein!"
„Ist wieder 'n Brief gekommen?" fragt Löhr.
„Der ist wieder mal dun!" sagt Tillmann und riecht Heinemann ins Gesicht.
„Ja, zum Deubel noch eins! Wißt ihr denn von nischt? Putsch war in Berlin! Ebert ist geflohn, die Regierung abgesetzt! Kapp oder so ist Reichskanzler! Ehrhardt ist in Berlin einmarschiert!"
Löhr und Tillmann starren Heinemann an.
„Er riecht nicht, aber dun ist er doch!" stellt Tillmann fest. „Was hat der bloß gesoffen, daß man's nicht riecht?"
„Oder verrückt!" fügt Löhr bei und denkt: Es wäre ja kein Wunder!
Heinemann holt ein großes Papier aus der Tasche und öffnet es. „Da lest mal, ihr Hornochsen!"
Löhr nimmt das Papier und tritt ans Fenster. Tillmann drängt sich herzu und sieht, daß es ein Plakat ist. Ein Aufruf, überschrieben mit „Die Lüge vom monarchistischen Putsch" und unterzeichnet mit „Kapp".
„Wer ist das, Kapp?" fragt Tillmann, „den kenn ich nicht!"

„Das ist auch egal! 'n Königsberger soll das sein!" knurrt Heinemann. „Putsch war! Und wir, wir haben ihn verpaßt, weil der Leutnant geschlafen hat! Weil der Leutnant verrückt geworden ist in Berlin! — Der mit seinem Zuwarten!"
„Halt's Maul!" zischt Löhr über das Plakat weg. Seine Augen tasten über die Zeilen. Da steht „Die neue Regierung" und von der Arbeiterschaft steht da, die die neue Regierung zum Zwecke der wirtschaftlichen Neuordnung des Staates heranziehen wird. Und weiter steht da von einem Kampf gegen das internationale Großkapital ... Und von Behüten vor Verknechtung ...
„Mensch, Mensch!" jubelt Tillmann, und Heinemann höhnt: „Und da waren wir nicht dabei! Ist der Leutnant nun verrückt oder ..."
Löhr stößt ihn in die Seite: „Brüll noch mehr!", fragt ihn aber gleichzeitig, woher das Plakat sei und wer ihm das vom Putsch erzählt habe. Es sei doch nicht möglich, daß der Leutnant von der Sache nichts gewußt hätte. Wenn das wahr wäre, so hätte er davon doch sicherlich ebenso geschrieben wie vom andern; den Stellen, den Kleidern und so ...
„'ne Latrine wird das sein!" schließt der Unteroffizier, und Heinemann solle sich schämen, als altes Frontschwein auf solchen Kohl hineinzufallen und ...
„Und wenn ich das mit meinen Augen hier gesehen habe?" braust Heinemann auf.
„Was hast du gesehen?" lacht Löhr.
„Die Plakate da, in der Stadt! Angeschlagen!"
„Wie ... in der Stadt, du warst ..., obwohl der Leutnant das verboten hat?"
„Natürlich war ich da! Und schwarzweißrote Fahnen waren raus!"
Löhr und Tillmann schauen sich an.

„Schwarzweißrote Fahnen? Er ist verrückt! Völlig verrückt ist er!" sagt Tillmann bestimmt.
Und Löhr fragt ruhig: „Sag mal, Heinemann: Wann warst du in der Stadt?"
„Nu, heut abend war ich da! Wie der Bauer vom Milchfahren heimkam, bin ich los!" sagt Heinemann gereizt.
„Du sollst nich so bölken, Junge!" mahnt Löhr. „Und wie bist du nach der Stadt gekommen? — Das sind gute vier Stunden zu gehen. Das macht hin und zurück acht Stunden. Jetzt ist es", der Unteroffizier sieht nach der Uhr, „halb . . ."
„Mit dem Rade bin ich doch gefahren!" unterbricht Heinemann, zeigt nach dem Fenster und sagt: „Das steht draußen, kannst ja nachsehn!"
Tillmann öffnet das Fenster. Richtig, da steht ein Fahrrad! Die Drahtspiralen an den Felgen blinken im Mondlicht. Löhr schüttelt den Kopf und betrachtet Heinemanns verzweifeltes Gesicht.
„Und in der Kaserne war ich auch!" fährt er hartnäckig fort. „Die Soldaten wollen sich neutral verhalten, und auch die Polizei will nichts unternehmen, bis die Sache klar ist! Und die Zeitfreiwilligen und Entlassenen sollen sich sofort melden, heißt es da!"
„Nu glaube ich das auch!" meint Tillmann dumpf. „Und wir haben das verpaßt! Den Putsch verpaßt!"
Löhr schaut von einem zum andern und von ihnen nach dem Plakat hin. Dann geht er zum Fenster und liest den Aufruf noch einmal, während die beiden, auf den Betten sitzend, beratschlagen, was nun zu geschehen habe. Heinemanns Gesicht glüht, seine Augen funkeln aus dem Dunkel.
Nachdem der Leutnant versagt habe, meint er, müsse eben ein anderer die Führung übernehmen. Er schlage

den Vize Petersen vor, weil der ein Draufgänger sei und das wohl notwendig sei, nachdem die Roten schon aufzumucken begännen. Die andern müßten sofort alarmiert werden, damit sie die Gewehre und M.G.s noch in der Nacht ausgrüben, und dann müßte eben sofort marschiert werden.

„Aber wohin willst du marschieren?" fragt Tillmann unsicher.

„Wohin? — Nach Berlin natürlich und mit der Bahn!" sagt Heinemann und nach kurzer Überlegung: „Das muß natürlich fix gehn. Der Bauer muß den großen Wagen anspannen. Mit dem fahren wir die Quartiere ab, laden auf, fahren nach der Stadt. Da können wir in vier Stunden sein. Das wäre um fünf. Und dann . . ."

„Heinemann!" sagt der Unteroffizier, „fahre man gleich zu Petersen und erzähle dem das, verstehst du?"

„Ich dachte, wir hauen sofort ab?" meint Tillmann, aber Löhr erklärt kurz und bündig: „Er fährt zu Petersen!"

„So'n Schiet!" knurrt Heinemann. „Und denn? Was wird denn werden?"

„Du wirst ja sehn! Petersen vertritt den Leutnant. Ich habe da nichts zu sagen. Fahr los, Kerl! Mach schnell!"

Löhr faltet den Aufruf zusammen, steckt ihn Heinemann in die Tasche, öffnet das Fenster, hilft ihm hinaus, schaut ihm nach, wie er wie aus der Kanone geschossen davonflitzt, schließt das Fenster wieder und beginnt, noch ganz benommen und verwirrt, wieder zwischen den Balken auf und ab zu wandern.

Tillmann sitzt auf dem Bett und stiert dumpf vor sich hin.

„Du, Löhr", sagt er nach einer Weile, „hat der

Leutnant vielleicht 'n Mädchen in Berlin?" Doch der Unteroffizier hört ihn nicht. Wut und Verzagtheit, Bitterkeit und Zweifel kämpfen in ihm und jagen ihn von der Türe zum Fenster und wieder zurück.
„Jetzt ist auch der verrückt", knurrt Tillmann, „verrückt wie der Leutnant und alles, alles in dem gottverdammten Deutschland jetzt verrückt ist!"

Endlich graut der Tag.
Tillmann liegt angezogen auf dem Bett und schnarcht. Löhr lehnt müde am Fenster, starrt hinaus in den diesigen Morgen und versucht, seinen Gedanken Richtung zu geben, eine Richtung, über die er sich selbst nicht klar werden kann.
Hat der Leutnant versagt? Ist das mit dem Putsch wahr? Was soll der Putsch? Tut Petersen recht, wenn er energisch ablehnt, etwas ohne den Leutnant zu tun? Kann der Leutnant etwas tun, da doch Generalstreik ist, kein Zug verkehrt, kein Telegraph funktioniert, kein Telephon, da alles stillsteht? Wie könnte der Leutnant ihnen sagen: Kommt! Ob es recht ist, daß sie hier zwecklos und faul liegen, da es vielleicht um die Entscheidung geht? Da sie sich vielleicht rächen könnten für die Gemeinheiten, die man ihnen angetan . . .?!
In der Ecke am Schrank lehnt die Fahne. Löhr betrachtet sie.
Man hätte sie eigentlich waschen können. Wie dreckig sie ist! Fast sieht sie aus wie die neue — „Schwarzrot-mostrich", sagte Petersen, als er die neuen Reichsfarben das erstemal sah — das Weiß ist graugelb, wie Tillmanns alte Unterhose war. Aber Tillmann hat sich dagegen gewehrt: Jetzt sei Trauer in Deutschland, so hatte er gesagt, da mache es gar nichts, wenn

auch die Fahne Trauer zeige. Wenn die Trauer zu Ende sei, dann wolle er sie selbst so waschen, daß sie wieder so wie damals würde, als das baltische Mädchen sie dem Leutnant überreichte. Bis dahin aber wolle er sich die teure, gute Seife lieber ins Gesicht schmieren. Im übrigen, so meinte Tillmann, sei der Dreck auf ihrer Fahne ehrlich erworbener Dreck und nicht so'n Schietdreck wie auf Eberts Fahne . . .
Wenn aber schon schwarzweißrote Fahnen in der Stadt . . .
Löhr fährt herum. Durch die Türe schiebt sich die große, schwere Gestalt des Bauern. Er sieht von Tillmann auf die Fahne und von der auf den Unteroffizier.
„Wie ist das nu, macht ihr nich mit?" fragt der Bauer. „Erst weckt ihr einen zu nachtschlafender Zeit, es kann nich schnell genug gehn und denn —?"
„Tja, ihr müßt uns da nicht böse sein, Hausvater, wir dachten ja auch, es ginge nu endlich los, aber Petersen tut nicht mit, weil der Leutnant verboten hat, ohne seinen ausdrücklichen Befehl was zu tun", entschuldigt sich Löhr.
Sie sprechen noch eine Weile über die Gerüchte, die sich durch die Dörfer jagen.
„So ganz gut scheint ja die Sache nicht zu stehn", sagt der Bauer, „es ist alles so unklar bei, man weiß nich recht, was Kapp will. Im Aufruf steht da immerzu ‚wird', und das ist gar nichts. Von uns Bauern ist gar nicht die Rede."
Da beginnt der Hund zu bellen. Löhr stürzt zum Fenster, der Bauer stapft eilig hinaus und ruft das Tier, das bellend am Tor hochspringt, die Schnauze schnuppernd durch den Spalt an der Erde steckt und darauf noch wütender zu kläffen anhebt.
„Petersen ist da!" ruft Löhr, indem er Tillmann

weckt, der mit einem Satze vom Bette nach der Türe springt.
„Nu geht's vielleicht doch los!" schreit er dabei und prallt mit Petersen zusammen, der im selben Augenblick eintritt.
„Nichts geht los!" keucht Petersen, indem er sich in den Sessel fallen läßt, die Mütze auf das Fenster wirft und das Taschentuch zieht, um sich den Schweiß von der Stirne und aus dem Nacken zu wischen.
„Kinder und Leute, war das 'ne Fahrt durch den Dreck!"
Der Bauer, Löhr und Tillmann stehen um ihn herum.
„Der Putsch!" Petersen lacht, schwer atmend. „Der Putsch! So was Kopfloses! Das hat noch gefehlt bei dem Schlamassel! Also hört zu!"
Petersen steckt das Taschentuch ein. Er hat dunkle Ringe um die Augen, glüht, sein Blick ist flackernd.
„Als Heinemann bei mir war, bin ich sofort in die Stadt. In die erste beste Kneipe rein. Da waren Rote drin. Wie die mich sahen! Na — ich raus, weiter. Endlich wieder 'n Licht. Hin, rausgepocht. Umsonst. Man wußte mir nichts Neues zu sagen. Endlich die Wache. Die quatschten bloß vom doppelten Gehalt. Mehr wußten die auch nicht. Dann in die Kaserne. Da war Hochbetrieb. Autos, Motorräder, Wagen; der ganze Hof voll. Und Leute! Na, endlich kriegte ich 'nen Leutnant. Der war ganz fahrig, aber er wußte wenigstens was! Er wußte, daß die Sache schief gehen wird oder schon schief gegangen ist. Was weiß ich, sagte er, es ist zum Kotzen! Also, das kriegte ich klar: Süd- und Westdeutschland machen gar nicht mit, Pommern und Mitte ist sehr fraglich. Im übrigen sollen schon Verhandlungen im Gange sein zwischen Ebert, der in Dresden sitzt, und

dem roten Vizekanzler Schiffer in Berlin mit Kapp. Zwischen den regierungstreuen Generälen Maercker, Loßberg, Estorff und was weiß ich allen. Kapp hat kein Geld. Die Reichsbank gibt nichts raus. Mit anderen Worten — der Sauhaufen ist fertig!"

Petersen fährt sich wieder mit dem Taschentuche über Stirne und Nacken. Die Hose scheint ihm an den Beinen zu kleben; er steht auf, schüttelt sich, verlangt Wasser, setzt sich wieder, trinkt und fährt fort.

„Was wir tun sollten, frage ich den Leutnant. Er sagt: Wenn Sie selbst die Verantwortung übernehmen wollen . . .? Raten kann ich zu nichts. Helfen kann ich auch nicht. Am besten ist es — Sie warten ab! Die Sache muß sich ja heute, spätestens morgen klären. Wir hängen selbst in der Luft. Das sagte er. Also: Warten wir ab!"

Petersens Blick fällt auf die Fahne. Er schaut sie lange an.

„In der Stadt habe ich keine schwarzweißrote Fahne mehr gesehen", sagt er dumpf. Und nach einer Weile fügt er auffahrend bei: „Daß ihr die Gewehre ja nicht rumstehn laßt! Verkramt sie wieder, verstanden?"

Löhr nickt bloß. Tillmann stiert die Fahne an und macht ein galliges Gesicht. Der Bauer lehnt schwer am Türpfosten.

Petersen steht auf, trinkt noch einmal und sagt: „Und jetzt muß ich mich verkrümeln. Wenn was los ist, schicke ich euch unser Mädchen ran. Adjüs denn und Kopf hoch! Versaut ist noch lange nicht abgebaut! Braucht ihr Geld? — Nee, dann also los. Auf Wiedersehen!"

Er schüttelt den dreien nach der Reihe die Hand und geht.

Am Morgen des 18. März schickt Petersen das

Mädchen zum letzten Male. Löhr und Tillmann rühren sich gar nicht mehr, wie sie es den Weg herankommen sehen. Und auch der Bauer geht nicht mehr an das Tor; er schickt die Stallmagd zum Aufmachen.

Es ist aus und vorbei, läßt Petersen sagen.

Löhr hört nur halb hin, redet kein Wort und grüßt kaum, als das Mädchen wieder geht.

„Wenn so'n Geheimrat was macht, denn ist das schon Scheibe!“ knurrt Tillmann vom Bette her und wirft sich auf die andere Seite.

Nach einer Weile aber springt er heraus, rennt auf und ab, stellt sich vor Löhr hin und sagt mit zusammengekniffenen Augen: „'ne Woche warte ich noch, eine Woche! Wenn dann noch nischt los ist, denn hau ich ab zu den Kommunisten, denn bei den — Nationalen . . .? Die haben doch bloß so 'ne — Geheimräte und so! Und die können mir nu . . . jawoll! Schau nicht so dämlich!“

8

Kampf im Dunkel

Herr in Oberschlesien ist seit Mitte Februar 1920 Korfanty, der ehemalige Abgeordnete des deutschen Reichstages. Er wurde dies in dem Augenblick, da die deutschen Grenzschutzverbände nach erfolgreicher Niederwerfung polnischer Aufstände und nach Säuberung des Landes von polnischen Räuberbanden das

Gebiet auf Befehl des Völkerbundes räumen mußten und der französische General Le Rond mit seinen Bataillonen Oberschlesien besetzte und entrechtete.
Korfanty, der fanatische Deutschenhasser, wurde Herr über deutsches Land unter den Augen der Interalliierten Kommission, unter dem Schutze französischer Bajonette und regiert es jetzt mit Hilfe der Bojowka polska, seiner Kampforganisation.
Le Rond schmunzelt befriedigt. Korfanty hat sein Ziel erreicht und jubelt. Das uralte deutsche Kulturland aber heißt jetzt „Territoire Plebiscite de Haute Silesie" und weint und blutet ...
Zwei Grenzen hat es nun: die alte, die es von Polen schied und die fortan nicht mehr gelten soll, und die neue, willkürliche, in Wahrheit durch nichts denn durch Raubgelüste begründete, die Demarkationslinie, die es für alle Zeiten vom Mutterlande trennen soll.
Für alle Zeiten! Ein satanischer Wunsch! Der Wille Frankreichs befiehlt, dem sich die Alliierten fast widerspruchslos beugten, und der Wille Polens, das sich das reiche, von deutscher Kraft, deutschem Unternehmungsgeist und unermüdlichem deutschem Fleiß geschaffene Industrieland aneignen will. Darum gilt das Verbot, das Abstimmungsgebiet zu betreten, nur für Deutsche! Darum lassen die französischen Posten an den Straßen und Chausseen nach ihrer Dienstanweisung jeden polnischen Waffentransport und ganze, geschlossene Abteilungen der polnischen Insurgentenorganisation, der Polska Organisacija Wojenna, kurz P.O.W., glatt passieren. Deutsche aber, friedliche Bürger des Landes, Arbeiter, Beamte, Bauern, geborene Oberschlesier, werden, wenn sie die Demarkationslinie überschreiten, schärfstens verhört; jede Tasche muß entleert, ihr Inhalt geprüft werden. Wer jedoch nicht in Oberschlesien geboren ist, der wird

des Landes verwiesen und sein Haus und sein Posten durch einen Polen besetzt.
So tritt an die Stelle der aufgelösten deutschen Polizei die Abstimmungspolizei, Apo genannt, die entgegen den Abmachungen fast ausschließlich aus Polen besteht; und dort, wo dies nicht der Fall ist, sorgen französische Gewaltmethoden für die Niederhaltung der deutschen Mehrheit.
Schutzlos ist das Land, und alles Deutsche darin ist dem Hasse Korfantys und dem Terror seiner Bande preisgegeben. Was jedem zugelaufenen polnischen Verbrecher erlaubt ist, das bringt jeden aufrechten Deutschen, sofern er seine Mannestat noch überlebt, ins interalliierte Gefängnis nach Oppeln oder Kosel, wo französische Beamte walten und Recht und Gerechtigkeit schänden.
Aber es bedarf gar keiner Tat, um mit Leben oder Freiheit dafür zu büßen; es genügt ein einziges deutsches Wort, um dem Messer, dem Revolver, dem Knüppel, der Handgranate eines polnischen Banditen zum Opfer zu fallen. Und es muß auch kein wehrhafter Mann sein, der es spricht! Das Gestammel eines deutschen Kindes, der Seufzer eines Greises, die geflüsterte Klage einer deutschen Frau schon reizen zu sinnloser Wut, zu gemeiner Bluttat!
So wird jahrhundertealte deutsche Kulturtat von denen gelohnt, die erst in deutschen Schulen Schreiben und so ihre Muttersprache, ihren Namen zu Papier bringen und lesen lernten!
Aber alles dies ist plötzlich nicht mehr wahr! In den polnischen Hetzblättern, die Korfanty mit kongreßpolnischem Gelde zu Dutzenden gründet, steht die von Frankreich geheiligte, einzige Wahrheit: Oberschlesien war immer polnisch! Oberschlesien muß daher Polen wieder einverleibt werden! Wehe denen, die das zu

bezweifeln, die es zu hindern wagen! Wehe denen, die sich dem polnischen Terror nicht beugen und diese Pläne bei der Abstimmung durchkreuzen wollen!
So rinnt erneut deutsches Blut, so stöhnt deutsche Qual in entrechtetem, deutschem Lande! Und nur einige wenige sehen und hören dies und rufen auf und schreiten zur Abwehr, zur Tat auf anscheinend verlorenem Posten. Und es beginnt ein Krieg voll heimlicher Gewalt, voll unerbittlicher, aus dunklen Tiefen jäh zupackender Härte.
Das Verhältnis der Gegner zueinander aber ist etwa 1:200 ...

Brandt beobachtet diesen Kampf; er verfolgt ihn mit wachsendem Ingrimm. Von Dresden aus, wohin Sonnenheim ihn gesandt, fährt er oft nach Schlesien. Dienst ist es, den er ausführt; ein Dienst, der ohne Befehl geschehen muß, für den keiner verantwortlich zeichnet. Ein Auftrag, dessen Zweck die Mittel heiligt und heiligen muß. So will es der Ruf, der die wenigen erfüllt.
In Kottbus verabschiedet sich Brandt von Sonnenheim.
„Es tut mir leid, Fritz", sagt der, „daß ich dir keinen anderen Dienst verschaffen konnte. Ich sehe ein, wie schwer gerade für dich dieser Kampf im Dunkeln sein muß, aber — bedenk das Ziel, bedenk, worum es geht! Wenn nicht wir uns dafür einsetzen, wenn wir uns und unser ganzes Sein nicht an diese Sache hingeben, — wer sollte es dann tun? Wo ist der, der den Mut besäße, sich gegen das Ungeheuerlichste zur Wehr zu setzen, das je einem Volke geschehen? Und — wo ist das Volk? Wo ist Deutschland? Deutschland ist dort, wo es in Gefahr ist, verlorenzugehen. Das haben wir erkannt. Und das Ja, das wir diesem

Deutschland gaben, verpflichtet uns zu letzter Entscheidung. Wir haben keine andere Wahl mehr. Also — Glück auf! Ich komme bald nach!"
Brandt geht nach einem Abschied von allem. Er fühlt dies, als er Sonnenheims Hand noch einmal drückt. Und wie die grauschwarze Wolke der Lokomotive sich zwischen ihm und dem Freunde auftürmt, wie sie die Sicht nach vorwärts, in die trübe Märzlandschaft nimmt, so beginnt ihn das Dunkel zu umhüllen, in dem er nun leben und kämpfen soll, das nur sein sehnlicher Wunsch und sein heißes Wollen wie mit einem einsamen, schwankenden Lichte von irgendwoher durchdringt.
Von diesem Tage an ist Brandt nicht mehr der, der er war. Er darf es nicht mehr sein; er ist der, der er sein muß: Ein deutscher Spion!
Er heißt jetzt anders; er ist einer von den vielen Geschäftsreisenden, die im Lande umherfahren, Aufträge sammeln, werben und Berichte schreiben und in den kleinen Hotels mit den Stubenmädchen und Kellnerinnen schäkern. Denn das gehört ebenso zum Beruf, wie das Prahlen der Kollegen beim Abendessen von „Bombenaufträgen", die nur Wunschträume sind, wie das Aushorchen und Mißtrauen, wie der Hochmut der „Verkaufskanonen", die das Ansehen ihrer Häuser zu peinlichster Zurückhaltung und komödiantenhafter Würde verpflichtet. Sie bespötteln Brandts großen, schwarzlackierten Musterkoffer, sie kennen seine Firma nicht und tun sehr mitleidig, denn in seiner Branche, so versichern sie ihm, sei nichts zu holen.
Unermüdlich fährt Brandt von Ort zu Ort. Er besucht die Elektroinstallations- und Materialhandelsfirmen, die Elektrizitätswerke und Fabriken mit eigener Kraftanlage. Überall gibt er seine Geschäftskarte

ab; darauf steht: Berger & Zimmermann, Elektrotechnische Bedarfsartikel en gros, Vertretungen erster Werke, Dresden-N., vertreten durch Heinrich Nolte. Lehrjungen behandeln ihn gönnerhaft oder frech, Ladenmädchen haben für ihn selbst viel, für seine Muster jedoch gar nichts übrig, die Inhaber der Geschäfte und Firmen verwenden ihn als Blitzableiter für ihre guten oder schlechten Launen ...

Brandt ist ein schlechter Reisender; ihm fehlt alles, was ein guter haben muß. Seine Aufträge stammen immer nur von den gleichen Firmen, aber sie genügen und werden mit ebensolcher Ungeduld und Spannung erwartet wie seine Berichte. Er dringt bis Kattowitz, Beuthen und Königshütte vor und hat sogar Beziehungen nach Polen angeknüpft. Er verlegt sein Standquartier von Breslau nach Brieg, von da nach Oppeln und steht dadurch mitten in der Kampfzone; denn in Oppeln hat die interalliierte Kommission ihren Sitz aufgeschlagen. Von hier aus spinnen sich die Fäden, deren Verlauf er feststellen, deren Ziele und Zwecke er ausforschen und überwachen soll. Die Arbeit ist schwer und gefährlich; sie erfordert restlose Selbstverleugnung.

„Deine Aufgabe ist jetzt die Beobachtung der Kommission, vor allem der Franzosen", schreibt Sonnenheim. „Du wirst überwacht; die Gegenspionage arbeitet ausgezeichnet. Zuverlässige Mitarbeiter stehen dir auf Abruf zur Verfügung. Unser Geld wird jedoch immer knapper, die oben kriegen die Hosen immer voller. Aber es wird und muß auch so gehen."

Tillmann bringt Brandt den Brief; er arbeitet in einem Oppelner Installationsbüro und ist oft auf Montage über Land. Wenn er zurückkehrt, besucht Brandt seinen Chef, in dessen Privatschreibzimmer dann lange Besprechungen stattfinden.

Tillmann holt und überbringt Berichte und Weisungen von Breslau, Beuthen und Königshütte, wo Heinemann, Löhr, Trews und Petersen in den Gruben und Hütten arbeiten. Manchmal trifft sich Brandt mit ihnen zu heimlicher, verwegener Tat. Für Stunden werden sie wieder auf jener Linie vereint, die ihnen im Kriege vertraut ward. Im Kampf auf Leben und Tod erneuern sie das nie ausgesprochene Gelöbnis auf treue Kameradschaft und den Schwur auf Deutschland.

Dies sind die Stunden, in denen der Einsatz tausendfach belohnt wird, auch dann, wenn sie sonst wenig erfolgreich sind, Stunden, die Brandt mit immer neuer Kraft erfüllen, an die er immer wieder denkt, wenn ihn der Ekel vor seiner eigentlichen Arbeit packen will. Dies sind die Augenblicke, in denen jenes schwankende Licht oft blitzartig in strahlender Helle vor ihm aufleuchtet und in Klarheit aufzeigt, was ihm das Dunkel sonst verhüllt. Es sind die Augenblicke, die ihn immer zuversichtlich lächeln machen, wenn er in Forms Hotel inmitten der Herren von der Interalliierten Kommission speist und ihr hochfahrendes Gehaben und selbstsicheres Auftreten beobachtet. Er kennt sie alle; vom kleinen, immer melancholischen Bersaglierileutnant angefangen bis zum General Le Rond. Er hört sie prahlen, er weiß um ihre Fehler und Schwächen und nützt sie: Die Weibertollheit des dicken französischen Obersten verschafft Brandt immer wieder Aufnahmen wichtiger Akten und Briefe; der Geldgier eines polnischen Kuriers verdankt er Organisationspläne und Aktionsbefehle der P.O.W.; der Liebe zum Alkohol eines Schreibers endlich die Abschriften von Briefen Korfantys an Le Rond.

Ein englischer Kapitän, den er zufällig in der evan-

gelischen Pfarrkirche kennenlernte und dem er die Grabplatten der oberschlesischen Herzöge und den alten Chor zeigte und erklärte, sitzt fast täglich an seinem Tische und verkehrt auch sonst sehr viel mit ihm, da Brandt ihm erzählt hat, daß seine Mutter eine gebürtige Engländerin sei. Der Kapitän schimpft ganz offen über die Franzosen, die schuld daran seien, daß er in einem solchen „awful village" sitzen und sich langweilen müsse bei faden Sitzungen, in denen ja doch bloß die „Maulhelden von der Seine" das Wort hätten. Er lobt das Verhalten der deutschen Oberschlesier, hat für die Haltung der Reichsregierung nur Verachtung und kann nicht begreifen, wie ein Volk sich von „such people" beherrschen lassen kann, wie es jeden Rechtsbruch glatt einsteckt und die Ehre der Nation von jedem Negerboy mit Füßen treten läßt. Der Kapitän meint das alles ehrlich, er hat keine Hintergedanken dabei; das merkt Brandt, der ihm zuerst mißtraute, bald; aber er bleibt undurchdringlich, so gerne er dem Engländer eine bessere Meinung beibrächte, so gerne er ihm sagen möchte, was er mit immer größerer Klarheit fühlt, je drückender der Terror wird, je mehr Deutsche diesem zum Opfer fallen.

Was ihr Deutschland nennt, das ist nicht unser Deutschland! so möchte er jedem ins Gesicht schreien. Es ist jenes Deutschland, das Versailles unterschrieb, ohne uns zu befragen! Es ist jenes Deutschland, das uns als Schande in der Seele brennt, das wir verachten und hassen wie wir das andere lieben, für das wir heute, schmählich genug, im Dunkeln kämpfen müssen, um es uns zu bewahren, wie es in uns erstand, als wir in Flandern, vor Verdun und an der Somme unsere Besten begruben!

Dieses Deutschland! Wann wird es erstehen, fragt

sich Brandt oft, und seine Gedanken umspannen dabei weite Kreise, die sich immer mehr vergrößern, je länger er an ihren Peripherien ausschauend verweilt; Kreise, die ineinandergreifen, die manchmal eine Kette bilden und dennoch, genau betrachtet, einen einzigen Mittelpunkt haben, einen Mittelpunkt, der alles an sich reißt, was der Fliehkraft des Geschehens verfallen zu sein scheint, der, immer wieder verschoben, dennoch unverrückbares Ziel bleibt für die, die ihn ahnend erkennen und gleichsam schützend umschließen.
„Der Krieg", so hatte Schlageter einmal gesagt, als sie in Breslau beisammen saßen und über die Zukunft sprachen, „der Krieg hat die in den letzten Friedensjahren immer brüchiger gewordene Form der deutschen Nation wieder zusammengeschweißt. Bismarcks unvollendetes Werk war vor ihm gefährdet. Es war gefährdet durch die partikularistischen Gedanken einzelner Länder und die Eifersüchteleien ihrer Fürsten. Wir müssen Bismarcks Werk jetzt vollenden!"
„Und wir müssen", so war er — Brandt — eingefallen, „wir müssen die Form neu füllen mit glühendem Stahl, den wir aus dem Felde heimtrugen. Wir müssen die Schlacken wegblasen, die sich ansetzen wollen, wie sie dies in den Hochöfen hier tun. Und wir müssen dies solange fortsetzen, bis der Spiegel das klare Bild des geläuterten Volkes, der wirklich geeinten Nation zeigt!"
„Wir müssen", fügte Schlageter nach langem Schweigen hinzu, „deshalb Revolutionäre bleiben!"
Dieses Gespräch fällt Brandt immer wieder ein. Es war der Ausgangspunkt einer großen Auseinandersetzung gewesen, die nach dem zusammengebrochenen Putsch von neuem begann, ganze Tage erfüllte und die lähmende Niedergeschlagenheit, die sie alle bedrückte, zerriß.

Schroff und hart prallten die Gegensätze aufeinander; doch wenn man sie genau besah, dann bestanden sie nur im Wort, das dem gleichen Sinn verschiedenen Ausdruck gab. Eines blieb dabei stets unverändert. Eines wurde nicht angegriffen: Das Revolutionäre-Bleiben.

„Wer aber ist Revolutionär?" so fragte Petersen. Und da antwortete Schlageter nach langem Überlegen: „Wer das Leben der Nation bis zur letzten Konsequenz bejaht. Wer nicht mehr er selbst ist und die Nation, das Volk als ewig sich erneuerndes Erlebnis empfindet und diesem nachlebt, der ist Revolutionär und wird es bleiben!"

„Dann ist Revolution eine sittliche Tat?" meinte der kleine Maler mit dem Spitzbart, so daß aller Augen wie auf Kommando sich an ihn hefteten.

„Eine sittliche Tat ...?" fragten sie alle und Schlageter warf den Kopf hoch, sah den Maler lange durchdringend und forschend an und sagte dann langsam und bestimmt: „Ja, er hat recht! Unsere Revolution muß die Auflehnung der deutschen Seele wider den vom Westen eingeführten Geist bringen, dem das deutsche Volk zu seinem Schaden verfallen ist und der es hindert, sich als Nation zu erleben. Denn das steht fest: Jedes Volk der Erde erlebt sich als Nation anders. Und nur aus diesem Erleben heraus kann es zu einer wirklichen Revolution schreiten. Wir aber haben die Französische Revolution bloß nachgeäfft. Wir verfielen einem uns artfremden Liberalismus und mußten daran erkranken, weil sie beide, ebenso wie der internationale Sozialismus, für uns Deutsche bloß Theorien sein können, die jedes reine Erleben verhindern. Da nun aber nur das reine Erlebnis — und nichts sonst! — sittlich ist und wir dieses anstreben müssen, um uns als Nation wieder-

zufinden, wird unsere Revolution eine sittliche Tat sein!"
An diese Gedanken klammert sich Brandt mit aller Kraft, und er muß es, denn unerbittlich vollzieht sich der Fluch von Versailles, unerbittlich rächt sich der feige Verrat derer, die das Diktat unterzeichneten: Die Franzosen besetzen Frankfurt und Darmstadt. Mit höhnisch gellendem Claironklang ziehen sie ein in deutsche Städte und begründen dies mit der angeblichen Verletzung der neutralen 50-km-Zone rechts des Rheins durch die Reichswehr bei den Kämpfen gegen die Rote Armee im Ruhrgebiet.
Dann geht auch Nordschleswig an Dänemark verloren.
Dies alles läßt die Reichsregierung geschehen. Nicht bloß wegen des Friedensdiktates muß sie dies geschehen lassen. Im Reiche selbst lodern die Brände des roten Aufruhrs und binden die schwachen Gegenkräfte. Der Ruhr folgt das Vogtland. Max Hölz und seine Bande plündern und brandschatzen durch Wochen in der Gegend von Plauen. Endlich wird man der Lage Herr. Ist's zu verwundern, daß dies so lange dauert? Nein, denn fast jeden Monat wechseln die Kanzler des Reiches und die Minister. Was die Vorgänger zag geplant und verzweifelt begonnen, das stoßen die Nachfolger um. Sie probieren ein Neues, das niemals neu sein kann, weil es sich in den alten Bahnen bewegt, die längst vom Leben verlassen sind; von einem Leben, das mehr will, als eitle Hoffnungen wecken; denen die Enttäuschung folgen muß, einem Leben, das die alles befreiende, alles aufrüttelnde Tat will; jene Tat, die zur Klarheit zwänge, die das Dunkel zerrisse, um das Licht zu finden, das doch irgendwo sein muß wie die Sonne stets da ist trotz Wolken und lastendem Grau!

Wer hofft denn noch? Wer ist noch enttäuscht? Niemand!
Wer sieht noch das Leben, wer fühlt es in sich? Und wer will die Tat? Einsame des vom Schicksal verfluchten, Geächtete des von der Welt verachteten Reichs! So fragen sie beides und doppelt; sie, die keiner kennt, die Landsknechte deutschen Schicksals, der verlorene Haufe. Auch sie hoffen nichts und sie kann nichts enttäuschen, denn was sie sehen, sieht keiner, nur sie, und was einzig sie glauben, ahnt sonst niemand. Es wird erst sein! Wenn ihr Leben und ihre Tat erfüllt ist, dann wird, dann muß es erstehen! Darum leben sie überhaupt noch! Darum stehen sie im Kampf, der keiner ist und dennoch gekämpft werden muß bis zum letzten Mann, bis zu jenem Tag!
Und sie haben keinen Freund, der sie liebt, keinen, der ihre Tat achtet, keinen, der unwandelbar treu ist, außer einem. Und dies ist der Tod. Ein Tod, den sie sich — einmal, und das ist lange her! — anders gedacht. Kein Tod im siegtrunknen Glanze des Lichts, im offenen Kampfe, Stirn gegen Stirn, Faust gegen Faust! Sondern ein Ende unter Mörderhand, ein Verenden irgendwo im Dunkel heimtückisch lauernder Nacht.
Wer da nicht erstarrt in granitenem Trotz, wes Herz da noch bangt, dem helfe Gott!

Im April schreibt Sonnenheim: Die Lage hier wird immer fauler. Die Marinebrigade ist nun nach dem Ruhrgebiet abgerückt und wird wohl kaum wiederkommen. Die oben wollen es nicht. Politisch soll der Kampf um OS. ausgetragen werden. Dazu haben wir kein Geschick, fürchte ich, aber das ist jetzt gleichgültig. Tatsache ist, daß wir hier nur noch ein paar

Mann sind, und darum müssen wir um so heimlicher kämpfen. Die letzten Berichte sind ausgezeichnet. Du entwickelst dich, mein Junge! Du bist ein Meisterspion! Also bleib ruhig dort! Wir machen hier unsern Dreck schon alleine. Es geht uns ausgezeichnet. Mein Schädel ist wieder heil und auch Heinemann arbeitet wieder. Also — was willst du noch mehr? Innigste Grüße, dein Emil.

Der Monat vergeht, der Mai kommt und verstreicht. Hell ist der Frühling und lockend wie keiner! Was schiert die Natur der Menschen selbstgewählter Nachtgang? Was kümmert's die Sonne, wenn Menschen sie meiden, und was den Mond, wenn er Bluttat schaut? Im deutschen Oberschlesien gibt es keinen Lenz, gibt es keine Maienwonnen.

Der dicke französische Oberst aber ist toller denn je hinter den Mädchen her. Der kleine Bersaglierileutnant lacht, denn bald wird er heimfahren. Der polnische Kurier verlangt jetzt doppeltes „Honorar"; er entdeckte, daß die bisherige Taxe zu niedrig war und daß seine Landsleute viel, viel mehr zahlen. Der Alkoholbedarf des Schreibers steigt. Es sei jetzt entsetzlich heiß im Bureau, sagt er, und dazu die Angst! Der englische Kapitän hat kein Interesse mehr an Altertümern; er trinkt sehr viel Whisky, flucht wie ein Kohlentrimmer und spuckt aus, wenn von Deutschland die Rede ist. Bei bester Laune, und die ist sehr selten, nennt er es ein von Gott verlassenes Land. Im Rausche aber sagt er Le Rond's Offizieren dann und wann einmal tüchtig die Meinung. Wenn Frankreich und England sich in Oppeln streiten, freut sich Korfanty. Und Brandt weiß dann, daß wieder deutsches Blut fließen wird. Wo aber — dies auszuforschen, ist seine Sache.

Eines Tages kommt Trews mit einem Schreiben

Sonnenheims. Trews spricht kein Wort. Von seinen Augen ist fast nichts zu sehen. Wie eine Sichel bogt sich sein Mund über dem vorspringenden, harten Kinn, und seine Fäuste sind voll knorriger Schwielen von der Arbeit im Bergwerk. Kaum gelingt es Brandt, Bericht über die Kameraden zu erhalten.

„Es geht allen, wie es jedem geht, der..." kaut Trews. Die letzten Worte zerschlägt er mit einem Hieb seiner Pranke.

Wie es jedem geht, der Deutschland liebt, meint er, denkt Brandt und faßt die Faust, die auf dem Tische liegt.

„Sind Sie müde, Trews?"

Da steht Trews auf, schaut Brandt an, blitzschnell und hart, knurrt etwas von Tod und Teufel und fragt, ob er etwas für ihn habe, für Beuthen, er fahre gleich zurück, um elf Uhr gehe der Zug.

Ja, Brandt hat etwas für die Beuthener. Trews soll sie grüßen, die Kameraden, jeden einzeln...

Trews geht. Brandt liest: Spare! schreibt Sonnenheim. Spare! Man hat uns wieder am „Gehalt" Abstriche gemacht. Man wird uns noch mehr abstreichen, je näher wir der Entscheidung kommen und je dringender wir Geld brauchen. Das sind jetzt bloß Vorpostengefechte, die Schlacht beginnt erst nächstes Jahr. Deine letzten Berichte waren recht müde. Aushalten, Junge! Je schlapper unsere Regierung wird, desto härter müssen wir werden. Wenn denen in Berlin tausende gute Deutsche nichts bedeuten, dann muß uns jeder einzelne von ihnen wert sein, uns mit Leib und Leben für ihn einzusetzen. Also: Sparen und arbeiten!

Brandt tut beides mit verbissener Wut, in kaltem Haß, der ihn oft vor sich selbst erschauern macht. Er tut beides, besessen von Liebe und Trotz, die die Mü-

digkeit bannen und die Einsamkeit überwinden, in der er steht.
Wann wird der Kampf zu Ende sein? Wie wird er enden? Werden wir siegen?
Wir müssen siegen! denkt Brandt und zählt die Monate bis zur Abstimmung. Zählt die Wochen, die Tage und Nächte. Zählt und kämpft mit sich, gegen sich und gegen das andere, Heimliche, Tückische, das ebenso besessen und kalt kämpft wie er...

Aber immer erbitterter wird der Kampf. Immer weiter rückt er ins Dunkel hinein, je länger die Tage werden.
Und Mord folgt auf Mord; in kaum drei Wochen werden hundertsieben gemeldet! Wieviele mögen verborgen bleiben.
Was deutsch ist, ist Freiwild! Mann und Frau, Kind und Greis! Der polnische Blutrausch feiert Orgien!
Wo ist der Richter, der eine Mordtat sühnt?
Wo ist ein Gesetz, das Sühne heischt?
Wo ist das Recht, ein einfaches Menschenrecht, das auch Deutsche vor Mord und vor Raub schützt?
Auch Deutsche — ein Volk von sechzig Millionen?
Besiegte, so gellt es höhnisch vom Rhein her, Besiegte haben keine Rechte!
Besiegte und Entwaffnete haben zu kuschen und schweigend hinzunehmen, was der Sieger tut! Und sie haben zu geben, was der Sieger will!
In Spaa tagt die neue Konferenz. Sie erpreßt unter Androhung einer Ruhrbesetzung größere Kohlenlieferungen von Deutschland.
Auch Polen, das unter Deutschlands Schutz im Krieg erstand, auch Polen ist „Siegerstaat"! Und Frank-

reich ist sein Freund! Darum darf Korfanty vor den Augen Le Rond's zu neuem Aufstande wider die Deutschen rüsten, die den Befehl, Polen zu werden, noch immer nicht ausgeführt haben. Mürbe will sie Korfanty machen, das Rückgrat will er ihnen brechen! Und wenn das nicht gelingt, dann sollen, dann müssen sie wie Hunde totgeschlagen werden! Dann müssen Handgranaten und Bomben dies Rückgrat zerschmettern!

Korfanty handelt und Le Rond ist blind.

Am Fenster seines Hotelzimmers in Oppeln steht Brandt. Warm strahlt Augustsonne von der hellen Fläche des gegenüberliegenden Hauses zurück, so daß sich die hauchdünnen Tüllgardinen bewegen. Eine Scheibe wirft ihr Spiegellicht an die weiße Decke des schmalen Raumes. Die Straße ist leer; nur hin und wieder rast ein Auto vorbei. Meist ist es ein französisches, das von Forms Hotel oder vom Quartier der Interalliierten Kommission kommt oder dorthin fährt. Brandt beobachtet sie scharf und notiert sich die Nummern und die Namen oder Merkmale ihrer Insassen.

Was hat der große Cadillac-Wagen so oft in Warschau zu tun? Wer benützt ihn? Dies festzustellen ist seine neueste Aufgabe.

Ein Depeschenbote kommt die Straße herauf, lenkt sein Rad nach dem Hotel, springt ab und verschwindet unter der vorspringenden Fassade.

Das Telegramm! denkt Brandt und geht zur Türe.

Schritte nähern sich auf dem Gange. Es klopft.

Brandt reißt die Verschlußmarke auf und liest: „Auftrag Steckdosen nicht ausführbar Preise erhöht neue Liste folgt Brief Berger & Zimmermann."

Brandt wirft die Depesche auf den Musterkoffer auf dem Sessel: Verdammt noch mal! Was ist da wieder geschehen? Liegt ein Mißverständnis vor? Es wäre ja kein Wunder! Ist Trews mit dem Plane etwa nicht durchgekommen? Oder ist es doch richtig, daß Heinemann in Beuthen von der Apo erwischt wurde? Das wäre ein Schlag! War der Bericht, den er sandte, unklar?
Brandt bückt sich, um den Koffer zu öffnen, zuckt schmerzlich zusammen, reckt sich auf und reibt sich mit der Hand das Kreuzbein, auf das ihm bei einer Aktion gegen P.O.W.-Leute in Kattowitz ein großes Stück Mauerwerk gefallen ist, als er und Tillmann Löhrs und Trews Flucht von einer Hausecke aus in wütendem Nahkampf deckten.
Weshalb, zum Teufel, denkt Brandt, soll es nicht gelingen, auch die zweite Propagandastelle auszubrennen? Warum sind jetzt auf einmal die „Preise erhöht", das heißt, die Schwierigkeiten zu groß? Oder — Brandt klappt das Berichtbuch zu, legt es mechanisch auf den Tisch und wandert auf und ab — oder ist da wieder so ein Schuft, der die Sache verraten hat?
Er bleibt am Fenster stehen, überlegt, wer der Verräter sein könnte und schaut dabei auf die Straße hinab. Ein Arbeiter fährt mit einem Handkarren beim Zigarrengeschäft vor; er bleibt stehen, schaut sich um, geht hinein, kommt wieder heraus, zündet sich die Zigarette an, schaut dabei herauf, einmal, zweimal, tut so, als suche er die Hausnummer zu lesen...
Was will der Kerl? denkt Brandt. Sein Benehmen ist doch merkwürdig!
Plötzlich werden seine Augen scharf: das ist doch Tillmanns watschelnder Gang! Natürlich ist er's! Aber, was soll denn das?

Brandt schiebt die Gardine beiseite. In diesem Augenblick lüftet Tillmann die Mütze und kratzt sich mit der Linken hinterm Ohr.
Das heißt „Alarm!"
Wenige Minuten später tritt Brandt in die verräucherte Kneipe. In der Ecke sitzt Tillmann und übergibt ihm einen Zettel.
Depesche überholt. Aktion durchgeführt. Trews tot. Aufstandsplan gefunden. Komme sofort nach Beuthen. Benachrichtige Dresden und Kottbus, liest Brandt.
Trews tot? Trews — tot? Ist das möglich?
Noch einmal liest Brandt die chiffrierte Nachricht und ein drittes Mal. Dann irren seine Augen zu Tillmann.
„Wissen Sie...?" fragt er.
„Nowak brachte es", sagt Tillmann und steht auf und sagt: „Diese Hunde!"

Im Beuthener Quartier, einem dunklen Kellerverließ, liegt Löhr. In den muffigen Geruch mischen sich Chloroformduft, Tabakqualm und der Dunst nasser Kleider. Aus Kisten ist das Bett gezimmert, zerfetzte Matratzen liegen darauf. Auf einer Handgranatenkiste sitzt Heinemann in blauem, schmutzigem Arbeiterzeug. Er hat die rechte Hand verbunden; mit der linken holt er aus einer Bratheringsdose, die anscheinend als Waschbecken dient, ein zusammengelegtes Handtuch heraus, drückt es aus und legt es dem fiebernden, röchelnd atmenden Löhr immer wieder auf die blau unterlaufene, heiße Stirn. Wenn er das Tuch abnimmt, entströmt diesem eine leichte Dampfwolke, die vor dem trüben Licht der Öllampe in zarten Regenbogenfarben aufleuchtet.

Auf einer anderen Handgranatenkiste sitzt Brandt. Er hat einen schäbigen Rock, gestreifte Hosen, neue braune Ledergamaschen an, trägt einen dicken, knalligfarbenen Wollschal um den Hals und einen Schnurrbart. Beinahe hätte ihn Heinemann nicht wiedererkannt. Der erzählt ihm leise und mit langen Pausen, die ab und zu vom Stöhnen Löhrs unterbrochen werden, was sich zugetragen hat.

„Gestern war das. Um elf, so was. Die zweite Propagandastelle, Sie wissen ja. Also: Trews stand Schmiere bei der Baracke. Petersen und 'n Arbeitskollege von mir an der Knappschaftskantine, wo die Polschen 'ne Versammlung abhielten." Heinemann zeigt auf Löhr. „Er und ich schleichen uns an die Bude ran und klettern durch's Fenster rein. Wir suchen alles ab. 'ne Masse Schriften waren da. Auch Pläne von der Bojowka polska mit der Aufteilung der polnischen Stoßtrupps, den Alarmquartieren und Waffenlagern. Und dann 'n Geheimbefehl in französischer Sprache."

Löhr schlägt die Augen auf und versucht, sich aufzurichten. Sein fiebernder Blick irrt von Heinemann auf Brandt, aber er scheint sie nicht zu erkennen... Sanft drückt ihn Heinemann wieder nieder.

„Bleib man ruhig liegen!" flüstert er dabei und fährt, nachdem Löhr wieder stilliegt, fort: „Also — wir stecken alles — Befehle und Pläne — in unsere Blusen und Stiefel, schütten Petroleum auf das Zeug, Streichholz dran. Brennt. Fort! Ich will eben nach Trews und den andern pfeifen, daß sie abhaun können, da meint Löhr, daß er doch noch mal seh'n möchte, ob die Sache auch ordentlich brennt. Er geht also nochmal nach der Bude. Ich warte. Da kracht es mit einem Male und denn nochmal. Aber wie! Und denn hör ich 'n Schrei. Und da kommt er auch

schon gerannt und es haut ihn der Länge lang hin, und er steht nicht mehr auf. — Verflucht, denke ich. Hin, angefaßt, fort! Ums Maschinenhaus rum, in 'n alten Kessel, der dort liegt, rein, Taschenlampe raus, nachgeseh'n. Ganz schwarz war er und die Bluse verbrannt und voll Blut. Und da ist die Knallerei schon im Gange drüben bei der Kantine und bei der Baracke, überall! Pottverdicke!"

Heinemann fährt sich mit der Linken über die Stirn. „Mir wird ganz albern, wenn ich dran denke! Wie ich dann mit ihm hierher kam, das kann ich wahrhaftig nicht sagen! Wie wenn hundertachtzig Pfund nischt wären, bin ich mit ihm geflitzt!"

„Und Trews?" flüstert Brandt in das Plätschern des Wassers hinein.

Heinemann legt sachte das Tuch auf Löhrs Stirne. „Trews, den haben die Hunde — so zwanzig waren es, Petersen erzählte es heute beim Schichtwechsel — niedergeknallt und denn zu Tode getrampelt."

Nach einer Weile fragt Brandt, wie das mit Löhr geschehen und wo Petersen sei.

„Sprengzeug hatten die unterm Fußboden vergraben. Es muß ziemlich was gewesen sein, denn rund um die Bude ist alles kaputt. Und Petersen", fährt Heinemann nach kurzem Schweigen fort, „der arbeitet heute unter Tag. Er und der Kollege kamen gerade noch mit 'm blauen Auge davon. Aber ich fürchte, der Junge wird nicht mehr lange mitmachen; er ist die schwere Arbeit nicht gewöhnt und denn noch die Aufregungen Tag und Nacht! Das hält nicht jeder aus auf die Dauer. Sie sollten doch für sorgen, daß er nach hinten kommt, wenn er auch nicht will."

„Das wird jetzt nicht gehen, Heinemann", sagt Brandt nachdenklich, „Löhr ist doch raus für eine Zeit und wir brauchen jeden Mann. Wo sollen wir bloß Er-

satz herkriegen, wo unsere Behörden keine falschen Pässe mehr ausstellen wollen und hier die Kontrolle immer schärfer wird? Viermal habe ich mich diesmal auf der Fahrt hierher legitimieren müssen!"

Brandt hält Heinemann seine Zigarettenschachtel hin. Langsam zieht der Rauch empor zur verdeckten Luke. Heinemann schaut ihm nach.

„Wo der Herr Oberleutnant bloß bleibt? — Er wollte doch in 'ner Stunde wieder da sein!"

Nachdem sie eine Weile schweigend gesessen, ertönt draußen ein leiser Pfiff. Heinemann geht zur Türe, schiebt den Schieber beiseite und öffnet.

Sonnenheim tritt ein, drückt Brandt die Hand und flüstert, indem er einen besorgten Blick auf Löhr wirft: „Du mußt jetzt hier mittun, Fritz. Seit ein paar Tagen ist der Teufel los. Als ich gestern im Café Kaiserhof auf den Kottbuser Kurier wartete, wimmelte das Lokal von französischen Krimpos. Als ich nach dem Abtritt ging, kamen mir gleich zwei nach. Ich saß wie auf Nadeln, denn Grimm sollte den neuen Organisationsplan für uns bringen. Zum Glück kam er nicht. Aber verhaftet wurde ich doch und vier Stunden lang peinlichst verhört. Weshalb, das weiß ich nicht; die Kerle rückten nicht mit der Sprache raus; sie hatten es anscheinend drauf angelegt, daß ich mich verplappere. Jedenfalls kriegte ich raus, daß sie ein Foto von mir haben. Woher, das ist mir ein Rätsel. Sicher ist jedoch, daß man mich bei nächster Gelegenheit einsperren wird. Darum möchte ich mich ab morgen ein bißchen zurückziehen und du sollst mich einstweilen vertreten. Dich kennt man noch nicht."

Sonnenheim setzt sich auf den Bettrand und schaut Löhr an: „Den erwischt es nun schon das zweite Mal! Erst das Unglück im Förderschacht und jetzt —

Heinemann hat dir schon erzählt, wie? Das ist aber noch nicht alles. Vergangene Woche haben die Schufte zehn Mann von der Belegschaft der Gräfin-Laura-Hütte im Walde bei Josefstal ermordet und verscharrt. Werkmeister Witte, dessen Schwager ebenfalls erschossen wurde, entdeckte beim Suchen nach den Gräbern hart an der Grenze ein Blockhaus, in dem sich ein Waffen- und Munitionsdepot der Borowska befinden soll. Freitag wollte er mich hinführen; er kam aber nicht; vorgestern wurde er tot aus der Brinitza gezogen! Ein gewisser Chuballa rühmte sich im Rausche der Tat. Er ist Führer einer Terrorgruppe der Borowska polska und auch Verwalter des Depots. Zwischen diesem und seinem Hause soll nach den Meldungen des Selbstschutzes ein reger nächtlicher Verkehr stattfinden. Den will ich heute beobachten. Wenn möglich soll die Bude gleich auffliegen. Und jetzt...?" Sonnenheim denkt einen Augenblick nach und wendet sich an Heinemann: „Ja, richtig! In einer Stunde wird der Arzt kommen. Aber aufpassen! Ich glaube, wir werden in dem Loch hier nicht mehr lange bleiben können. Auch das Waffenlager in dem Knappschaftshaus muß sobald als möglich umgebettet werden. Der Ingenieur hat bereits ein neues Versteck ausfindig gemacht. Petersen kennt das schon; ihr könntet das morgen früh vor der Schicht machen. Also seht zu, nicht wahr? Loos wird euch helfen."

Brandt dreht sich nach Sonnenheim um, der sich hastig umzieht: „Sag mal, Theo, — könnten wir nicht auch Petersen auf ein paar Wochen in ein Ruhequartier schicken? Nach Breslau oder nach Kottbus vielleicht, dort kann er sich ja auch nützlich machen. Auch Heinemann meint, daß es höchste Zeit sei."

„Weiß ich alles, aber es ist jetzt ganz unmöglich. Löhr muß erst wieder heil sein, dann wollen wir se-

hen. Es heißt übrigens, daß die Löwenfeld-Leute wieder im Anrollen sind und bei uns als eine Art Spezialpolizei eingegliedert werden sollen. Es heißt auch, daß Hauenstein dieser Tage im Hotel Lomnitz gewesen ist. Der Schornsteinfeger, bei dem er sich die Ausrüstung lieh, hat es mir gesagt, aber — ich hab' ihn nicht gesehen und so glaube ich's nicht."

Sonnenheim schnallt sich den Leibriemen fest, zieht den Rock an und stellt sich vor Brandt hin: „Bin ich stilecht? Toilettefehler? Schau mich mal an, bitte! Du siehst übrigens fabelhaft aus! Was, Heinemann? Wie ein echter Borowkabandit!" lacht er. „Was meinst du wohl, was die Schieber, Kriegsgewinnler und Spießer in Berlin sagten, wenn wir beide in diesem Aufzug in eines ihrer Lustparadiese, sagen wir, ins Eldorado, kämen! Wie? Ich glaube, die würden sich tullmond bekacken und ihre Halbmonddämkens hätten dann was zu riechen! Na, jeder wie er kann! Wir, Kinders, sind nu mal nach der verkehrten Seite gefallen und da werden wir wohl liegenbleiben, bis wir vermodern. Bis dahin aber wollen auch wir unser Vergnügen haben wie die Spießer das ihre! Uff!"

Sonnenheim bückt sich, holt aus einer Kiste unter dem Bett zwei Blechbüchsen hervor, steckt sie zu sich und reicht Brandt einige Stiel- und Eierhandgranaten. „Daß ich übrigens nicht vergesse, Fritz: Die Kiste mit den Isolatoren und Steckdosen war skandalös verpackt. Die Sprengbüchsen kollerten nur so drin rum, und die Zündschnur lag mehrfach geknickt obenauf. Das mußt du sofort abstellen, sonst geht die Sache mal schief. Man ist ohnedies scharf auf Sendungen aus Deutschland."

Nachdem sie die Aktion kurz durchbesprochen haben, verabschieden sie sich von Heinemann und gehen.

Nacht ist es; kein einziger Stern ist zu sehen. In die mattglühende, in tiefem Graublau verschwimmende Dunstkuppel über der Stadt starren, gewaltigen Bastionen gleich, die schwarzen Schlote und düster schwelenden Hochöfen. Sie überragen den mächtigen, von riesigen Schießscharten durchbrochenen Wall der Häuser, Hütten und Halden, der sie zu tragen scheint. Und hie und da sprühen grelle Gluten aus zischenden Dämpfen und wallendem Rauch wie das Mündungsfeuer gigantischer Geschütze. Die Nacht ist voll Summen und dumpfdröhnendem Stampfen, das schwingend verebbt und wieder anschwillt.

Ein kleines Haus steht dunkel vor der Glut. Aus verhangenen Fenstern fallen dünne Lichtstreifen in das Vorgärtchen und auf eine rote Glaskugel, die rechts vor der Tür auf schiefer Zaunlatte steckt.

Dies alles sieht Brandt, der vom Straßengraben aus unter der flachen Hand nach dem Hause hinüberspäht.

„Die Kugel dort", haucht Sonnenheim ihm ins Ohr, „muß ein Geheimzeichen sein. Sie war gestern noch nicht da. Ich habe alles genau ..."

Da stößt ihn Brandt in die Seite und wirft sich hin.

Schritte nähern sich. Drei Männer müssen es sein. Man hört sie sprechen.

Brandt hält den Atem an, hebt langsam den Kopf. Drei Schatten wanken auf fahlgrauer Straße heran, bleiben stehen und tuscheln miteinander auf Polnisch. Einer löst sich von der Gruppe, geht auf das Haus zu, ruft die anderen heran, pocht fünfmal in langen Pausen an die Türe, wartet. „Wer ist da?" tönt es von drinnen. „Weißrot", flüstert einer der Männer, „mach auf, Chuballa, wir sind's!" Ein Schloß knarrt, die Türe öffnet sich. Hastig verschwinden die Männer im dunklen Hausflur. Das Schloß schnappt zu.

„Das klappt ja fabelhaft!" flüstert Sonnenheim.
„Und die Glaskugel ist auch weg!" fügt Brandt hinzu.
Minuten vergehen. Plötzlich verlöscht das Licht. Und kurz darauf reißt ein jähes Klingeln und ein unterdrückter Fluch ihre Köpfe nach rechts. Zwei Männer tauchen, Fahrräder schiebend, über dem jenseitigen Straßenrand empor. Fahlroter Lichtschein erhellt Gesichter und Hände, glimmt auf den Speichen. Zwei andere stehen schon auf der Straße, drängen durch leisen Zuruf, lachen verhalten, sind aber plötzlich verschwunden.
„So — und jetzt los!" flüstert Sonnenheim, indem er sein Rad auf die Straße hebt und besteigt. Brandt folgt ihm. Hart an den Böschungen fahren sie dahin; fünfzig Schritte vor ihnen die Polen.
Allmählich verschwindet der rötliche Schein in ihrem Rücken. Die breite Straße dehnt sich schier endlos; sie leuchtet silbergrau aus gähnendem Dunkel. Ab und zu trägt der Wind einen Laut heran: ein Wort, ein Klirren, ein Knacken. Leise surren ihre Räder.
In der Ferne tanzen die schrägen Lichtkegel eines Autos. Groß und dunkel stehen die Polen davor, bis der Lichtschein hinter einer hohen, dunklen Wand verschwindet.
Sonnenheim lenkt sein Rad über die Straße. „Das war der Josefstaler Wald. Jetzt heißt es aufpassen! Die Straße gabelt sich vorn. Sie werden sich links halten", flüstert er Brandt zu und beschleunigt das Tempo.
Die Polen biegen wirklich links ab. Der holprige Weg zwingt sie, abzusteigen. Sie scheinen sich jetzt sehr sicher zu fühlen; sie sprechen und lachen.
Auf Hörweite schleichen Brandt und Sonnenheim hinter ihnen her. Mit der Linken schieben sie die Rä-

der, in der Rechten halten sie wurfbereit die Eierhandgranaten. Ihre Augen durchbohren das Dunkel; ihre Ohren saugen jeden Laut auf. Plötzlich halten sie lauschend. „Hier!" ruft es vorn und ganz nahe. Brandt und Sonnenheim stehen erstarrt. Graugrün leuchtet das Kornfeld, in dem die Polen ihre Fahrräder bergen und weitergehen.

Brandt hakt Handgranaten an das unterste Rad, befestigt die Abreißschnüre so, daß sie sofort krepieren, wenn das oberste aufgehoben wird, und eilt Sonnenheim nach, der den Polen folgt.

Endlich erreichen sie den Wald; düster steigt er vor ihnen empor. Am Rande einer Schneise geht es jetzt dahin. Scharf heben die Wipfel sich vom graublauen Himmel ab. Das nachtfeuchte Gras auf moosweichem Grunde dämpft jeden Laut. Schweigend eilen die Polen in der Mitte des Weges. Nur hin und wieder fällt ein Wort.

Eine Lichtung weitet sich. Auf ihr steht das Blockhaus, verschwommen hebt es sich vom dämmerigen Hintergrunde der hohen Stämme ab. Die Polen verschwinden darin. Durch Ritzen und Astlöcher dringt kurz darauf Licht.

An einen mächtigen Fichtenstamm gelehnt, sitzen Sonnenheim und Brandt und beobachten. Der starke Duft frischen Harzes erfüllt die warme, dunstige Luft. Kräftigen Ruch atmet die feuchte Walderde aus und die Bäume rauschen leise. Ab und zu irrt ein Laut von irgendwo her durch die Stämme: ein Vogel, der im Schlafe ruft, ein Nachttier, das sich regt, ein dürrer Ast, den der Wind bewegt, ein Piepen und Rascheln, das hastige Bewegung und brünstiges Jagen ahnen läßt. Schmerzhaft laut klingt das geringste Geräusch...

Träge verrinnt Minute um Minute. Müdem Däm-

mern folgt peinvolles Wachsein mit brennenden, täuschenden Augen und summenden Ohren, in denen das Blut braust und der Herzschlag dröhnt. Und die Gedanken schwirren und haften erstarrt.

Brandt denkt an Trews. Er durchwandert die Jahre, die er mit ihm verlebt hat. Kein einziges Mal wurde Trews verwundet; ausgerechnet hier mußte er dem Mordgesindel zum Opfer fallen! Und Löhr sieht er vor sich, und sein Stöhnen und Röcheln durchklingt die Stille. Und Heinemanns fahles Gesicht leuchtet ihm aus dem Dunkel entgegen. Und Petersen steht vor ihm...

War das recht, daß ich das Schicksal all der Leute so an das meine fesselte? Oder ist das gar nicht mein eigenes Schicksal, dem ich mich hingebe, das mich mitreißt? grübelt Brandt und findet nur eine Antwort: Nicht für das, was er im Kampfe verliert, hat der Führer sich zu verantworten, sondern nur dafür, ob das Kampfziel des Einsatzes wert war.

Vor Sonnenheims grauem Gesicht leuchtet aus gehöhlten Händen die Uhr.

„Es ist gleich halb zwei", flüstert er Brandt zu. „Was die Kerle wohl..." Da läßt ein Geräusch ihn verstummen, das wie das Knarren eines schwer beladenen Wagens klingt. Doch zu sehen ist nichts.

War's eine Täuschung? denkt Sonnenheim, indem er das Ohr an die Erde preßt.

Wieder ertönt das Knarren und dann ein leiser Ruf.

Brandt steht auf, schleicht von Stamm zu Stamm in die Richtung, aus der das Geräusch kam. Und prallt plötzlich zurück: Klang das nicht wie das Schnauben eines Pferdes?

Näher schleicht Brandt; Sonnenheim, der ihm folgt, haucht plötzlich „Da!" und reißt ihn zurück.

Fünf Schritte vor ihnen steht ein Wagen. Und zwei Gestalten eilen auf das Blockhaus zu.
„Komm", flüstert Sonnenheim, „wir legen uns weiter hinten auf die Lauer." Und während sie sich niederlassen, flüstert er: „Die kriegen wieder Munition von drüben. Der Weg dort führt nämlich zur Grenze."
Viertelstunde um Viertelstunde vergeht. Fahler wird der Himmel, stärker der Wind. Nach Pausen voll unheimlicher, quälender Stille rauscht er erneut durch die Wipfel, weht er Kühle verbreitend durch die starrenden, grauschimmernden Stämme. Fernes Hundegebell, das sich wie Postenruf fortpflanzt, trägt er heran, und dann und wann einmal Hahnengekräh.
Unentwegt starren Brandt und Sonnenheim nach der Lichtung, über der leichte Bodennebel schweben.
Der Wagen ist längst wieder fort; sie hörten ihn wegfahren, hörten die Rufe des Fahrers, mit denen er die Pferde antrieb. Im Blockhaus aber brennt noch immer das Licht.
Heller wird der Himmel und auf der Lichtung wogen die Nebel.
Was mögen die Kerls da drüben noch treiben, will Sonnenheim gerade sagen. Da legt Brandt ihm die Hand auf das Knie und weist nach dem Wege. Drei Gestalten huschen dort, eine vierte eilt ihnen nach. Sie tragen prallgefüllte Rucksäcke und sind im Nu zwischen den Stämmen verschwunden.
„Uff!" flüstert Sonnenheim mit kaum verhaltenem Jubel und springt auf. „Jetzt los, Junge!"
Nach allen Seiten sichernd eilen sie über die Lichtung. Dunkel steht das Blockhaus. Sie umgehen es. Nichts regt sich dort.
„Bleib hier und paß auf!" zischelt Sonnenheim. „Ich mach schon!" und schiebt sich durch ein schmales Loch in der morschen Bretterwand.

Kiste steht da an Kiste, große und kleine, mit Handgranaten, Sprengkörpern, Gewehren, Pistolen und M.G.'s, Munitionskörbe türmen sich an den Wänden empor. Über zwei kleine Geschütze gleitet das abgeblendete Licht der Taschenlampe und blinkt auf den Mündungen von vier Minenwerfern ...

„Ach, wie niedlich!" sagt Sonnenheim zu sich selbst. „Das sind ja Materialschlachtvorbereitungen und Frankreich ist der Lieferant! Die französischen Aufschriften dort an den Kisten! Na, daß ihr euch bloß nicht irrt!"

Zwischen zwei Benzintonnen klemmt Sonnenheim die Sprengbüchsen. Zwischen die Minenkörbe keilt er Handgranaten, leitet die Abreißleinen zur Türe, wo er sie an Schloß und Sparren befestigt und eilt wenige Minuten später mit Brandt in den Wald zurück. Dort warten sie.

„Was ist das?" fragt Sonnenheim, „haben die Polen Lunte gerochen oder hast du die Sache in der Eile vermasselt, Fritz?"

Rollendes Krachen enthebt Brandt der Antwort. Jäher Feuerschein loht durch den Wald, durchleuchtet blutrot die Nebel. Und Funken sprühen und Schlag folgt auf Schlag, in rasendem Wirbel die Schreie erstickend, die schaurig das Knattern und Dröhnen durchgellen.

Auf schwankendem Boden eilen Brandt und Sonnenheim stolpernd und strauchelnd zu ihren Fahrrädern und jagen dann keuchend auf der Straße dahin in den grauenden Tag.

Aus einem Kornfeld in ihrem Rücken schwehlt weißer Rauch. Hin und wieder kracht es dort noch; mit hellem Knall explodieren vereinzelt Patronen. Die Schreie sind verstummt. Am Rande des Weges liegt ein Pole. Er hält mit blutigen Fäusten die zer-

brochene Lenkstange seines Fahrrades und starrt mit gläsernen Augen in die züngelnden Flammen im Feld.

Nichts berichten die polnischen Zeitungen von dem, was geschehen. Sie verschweigen auch das Auffliegen des Munitionslagers im Josefstaler Wald, das am andern Morgen erfolgt und bis nach Oppeln zu hören ist. Aber Sonnenheim wird von französischen Kriminalpolizisten verhaftet und in das interalliierte Gefängnis nach Kosel gebracht.

„Sie sind", sagt der französische Oberst hämisch, „der — äh — preußische Oberleutnant von Sonnenheim? Es freut mich außerordentlich ..."
„Ich heiße Emil Koßkowsky", unterbricht Sonnenheim. „Dort ist mein Paß. Ich erkläre ..."
„Zu kuschen hast du, du preußisches Schwein!" brüllt der Franzose und hebt die Pistole.
Sonnenheim lächelt: „Haben Sie Angst vor einem Gefesselten, Herr Oberst?"
„Ich — Angst?" Der Oberst kocht. „Wenn ich will ...!"
„So wollen Sie doch, Herr Oberst. Es wird nicht das erste Mal sein, daß Sie sich als würdiger Vertreter der grande nation hier zeigen", sagt Sonnenheim kalt.
Der Franzose springt auf und stürzt sich mit wutverzerrtem Gesicht auf den Deutschen. Der läßt ihn herankommen, hebt aber plötzlich das Bein. Der Oberst bricht aufschreiend zusammen. Bleich und zitternd starrt der Posten ihn an.
Sechs französische Soldaten führen Sonnenheim ab. Mit Kolben und Knüppeln bearbeiten sie ihn. Mit

großen Blutbeulen am Kopf und im Gesicht, mit zerfetzten Kleidern, halb nackt, erwacht er aus tiefer Ohnmacht im stockdunklen Raum.
Nicht nachgeben! das ist alles, was er denkt. Ein Exempel statuieren! Ich halte was aus! Die Zähne sollen sie sich an mir ausbeißen!
Nach zwei Tagen wird Sonnenheim an Händen und Füßen gefesselt wieder vorgeführt. Der Kreiskontrolleur verhört ihn.
„Sie sind der preußische Oberleutnant Theo von Sonnenheim! — Sie sind der Bezirksleiter einer geheimen deutschen Organisation in Beuthen! Der Sitz Ihrer Organisation ist Kottbus!"
„Ich heiße Emil Koßkowsky und bin Beamter der Gräfin-Laurahütte!"
„Sie sind beobachtet worden und waren schon einmal verhaftet. Sie wurden ..."
„Zu unrecht verhaftet", ergänzt Sonnenheim. Der Franzose lächelt verlegen und vertieft sich in den Akt: „Das wird sich noch zeigen."
„Ich verlange Aufklärung darüber, weshalb ich verhaftet wurde!"
„Sie erscheinen verdächtig!"
„Dann verlange ich Beweise dafür, daß der Verdacht begründet ist. Ich verlange Einblick in die Anklageschrift!"
„Vorläufig sind Sie zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Dann werden Sie die Gründe erfahren. Abführen!"

„Du Schwein wirst noch gestehen!" knirscht der Sergeant-Major, indem er Sonnenheim mit dem Revolver in die Schläfe schlägt und mit dem Knie in die Zelle stößt.

Tag und Nacht wird Sonnenheim verhört. Elsässer, die ihre Herkunft nicht verleugnen können, Polen, die das Deutsche mühsam radebrechen, stellt man ihm als ehemalige Regimentskameraden, als frühere Untergebene gegenüber. Sie sollen aussagen, daß sie ihn kennen, daß er der Oberleutnant von Sonnenheim ist. Einer von ihnen behauptet sogar unter Eid, daß er ihn beobachtet habe, wie er in Pleß einen französischen Posten niedergeschossen habe.
Sonnenheim hat sie alle nie gesehen. Niemals war ein Pole oder Elsässer in seinem Regiment! Nie war er in Pleß! Ein unparteiischer Beobachter würde in den Gesichtern der angeblichen Zeugen sofort die Überraschung und Verlegenheit feststellen können, mit der sie dem riesengroßen Deutschen gegenübertreten und seinen bohrenden Blicken ausweichen. Aber die Franzosen wollen das nicht sehen.
Sonnenheim darf nicht schlafen. Kaum ist er eingenickt, schreckt der Posten ihn mit Kolbenhieben wieder wach. Tag und Nacht lärmen sie an der Zellentür. Sonnenheim denkt nur dies: Nicht nachgeben!
Ungebrochen tritt er zum neuen Verhör an. Kein Schrei reißt seine Zähne auseinander; auch dann nicht, wenn der Sergeant-Major ihm die glühende Zigarre in den Nacken drückt, der vom Peitschen wund ist ...

„Ich kann dich spurlos verschwinden lassen, du preußisches Schwein!" brüllt der Oberst in ohnmächtiger Wut nach einer Woche. „Kein Hahn wird nach dir krähen!"
„Dann tun Sie es, Herr — Oberst!" ist Sonnenheims kalte Antwort. „Versuchen Sie auch das noch einmal!"

Brandt erfährt von Sonnenheims Verhaftung erst, als dieser bereits in Kosel ist. Er benachrichtigt die dortige Gruppe, fährt selbst hin, erkennt aber die Aussichtslosigkeit eines Befreiungsversuches und kehrt daher nach Beuthen zurück.

Als er den Kellerraum betritt, findet er Löhr allein.

„Wo ist Heinemann?"

„Fort! Er ... Sie werden hören." Löhrs Augen flimmern ganz eigen.

Was ist das, denkt Brandt. Was ist hier geschehen?

„Seit wann ist er fort?"

„Seit gestern abend. Er wird bald wieder da sein."

Auf der Handgranatenkiste liegt ein Zettel; darauf steht „Nowak". Sonst nichts.

Das ist doch Sonnenheims Schrift! Wie kommt der Zettel hierher? Und Nowak?

„Ist das nicht Heinemanns Arbeitskollege?"

„Jawoll, und sein Freund!" höhnt Löhr. Kalt starren seine Augen unter dem Verbande hervor.

Brandt überrieselt ein Frösteln: Da ist irgend etwas geschehen!

Löhr erhebt sich, öffnet die Tür. Heinemann tritt ein. Sein Gesicht ist aschgrau. Er riecht nach Schnaps.

„Tag, Herr Leutnant!"

Heinemann zieht den Rock aus und schmeißt ihn aufs Bett. Die blaue, ausgebleichte Bluse ist voll rotbrauner Spritzer, der linke Hemdärmel klebt an der Haut. Ein feuchter roter Fleck und Blutgerinsel ist darauf.

„Och!" stöhnt Heinemann, greift unters Bett, holt die Bratheringsdose hervor, besinnt sich, zieht Bluse und Hemd aus, steckt dann die linke Hand ins Gefäß und schöpft mit der rechten Wasser, das er langsam über den Arm rinnen läßt. Das Wasser färbt sich rötlich.

„Was ist mit Nowak?" fragt Brandt gepreßt mit starr auf die Dose gerichteten Augen.
Heinemann hebt den Kopf und schaut ihn aus dunklen Augen von unten her an. „Der — ist erledigt."
Brandt fährt hoch. Er ahnte es ja, was soll das Erschrecken?
Das Wasser wird immer dunkler. Und Heinemann schöpft noch immer.
„Was war mit Nowak?" fragt Brandt nochmals hart. „Nowak war doch ...!"
Heinemann hebt den Kopf nicht. Das Wasser plätschert. Er scheint ganz in seine Tätigkeit vertieft zu sein. Endlich sagt er: „Nowak hat alles, alles verraten."
Brandt springt auf, reißt Heinemann an den Schultern hoch, daß er taumelt: „Heinemann, Sie sind besoffen!"
Heinemann lacht nur. Lacht, daß es Brandt eiskalt über den Rücken fährt: „Nu vielleicht schon, aber vorher — vorher war ich das nicht — da war ich so klar wie ..."
„Heinemann, was haben Sie getan?"
„Das sehen Sie doch! Hier!" Heinemann zeigt auf Bluse und Hemd und jappt nach Luft. Und keucht: „Vorher aber, vorher hat er mir alles gestanden. Wie ich auf ihm kniete, da hat er alles gestanden! Ha! Das mit der zweiten Propagandastelle, wo Trews draufging, das hat er verraten, und die andern Aktionen, und Witte, den hat er auch auf dem Gewissen, und den Oberleutnant. Für Geld! Für Geld!"
Heinemann stiert vor sich hin und sinkt dann in sich zusammen. „Bloß mich hat er nicht angegeben und Petersen und den hier." Er deutet mit dem Kopf nach Löhr. „Und morgen, da hätte er als Zeuge nach

Kosel sollen. Er hatte schon die Fahrkarte bei sich. Hier ist die und", Heinemann wischt sich die Hand an der Hose ab, greift in die Tasche und gibt Brandt einen Paß, „und da der Paß. Den hat er dem Oberleutnant geklaut."

Brandt schaut die Fahrkarte an und blättert im Paß. Er ist in Berlin ausgestellt, lautet auf Sonnenheim, aber das Lichtbild fehlt. „Wo ist das Photo?"

„Das ist in Kosel", sagt Heinemann, „Nowak hat es der Bojowka gegeben und die den Schangels. Und den Paß, den wollte er morgen vorlegen. Und heute nacht, da wollte er die Polschen nach hier führen. Das war schon alles abgemacht; bloß das Fenster wußte er nicht genau. Handgranaten wollten sie zu uns reinhaun! Hier rein!"

Brandts Augen gleiten vom Fenster durch den Raum. Löhr liegt regungslos auf dem Bett, Heinemann lehnt an der Mauer. Im Hofe oben weint ein Kind. „Christinche! Christinche!" ruft eine schrille Frauenstimme dazwischen.

„Wie kam der Zettel hierher?" fragt Brandt nach langem Schweigen. Alle seine Gedanken klammern sich jetzt an das schmutzige Stückchen Papier. Eisern zwingt er sie immer wieder darauf. Eisern halten seine Finger den Zettel; er ist der einzige Halt.

Sonnenheim wird Beweise haben für Nowaks Verrat. Er muß sie haben, denn sonst ...? Und es ist Sonnenheims Schrift! Kein Zweifel! Und Heinemann lügt nicht! Nowak war doch sein Freund, sein Arbeitskollege!

Brandt schaut nach Heinemann hin. Der lehnt noch immer unbeweglich an der Wand.

So sieht kein Betrunkener aus, sagt Brandt zu sich selbst. So sieht nur einer aus, der ...

„Heinemann!“ Brandts Stimme ist dunkel. „Heinemann, sagen Sie mal: Wie kam denn der Zettel hierher?“
Heinemann kramt in den Rocktaschen und reicht Brandt einen Briefumschlag, der den Poststempel Kosel und eine fremde Handschrift trägt.
„Da ist auch 'n Brief drin“, sagt er.
Brandt liest: „Beiliegenden Zettel erhielt ich zur schnellsten Beförderung an Sie. Der Schreiber desselben ist Ihnen bekannt und läßt Sie vor einem Manne dieses Namens warnen. Auch Ihre Sache kann durch ihn gefährdet sein. Handeln Sie unverzüglich. Unternehmen Sie keinen Befreiungsversuch, ein solcher kann nur der Sache schaden, der Sie dienen. Überlassen Sie das mir. Ich habe Mittel und Wege dazu. Sie erhalten binnen kurzem weitere Nachrichten.

Ein Freund Ihres Freundes und auch der Ihre.“
Noch einmal betrachtet Brandt Umschlag und Stempel; noch einmal liest er den Brief.
Es sind fast die gleichen Worte, die der stramme Gefängniswachtmeister in Kosel auch mir gesagt hat. Er wird wohl auch der Schreiber sein, denkt Brandt. Dann steht er auf, schaut lange sinnend zum Fenster empor, wendet sich langsam um und geht dann auf Heinemann zu.
„Heinemann“, sagt er und schaut in seine dunklen Augen und fährt dann langsam fort: „Heinemann, was Sie taten, das hätte auch ich getan. Vielleicht auch, wenn Nowak mein Bruder gewesen wäre.“
Brandt schaut wieder nach dem Fenster. „Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen werden, aber ich finde keine anderen Worte für meine Gedanken. Wir Deutschen haben diesen Kampf hier nicht gewollt. Ich bin mit Ihnen hierher gegangen, nicht um zu morden,

sondern ein Recht zu erzwingen, das man keinem Tier versagen kann. Das Recht auf Notwehr." Dunkler und bebend wird Brandts Stimme. „Man hat uns auch dieses versagt. Man hat uns unter das Tier gestellt! So unterstehen wir auch keinem Gesetz außer dem der Verpflichtung, der wir dienen, der wir uns so unterwarfen, daß wir nicht mehr wir selbst sind. So kann uns auch kein Gesetz treffen oder verurteilen, daß wir seine Schwere empfinden. Das Urteil, das uns vernichten soll, wird also auf die zurückfallen, die uns zwangen, uns des Unheiligsten zu bedienen, um uns ein Fünkchen des Heiligsten zu bewahren, das uns gehört. In einer Zeit, die einfachste Rechte verhöhnt und eherne Gesetze bedenkenlos bricht, sind Urteile billig. Man möge sie fällen — ich fürchte sie nicht; und Sie, Heinemann", Brandt wendet sich ihm zu und streckt ihm die Hand hin, „Sie brauchen sie ebensowenig zu fürchten. Ich übernehme die Verantwortung für das, was Sie taten. Und damit Strich drunter und — weiter!"

9

Sieg

Der September kommt.

An dem Tage, an dem die Zeitungen von dem Raube Eupens und Malmedys durch Belgien berichten, flieht Sonnenheim aus dem Koseler Gefängnis. Der deutsche Wachtmeister hatte Wort gehalten.

In der Nacht schleichen Sonnenheim und Brandt über die Demarkationslinie, verirren sich im Walde und stoßen im Morgengrauen plötzlich auf eine französische Patrouille, die sie sofort unter Feuer nimmt. In dem Gefecht wird Sonnenheim, der vollständig entkräftet und von zahlreichen eiternden Wunden bedeckt ist, durch zwei Schüsse schwer verletzt. Von den Franzosen bis in das unbesetzte Gebiet hinein verfolgt, trägt Brandt den bewußtlosen Kameraden so lange, bis ihm Landjäger zu Hilfe eilen.
Kaum ist Brandt wieder in Beuthen, kommt es im Café Kaiserhof zu einer wüsten Revolverschießerei mit Borowkaleuten. Petersen wird dabei durch eine herabstürzende Spiegelscheibe verletzt, bleibt auf der Flucht vor den in Panzerautos anrückenden Franzosen liegen, wird im letzten Augenblick von Passanten in ein Haus gezerrt, dort versteckt und kommt, da das Gebäude scharf bewacht wird, erst nach Tagen, in denen Brandt ihn voll quälender Sorge vergeblich sucht, wieder zurück.

Wochen und Monate vergehen so mit kleinen und größeren Aktionen. Keine Geschichte wird sie nennen. Die Zeit, da sie Bedeutung haben, ist oft nur auf Stunden, auf Tage beschränkt. Ihr Ziel besteht darin, den polnischen Terror unwirksam zu machen, seine Zentralen auffliegen zu lassen und die Deutschen des Abstimmungsgebietes in ihrem Kampfe um Heimat und Leben zu unterstützen, in dem sie einsam, ganz auf sich selbst gestellt stehen. Denn das Reich liegt in Fesseln. Heimlich, wie die Aktionen geschehen, und blitzartig, wie sie aus tiefstem Dunkel aufzucken, werden sie wieder vergessen, denn schweigsam sind die Soldaten und Männer, die sie ausführen, und verpönt ist ihre Tat in Berlin genau so wie beim Feind.

Geächtet schreiten sie, denen Deutschlands Ehre mehr gilt als Leben und bürgerliche Ehre, durch die lange deutsche Nacht, und ihre Hoffnung auf einen Morgen, auf einen kommenden Tag, an dem ihr Deutschland neu erstehe, diese Hoffnung ist das einzige Licht in dieser Nacht, die der oberschlesische Winter noch mehr verdunkelt.
Hell strahlt der Schnee in den Bergen im Lichte der Wintersonne. Doch in den Städten wandelt Rauch und Ruß ihn schnell zu graubraunem, spritzendem Kot, und nur selten vermag ein Sonnenstrahl das zähe Dunst- und Wolkenmeer über ihnen zu durchdringen.
Wann wird sie enden, die deutsche Nacht?
Wann wird der Morgen dämmern?
Wann kommt der Tag, der deutsches Land von polnischem Terror und französischer Intrige befreit?

Anfang März schreibt Sonnenheim aus Breslau:
„Die Alliierten haben nun Duisburg, Ruhrort und Düsseldorf besetzt als Sanktion dafür, daß Deutschland die Forderungen der Pariser Konferenz nicht annahm, die beschlossen worden waren, ohne daß man uns befragt hätte. Die Herrschaften wollen 226 Milliarden Goldmark in 42 Jahren aus uns herauspressen. Aber das ist noch nicht alles. Ich schätze, daß das Scheitern der Londoner Verhandlungen noch weitere Folgen haben wird. Wann werden die in Berlin endlich einmal energisch Halt! sagen? Der Vertrag von Versailles ist eine raffiniert ausgeklügelte Verlustliste für uns, in die Frankreich nach Belieben Zahlen und Namen einsetzen kann. Jedenfalls soll die nächste Nummer O.-S. sein. Also: Ranhalten, Jungs! Sorgt dafür, daß sie am 20. März wenig-

stens dort einmal eine deutsche Antwort kriegen! Ich habe leider verdammt wenig Hoffnung, bis dahin schon heil zu sein. Dienstag wurde mir nach langem Hin- und Herberaten auch das zweite Geschoß herausoperiert. Es geht so lala. Meine einzige Freude ist das, was ich von euch und über euch höre, denn hier bleibt's beim alten Kotz. Die Spießer fürchten bloß um ihre dortigen Hüttenaktien usw., sonst kann von ihnen aus alles zum Teufel gehen! Löhr soll sich von seiner Wut nicht so hinreißen lassen. Dusemang muß man die Kanaillen skalpieren, wie sie uns das Leder zentimeterweise vom Leibe ziehen. Ich wollte, ich wäre damals in Kosel diplomatischer gewesen, da wäre ich vielleicht noch bei euch und könnte mittun. Pieroni! Grüßt alle Kameraden, auch die Löwenfeldschen. Glück auf!"

Endlich naht der Abstimmungstag. Zug um Zug rollt heran; jubelnd begrüßt, queren sie Schlesien aus allen Himmelsrichtungen, jubelnd bewillkommt fahren sie ins Abstimmungsgebiet ein.

Wer sieht die finsteren Gesichter der Polen? Wer achtet auf die Schikanen, deren sich Polens Freunde bedienen, um Freude in Leid, Begeisterung in Trauer, Hoffnung und Zuversicht in qualvolle Ungewißheit zu verwandeln?

Tränen gibt es in Menge. Doch — welches Auge kann trocken bleiben, das nach Jahrzehnten die Heimat wiedersieht? Die Heimat, die der Knabe, das Mädchen verließ und der Greis und die Greisin nun von behutsam getragener Bahre aus wiedererkennt? Die deutsche Heimat, das Grenzland in Not...

Von Stunde zu Stunde mehren sich die schwarz-weiß-roten Fahnen. Weithin leuchten sie. Im Norden gibt

es keinen Zweifel über das Ergebnis. Im Norden ist Ruhe. Niemand beachtet die wenigen weiß-roten polnischen Fahnen, kein Deutscher hindert die Polen am Bekenntnis zu Volk und Nation.
Im Süden aber, dort, wo die polnischen Farben überwiegen, wütet der Terror Korfantys. Im Süden ist die Grenze offener denn je. Ganze Transportzüge rollen aus Polen heran, und die Franzosen sehen nichts! Sie lassen alles geschehen.
Wenn der Norden schon verloren ist, so sagen sie, dann muß im Süden jede Regung, jedwede Propaganda der Deutschen unterdrückt werden!
Aus allen südlichen Bezirken kommen die Alarmrufe um Hilfe und Schutz. Brandt und seine Getreuen fahren von Ort zu Ort, die Versammlungen, Umzüge und die deutschen Fahnen zu schützen, die Korfantys Banditen sprengen und in den Kot zerren wollen.
Am 19. März ist er in Pleß.
Ruhig bewegt sich der Demonstrationszug durch das Städtchen.
Nacht muß es sein, wenn Polens Sterne leuchten!
Nacht muß es sein, wenn Polens Macht sich zeigt!
Am Abend spricht ein Redner im überfüllten Saal: „Pleß war deutsch, Pleß muß deutsch bleiben!“ Begeistert wird der Ruf wiederholt. Da kracht es draußen. Polnische Banditen wollen in den Saal dringen.
„Rankommen lassen!“ schreit Brandt, „und dann drauf!“
Messer blitzen. Brandt schlägt zu, immer wieder. Löhr stürzt vor. Heinemann weicht einem Totschläger aus, springt dem Polen in den Nacken. Petersen haut einem das Messer aus der Faust. Die Polen weichen zurück.

„Hurra!" schreit Brandt. Schlägt zu, taumelt, sinkt zurück an die Türe.
Nacht! Von fernher Brüllen, Schießen, Kreischen, Wimmern und Schreien. Von fernher Rufen und tobender Lärm! Warm rieselt es Brandt über die Brust herab. Und über den Rücken. Was ist das? Schweiß? Rot ist die Hand! Wo ist Löhr? Wo ist Heinemann? Schrie der nicht eben? Wo ist Petersen? Stand der nicht eben neben mir mit erhobenem Stock?
Wie das Hemd klebt! Wie warm ... Nacht rings um mich ...?
Und dann ein langsames Dämmern.
Kriecht der Morgen herauf? Graut der Tag? Welcher Tag? Dieses Licht — durch geschlossene Lider sickernd! Diese Helle, die alles erfüllt! Was ist das? Weiß die Decke! Weiß die — Lampe! Wo kommt die her? Wo bin ich? Wie kam ich hierher?
Betten ... Eins, zwei, drei, vier ...
Plötzlich eine Stimme von rechts: „Herr Leutnant ..."
Dann wieder lauter die gleiche.
Wer ist hier Leutnant? Ich war Leutnant!
Langsam, es geht nicht schneller, der Verband hindert, wendet Brandt den Kopf nach rechts.
Das ist doch Petersen! Der kleine Petersen! Ah!
„Herr Leutnant, wir haben gesiegt! Oberschlesien bleibt deutsch, Herr Leutnant!"
Dies Wort ist Weckruf!
Langsam richtet sich Brandt auf. Was sind Schmerzen, wenn der Weckruf ertönt! Schmerzen im Rücken, Schmerzen in der Brust!
Oberschlesien bleibt deutsch!
Petersen erzählt. Begeisterung strömen die Worte aus. Begeisterung wecken sie.
Oberschlesien bleibt deutsch! Wir haben gesiegt! Zwei Drittel der Stimmen waren für Deutschland!

Und weiter erzählt Petersen, wie sie nach der Saalschlacht von Freunden, Männern und Frauen, befreit und im rasenden Auto über die Demarkationslinie hierher, nach Brieg, ins Spital gebracht worden seien; er — Brandt —, Löhr, der gegenüber liege und wie ein Murmeltier schlafe, und Heinemann, der sich im Nachbarsaal befinde und schon wieder „Och schiet!" sagen könne.
Aber dies alles besage ja nichts. Oberschlesien bleibe deutsch, und das sei die Hauptsache!

Oberschlesien bleibt deutsch? lacht Korfanty.
Wenn das Recht so entschied — Gewalt wird es beugen! Dies ist sein fester Entschluß, und der Völkerbund, der Welthüter des Rechts, der Wahrer und Verkünder der „heiligen Aufgaben der Zivilisation", gibt ihm zu verstehen, daß es jetzt an der Zeit sei, ein fait accompli, eine vollendete Tatsache zu schaffen, gleichviel, wie dies geschehe!
Korfanty ist seit langem dazu bereit. Schon vor der Abstimmung wollte er losschlagen, aber man riet ihm ab: Die Sache, so sagte man, sei außenpolitisch jetzt unvorteilhaft. Der Schein müsse unter allen Umständen gewahrt bleiben. Deutschland müsse in Ruhe gewiegt werden; es müsse an ehrliches Wollen glauben, dürfe nicht durch Mißtrauen gestärkt werden! Nach der Abstimmung aber werde es die gefährlichen Selbstschutzorganisationen auflösen, man werde, wenn es dies nicht freiwillig tue, deren Auflösung und Zurückziehung verlangen und dann, dann habe er, Korfanty, ja leichtes Spiel, denn eine zweite Terrorzeit könnten die oberschlesischen Deutschen nicht mehr überstehen.
Das sah Korfanty ein.

Am Morgen nach der Abstimmung schon beginnt er sein Werk. Die Franzosen helfen ihm; sie ziehen sich aus einigen Bezirken zurück, vergessen — wann hatte Frankreich je ein gutes Gedächtnis, wenn ein solches nicht vorteilhaft war? — vergessen aber, ihre Waffen mitzunehmen, vor allem die Geschütze, denn an solchen mangelt es Korfanty.

Zum Streik hetzen die polnischen Zeitungen, zu Aufruhr und Gewalttat. Mit fanatischem Eifer werden die Vorbereitungen zum Putsch beendet. Aktive polnische Offiziere sind Korfantys Mitarbeiter, französische seine Berater, die aber im Notfalle auch polnische Freiwillige ausbilden und bewaffnen.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Mai 1921 fliegen sämtliche Eisenbahnbrücken an der Demarkationslinie in die Luft. Am Morgen darauf rücken aktive polnische Truppen zu Fuß und zu Pferde in Oberschlesien ein.

Unaufhörlich funkt der Telegraph nach Berlin.

Schläft man denn dort? Kann denn jeder Bandit schon ungestraft die deutschen Grenzen verletzen?

O nein, noch nicht! Man greift zur — Feder und schreibt ein Angebot nach dem andern an die interalliierte Kommission und an den Völkerbund. Man macht Vorschläge darüber, wie die „anscheinend neuerlich gefährdete Ruhe und Ordnung" in Oberschlesien wieder hergestellt werden könne.

Man schreibt in Berlin, obwohl — oder weil? — es an der Oder schon wieder knallt, wo energische Deutsche zur Selbsthilfe greifen, um die schießenden und plündernden polnischen Panzerautos, an denen groß „Korfanty" steht, aus den deutschen Dörfern zu vertreiben.

Und General Le Rond — antwortet sogar auf die Angebote und Vorschläge! Er schreibt klipp und klar

— kein Wort ist zu viel: „Wenn die Deutschen nicht so hartnäckig wären, wäre die Ruhe nirgends gefährdet!"

Und nach Paris schickt Le Rond diese Depesche: „Ich bitte den Obersten Rat, Korfanty als den einzigen Machthaber in haute silesie anzuerkennen. Er allein kann und wird das Land aus der Anarchie erretten. Deshalb möge man ihm auch die von seinen Truppen bereits besetzten Städte überlassen."

In Massen flüchten die Deutschen aus den von den Aufständischen bedrohten Bezirken. Die Männer decken den Abtransport von Weib und Kind, von Vater und Mutter, von Hab und Gut. Weinende Frauen, schreiende, ihre Eltern suchende Kinder überall...

Überall Haufen von Hausrat in den Straßen, auf den Bahnhöfen und Plätzen.

Überall Elend und bitterste Not.

Überall Tränen. Und dazwischen die brüllende und blindlings schießende französische Soldateska.

Und da und dort Tote neben schwarzbraunen Lachen und hellrotem Gerinsel; Deutsche, die ihren Verrat mit dem Leben büßten, meist aber Polen, Unschuldige vielleicht, wer mochte das prüfen, an denen Vertriebene Rache geübt für polnische Bluttat, denen Vergeltung geschah für qualvolle Wochen, für Gewalt und Schändung und bestialischen Mord...

Engländer und Italiener sehen dies alles. Berlin ist zu weit oder blind.

Was die Reichsregierung noch dulden zu müssen, was noch verantworten zu können sie glaubt, ist selbst den Feinden von gestern zu viel. Und während Berlin noch überlegt und in langen Sitzungen beratschlagt, was geschehen solle, handeln Engländer und Italiener: Der Kreiskontrolleur von Ratibor fordert als erster die Deutschen seines Bezirkes auf, 500 Mann zwecks

Bildung einer Hilfspolizeitruppe zu stellen. Andere Kreise folgen.

General Hülsen wartet nicht erst, bis die in Berlin sich entschließen. Er eilt von dort in seine Heimat und organisiert die Abwehr im Abschnitt Süd. Oberst Grützner, ebenfalls ein Schlesier, den im Norden. Aus allen deutschen Gauen, aus dem Norden und Süden, von jenseits der Grenzen, aus Österreich, eilen die Freiwilligen herzu, verbinden sich mit den Männern aus den verlorenen Gebieten und setzen sich zur Wehr. Binnen wenigen Tagen kommt trotz Mangel an Waffen und Kriegsgerät der polnische Angriff, der sich hauptsächlich auf Oppeln und Kreuzburg richtet, zum Stehen.

Ist Deutschland erwacht? fragen sich die oberschlesischen Kämpfer.

Ist die Schmach jetzt zu Ende?

Besinnt sich das Volk auf Ehre und Kraft, auf Pflicht und Verpflichtung?

Ist die Nacht nun gebrochen und der Morgen nahe, der Tag, der die Ketten sprengt und die Verließe, in denen die deutsche Seele geschmachtet, öffnet?

Krieg ist im Land, ein heiliger Krieg zum Schutze heiliger Erde!

„Ich bin geheilt, Herr Doktor!" jauchzt Sonnenheim.

„Sie wollen ...?" fragt der entsetzt.

„Zur Front!"

„Antreten!" ruft Brandt. Dann: „Stillgestanden!" und eilt zum General.

„Exzellenz, ich melde gehorsamst einen Leutnant, zwei Unteroffiziere und zwei Mann!"

„Wie?" staunt der General, und seine Augen beginnen zu leuchten.
„Jawohl, Exzellenz; wenn Chargen nicht gebraucht werden, melde ich fünf Mann!"
Da drückt ihm der General die Hand und grüßt nach Petersen, Löhr, Heinemann und Tillmann hin.

„Daß ich euch endlich erwische!" sagt Sonnenheim, indem er Brandt die Hand reicht, der mit Löhr und Heinemann eben dabei ist, aus einem Haufen von Bestandteilen gebrauchsfähige Maschinengewehre zusammenzusetzen. Sein Gesicht ist bleich; bei jedem Schritt, den er macht, zuckt es schmerzlich darin auf.
„Du solltest..." sagt Brandt.
„Paperlapapp! Quatsche nicht, Junge! Wir sollen nicht — wir müssen! Alle, auch ich!" Sonnenheim setzt sich auf einen Kühlwasserkasten, streckt das steife Bein vor, ergreift einen Lappen und beginnt ein halbverrostetes Schloß zu zerlegen. „Als Fahrer oder so was Ähnliches wird's schon gehen! Kinders, freu ich mich, daß ich wieder bei euch bin und daß das alles so kam! Vielleicht wird nun doch Frühling über Deutschland! Endlich!"
Sonnenheim wendet den Kopf nach dem Hof. Hell schallen Kommandos von dort.
„Seht mal, wie die jungen Kerls exerzieren! Wie vierzehn ist das!" jubelt er, und nach einer Weile fragt er, ob Brandt schon Näheres wisse. Es herrsche bei den einzelnen Abteilungen, die er getroffen, noch ziemliche Unklarheit über das Wie und Wohin, und gewisse Herren aus dem Reiche, die man bisher nicht gesehen, die seien nun plötzlich wieder aufgetaucht und mit Eifer daran, Etappe und Stäbe samt allem Klamauk mit Würde und Weisheit zu gründen.

„Ich habe auch schon die üblichen Wagen mit den üblen Inspizierenden gesehen“, fährt Sonnenheim fort, „es wird aber gut sein, wenn ihr euch die von allem Anfang vom Halse haltet! Führer ist der, der sich als solcher bisher bewährt hat und wenn's 'n Gefreiter ist. Stabsoffiziere, Generalquartiermeister und ähnliches — ja, kieke nicht so, denn das gibt es jetzt! —, das bis dato nicht mit dabei war, hat auch in Zukunft bei uns nichts zu suchen! Den Krieg machen wir!“

„So!“ sagt Sonnenheim, indem er das gereinigte Schloß nochmals betrachtet und dann auf die Kiste legt. „Das wäre in Ordnung.“

Brandt nimmt es, setzt es ein, schlägt den Hebel nach vorne. Das Schloß paßt. „Hurra, das fünfte Maschinengewehr!“

Heinemann und Löhr stellen es zu den andern in die Reihe.

„Hast du auch Leute dazu, Fritz?“ fragt Sonnenheim.

„Und ob! Alles Gediente. Bergleute aus dem Waldenburgischen und vier geflüchtete Gleiwitzer. Rote, aber gegen die Polen wie die Bullen aufs rote Tuch, wirst sie ja sehen.“

Gesang tönt von der Straße her. Eine Abteilung marschiert jubelnd begrüßt am Gutshof vorbei.

Soldaten? Die meisten tragen Zivilzeug und selbst das ist arg hergenommen. Unter Mützen und Hüten aber leuchten frischfröhliche Augen und kecker Zuruf tönt hin und zurück.

„Das sind die berühmten Grasteufel des alten Fritz!“ lacht Brandt. „Das glaube ich, daß die hohen Herren bei ihrem Anblick keine Freude empfinden! Meine Roten schauen nicht anders aus, aber ganze Kerls sind's!“

„Das Volk steht auf!“ sagt Sonnenheim ernst und

nach einer Weile: „Daß das deutsche dazu immer am längsten braucht...?"
„O Deutschland hoch in Ehren, du altes Land der Treu...!" verklingt es am Ortsausgang, und die Sonne blitzt auf den blanken Mündungen der Gewehre.

In dem Augenblick, da deutsche Männer die Waffen zu ehrlichem Kampf von Aug' zu Aug' erheben, ist Polens Macht und Kraft dahin. Wohl gibt es viele Geplänkel und einige Gefechte, doch nur dort halten die Insurgenten Korfantys stand, wo sie in vielfacher Übermacht sind und eines leichten und schnellen Sieges durch Verrat und tückische Kampfesweise sicher sein können. Auf Gogolin konzentriert sich ihr Angriff. An der Eisenbahnstrecke Oppeln—Kandrzin—Gleiwitz liegt die kleine Stadt, und der Annaberg schaut südöstlich von ihr weit hinein in das waldige Land.
Gogolin ist Brückenkopf und auf das schwerste gefährdet. Am 16. Mai dringen die Polen bis in die ersten Häuser vor, werden aber zurückgeworfen. Zwei Tage vorher war Strebinow, ein Dorf weiter südlich im Oderbogen, genommen worden. Beide Orte müssen unter allen Umständen gehalten werden.
„Mit einer Besetzung des Annaberges wäre die Sache geschmissen", sagt Sonnenheim, „aber Le Rond hat den General wissen lassen, daß er jede Offensivbewegung des Selbstschutzes mit einer Räumung des Industriegebietes beantworten werde. Wißt ihr, was das heißt?"
„Der Hund!" flucht Löhr. „Der Hund will die letzten Deutschen dort den Polen ausliefern!"
„Le Rond", sagt Brandt zornig, „will einen Präzedenzfall schaffen, um Korfanty im Sinne seines Te-

legramms an den Obersten Rat zum Sieg zu verhelfen!"
„Was sagt denn Hülsen dazu?" fragt Schlageter kalt und seine Augen sprühen hellblaue Blitze.
„Ich weiß nur Exzellenz Höfers Meinung. Und die ist, daß wir eben nur bis zum Fuße des Berges vorgehen und ..."
„Und wenn wir ohne Befehl weiterstürmen?" fällt Schlageter ein. „Wer kann uns hindern, Befehle falsch zu verstehen?"
Da lachen alle: „War das so gemeint, wie?"
Sonnenheim zieht die Schultern hoch. „Ich habe im Krappitzer Schloß ein Notenheft in die Finger gekriegt; da stand auf der einen Seite obenan: ad libitum! Da ich unmusikalisch bin und Latein nicht verstehe, muß ich die Übersetzung euch überlassen", sagt er mit dem ernstesten Gesicht, indem er nach dem Stock greift. „Und nun, Herrschaften, muß ich nach meinen Gäulen schauen. Es ist Zeit zum Futterschütten. Guten Abend! Und macht's gut — ad libitum!
„Was heißt denn das?" fragt Tillmann.
„Daß niemand was dagegen hat, wenn du statt 'n Schieber 'n Walzer tanzen willst, daß du aber die Schnauze dabei zu halten hast, Hammel, dämlicher!" knurrt ihn Heinemann ungehalten an, denn er weiß, daß Mieken schon wartet, und von der muß er doch vor dem Abrücken um acht noch Abschied nehmen.

Nacht ist es, und die Wälder schlafen. Nur hin und wieder schreckt ein Schuß in die Stille, die vom tiefblauen Sternenhimmel grausilbern herniederträumt.
„Ssss!"
Löhr hebt den Kopf: Was war das? Kommt da nicht jemand?

„Löhr!"
„Hier, Herr Leutnant, hier!"
Im Unterholz ertönt leises Knistern und Rauschen. Plötzlich steht Brandt da, kniet nieder. „Verdammt!"
Eine Leuchtkugel zischt weiter rechts empor. Blendende Helle umgibt sie, phantastische Schatten entstehen ringsum. Regungslos liegen beide. Schwelender Rauch umzieht weiße Glut im hohen Gras. Finsternis ...
Brandt legt sich neben das Maschinengewehr. Fahl leuchtet der helle Patronengurt vor seinen Augen: „Aufpassen, Löhr! Morgen früh ist Angriff! Die Sturmabteilungen schieben sich vor zwölf noch ein. Sturmbataillon ‚Heinz' links von Ihnen, die Oberländer hinter den Steinbrüchen. Angriffsziel ist der Sprentschützer Berg. Sie hängen sich sofort an. Möglichst viel flankieren. Der Wald drüben ist sehr stark besetzt. Ich halte mich an das mittlere Gewehr. Also aufgepaßt! Und daß ihr mir nicht wieder so wahnsinnig vorprescht wie das letzte Mal, verstanden! Gute Nacht!"

Morgendämmern. Zartes Rot liegt über den Wäldern, graues Zwielicht in wogenden Nebelfetzen. Tiefe Stille, nur da und dort ein Vogelruf, ein traumseliges Zwitschern in fächelnder Kühle. Und leuchtendes Hellgrün über dunklem Waldsaum.
Endlich stehen die starren Schatten auf, bewegen sich unter leisem Rufen. Das Herz pocht nicht mehr so überlaut gegen die feuchte Walderde. Die Lungen atmen nun frei, und das Auge irrt nicht mehr zwischen rostbraunen Stämmen und über geheimnisvoll sich regende Büsche, die es so sehr täuschen und verwirren, daß die Hand den Kolben umkrallt ...

Dort ragt der Berg! Und der ist das Ziel!
Und vorwärts geht es!
Plötzlich zerreißt ein Schuß die Stille. Gleich darauf speit es tollwütig daher im Rattern und Knattern und wilden Gesirr.
Die Maschinengewehre hämmern in den Wald hinein. Klatschend fahren die Garben durch die Stämme.
Hell übertönt das „Hurra!" aus fast heiseren Kehlen und gepreßten Lungen das Bersten und Heulen der Granaten, die vom Annaberg her die ganze Niederung bestreichen.
Der Annaberg muß unser werden, denkt Brandt. Wir können uns hier doch nicht zusammenknallen lassen!
Löhr sieht Brandt weit vorne. Brandt sieht, wie Schlageter mit dem Geschütz vorprescht; geradeswegs auf die Steinbrüche los. Und wie er nach rechts schaut, wirft Petersen die Arme hoch, daß das Gewehr im Bogen nach vorn fliegt, und schlägt der Länge nach hin.
Petersen! schreit es in Brandt. Aber der rührt sich nicht mehr. Und auch Tillmann wirft sich hinter den Busch und geht nicht mehr weiter.
Wald nimmt die Stürmenden auf. Von links schimmern Häuser durch die Stämme. Granaten fauchen durchs dichte Geäst, reißen und spleißen, was sie treffen.
Und das Schießen wird immer toller; besonders zur Rechten, wo das erste Bataillon vorgeht oder vorgehen soll. Zu sehen ist noch nichts!
Steht dort der Angriff? fragt sich Brandt und: Was ist denn da los, zum Teufel noch mal!
Die Polen ziehen immer wieder neue Truppen heran! Welle um Welle stürmt den Berg herab, heißt es. Und weiter heißt es, daß die Oberländer rechts langsam zurückgehen.

Der Angriff steht wirklich!
Eine Ordonnanz keucht heran: „Befehl vom Stab — zwei M.G.s aus der Linie heraus zur Flankendeckung nach rechts! Bis zur Beendigung der Umgruppierung Stellung unbedingt halten!“
Brandt gibt den Befehl an Löhr und Heinemann weiter.

Kurz vor Mittag kommt der neue Angriffsbefehl. Endlich geht es wieder vorwärts. Durch tiefe Schluchten steigen sie langsam und mit keuchenden Lungen bergan; in Schweiß gebadet stürmen sie weiter.
Die Erbitterung wächst, je größer der Widerstand wird:
Wir müssen den Annaberg nehmen!
Langsam nur weichen die Polen. Und die Vorhöhen des Berges stehen im Dampfe ihrer Batterien. Schlageter hat sie unter Feuer genommen.
Brandt sieht ihn durchs Glas und schaut dann nach links.
Da ist Tillmann ja wieder! Er trägt das Gewehr in der Linken! Und beim dritten Maschinengewehr sind nur noch zwei Mann!
Der Kerl da vorne mit dem hellbraunen Strohhut, Brandt hebt das Gewehr. Den ...! Da stürzt der Pole schreiend zusammen.
Langsam geht es vorwärts, fast schrittweise. Und die Geschosse surren und klatschen. Und hier bleibt einer liegen und dort schlägt einer taumelnd hin, und links schreit einer „Sa—ni—tät!“, und rechts rufen sie „Munition!“, und von weither tönt es „Hurra!“
Warmer Dunst macht durstig.
Wasser! denkt Brandt und lüpft die Mütze. Ein Schweißstrom rinnt ihm die Stirne herab.

Wieder schimmern Häuser durch die Stämme, und warm strahlt die Sonne...

Endlich, nach einem letzten, gemeinsamen Angriff, ist der Annaberg in deutschem Besitz. In hellen Haufen flüchten die Polen am andern Hang des Berges hinab gegen Leschnitz. Kopflos flüchten sie, die Maschinengewehre bellen hinter ihnen her wie wütende Hunde hinter dem Dieb.
Um zwei Uhr nachmittags weht über dem Kloster Annaberg die schwarz-weiß-rote Fahne.
Doch den Stürmern weiß man keinen Dank, und ihre Führer werden nur mit Vorwürfen überhäuft. Englischen Offizieren, die den Sturm aus nächster Nähe beobachtet, Engländern ist es vorbehalten, der Tat die verdiente Anerkennung zu zollen. Und die drücken den Kämpfern begeistert die Hand: „You have done a great deed! We congratulate you!" — „Sie haben etwas Großes vollbracht! Wir gratulieren Ihnen!"

10

Schmach

Die Bedeutung des Sieges von Annaberg und seine Folgen zeigen sich von Tag zu Tag mehr.
Was kümmert die Kämpfer angesichts des Erfolges das geopferte Blut, was das Wettern und Kritisieren der Generale und ihrer Stäbe und was Berlin?

Was tut's, wenn der Sieg nicht nach den strategischen Regeln der Alten erfochten wurde, nach den Schulregeln jener kühl wägenden und bedachtsam wagenden Alten, die die Jugend nicht verstehen und nie begreifen werden, was ein heißes Herz vermag, wenn es sich dem Schicksal mit jauchzendem Ruf entgegenwirft, eines nur wollend: die Tat, eines nur sehend: das Ziel!

Wir sollen Stellungen beziehen? fragen die Kämpfer. Jetzt, da der Pole flieht, sollen wir uns eingraben und warten? Warten — worauf denn?

Nein! Der letzte Pole muß aus O.S. hinausgetrieben werden! Deutsch, wie es war, muß das Land bleiben!

Erbittert wird weitergekämpft. Da und dort tauchen immer wieder polnische Banden auf, die auf ihre alte Kampfesweise versuchen, sich der Ortschaften hinter der Front zu bemächtigen.

Bis zur Siedehitze steigt der Haß, bis zur Besinnungslosigkeit die Wut der Kämpfer.

Immer neue Freiwillige treten den Selbstschutzverbänden bei. Die verwegensten schickt Sonnenheim zu Brandt. Der braucht sie; denn die Kämpfe haben ihm viele Verluste gebracht. Petersen wurde begraben, Tillmann mußte, so sehr er sich dagegen wehrte, ins Spital; sein rechter Arm war gefährdet, das „lüttje Loch“ ging durch den Knochen hindurch. Zwei M.G.-Bedienungen wurden durch Volltreffer erledigt. Drei Mann wurden, als sie schwer verwundet und ohne Waffen zum Verbandsplatz zurückkrochen, von einer Horde versprengter Polen meuchlings gemordet. Sonnenheim gelang es, das Versteck der Banditen auszuheben; den Besitzer des Hauses, einen polnisch gesinnten Deutschen, schoß er darauf mit dem Revolver über den Haufen.

Belgien und die Franktireurs, denkt Sonnenheim. Wir wollen uns vor alten Fehlern und Versäumnissen hüten!
Und an Ypern 1914 denkt Brandt, als er die neuen Freiwilligen sieht. Der Geist derer von Langemarck lebt in ihnen wieder auf und sie wissen zu sterben wie die Kameraden von 1914.
„Man kann als Deutscher doch stolz sein!" sagt er zu Schlageter, und der antwortet: „Wir müssen alles dransetzen, daß das auch so bleibt, so sauer die in Berlin uns das auch machen."
„Wieso?" meint Brandt. „Haben die ...?"
Da sieht er die Verachtung in den hellblauen Augen und greift mechanisch nach der Zeitung, die Schlageter aus der Tasche zieht: „Hier!"
„Sperrung der oberschlesischen Grenze", steht da und darunter:

„Die polizeilichen Maßnahmen zur Sperrung der oberschlesischen Grenze sind durchgeführt. Die Grenze ist gesperrt. Das preußische Ministerium des Innern entsandte neun Hundertschaften Schutzpolizei an die Grenze, welche den Eintritt von Bewaffneten aus Deutschland verhindern und aus Oberschlesien zurückkehrende Bewaffnete entwaffnen soll.
Um eine Unterlage für die nachdrückliche Unterbindung der Bildung von Freikorps und anderen Freiwilligenverbänden für Oberschlesien in den anderen Teilen des Reiches zu geben, hat der Reichspräsident, wie amtlich gemeldet wird, auf Antrag des Reichsministeriums in Ergänzung der bestehenden Strafbestimmungen eine besondere Verordnung erlassen. Danach wird mit Geldstrafe und Gefängnis bestraft, wer es unternimmt, ohne Genehmigung der zuständigen Dienststellen Personen zu Verbänden militärischer Art zusammenzuschließen oder wer an solchen Verbänden teilnimmt. Auch jede Art der Geldunterstützung sol-

cher Unternehmungen ist danach strafbar, ebenso die Werbung und die Aufnahme von Werbeinseraten in der Presse. Die Verordnung bezieht sich auf das ganze Reich mit Ausnahme des Abstimmungsgebietes selbst, in dem die Verwaltung den Alliierten zusteht, denen auch die Regelung des Selbstschutzes dort unterliegt.
Die Verordnung des Reichspräsidenten, die vom heutigen Tage datiert ist, hat folgenden Wortlaut:
„Auf Grund des Artikels 48 der Verfassung des Deutschen Reiches verordne ich zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung für das Reichsgebiet folgendes:
§ 1. Wer es unternimmt, ohne Genehmigung der zuständigen Dienststellen Personen zu Verbänden militärischer Art zusammenzuschließen, oder wer an solchen Verbänden teilnimmt, wird mit Geldstrafe bis zu 100 000 M. oder mit Gefängnis bestraft.
§ 2. Diese Verordnung tritt mit dem Tage ihrer Verkündung in Kraft.'"

Berlin, 24. Mai 1921.

Der Reichspräsident: gez. Ebert

Der Reichskanzler: gez. Dr. Wirth

Der Reichsminister des Innern: gez. Dr. Gradnauer."

Brandt gibt die Zeitung zurück. Nach einer Weile hebt er den Kopf: „Das ist doch ...!"
„Gar nichts!" sagt Schlageter kalt und nach kurzem Schweigen: „Vielleicht denken die — Engländer anders als unsere — Regierung!"

Die Kämpfe gehen weiter. Erbitterter denn je zuvor, begeisterter als zu ihrem Beginn kämpfen die Freiwilligen; trotz Sperrung der Grenze vermehrt sich ihre Zahl.

Die Polen fliehen. Fliehen kopf- und führerlos vor den Stoßtrupps.
Korfantys Macht ist zerschlagen! Hinter Le Rond und dessen Bajonette verkriecht sich der polnische Held, der Meister im Terror und im tückischen Kampf!
Und Le Rond ist nicht mehr so siegesgewiß, denn seine Offiziere wissen, was es heißt, im offenen Kampfe den Deutschen zu begegnen. Und diesen Deutschen vor allem, die von heiligstem Feuer besessen sind, die ihr Leben nicht achten, auch wenn es einsam dahinglüht in trostloser, dunkler Nacht, voll tausend Gefahren, voll Verachtung und Hohn.
Oh, wie sie den Deutschen jetzt ausweichen, mit ihren hellen, zupackenden Augen, wenn sie durch Oppeln oder Kosel schlendern! Wie sie, die ehemaligen Herren der Straße, jetzt eilig beiseite treten, wenn so ein Freiwilliger ihnen begegnet und sie kaum beachtet! Wie ganze französische Kompanien vor einem kleinen deutschen Stoßtrupp ausreißen, wenn nur ein Mann davon zur Handgranate greift!
„Oh, quel malheur, monsieur, cette guerre! Oh, pardonnez, monsieur! Ich muß Sie, millefois pardon, ich muß Sie nach Waffen durchsuchen! C'est l'instruction du general!"
„Halt die Schnauze, käsiger Affe!" sagt Heinemann gemütlich, „hast woll die Büchsen voll, he? Die Polschen habt ihr nicht nach Waffen durchsucht, was? Komm, Löhr! Laß das Aas! Wenn ich den zwischen die Finger kriege, dann ...!"
„Mais, monsieur", der Posten tritt zur Seite, „l'instruction du general ...!"
„Och schiet auf deinen Scheneral! Da sind wir daheim, verstehste!" knurrt Heinemann bloß und ist schon vorbei, und der Franzose schaut ihm achselzuckend nach: „Ces allemands, oh mon dieu!"

Auch Brandt besucht Oppeln, ißt in Forms Hotel zu Mittag, und der englische Kapitän sitzt wieder an seinem Tisch und lacht, als Brandt sich ihm zu erkennen gibt, und lacht noch mehr, als der ihm sagt, was er im vergangenen Jahr hier gemacht. Und beim Abschied sagt er zu Brandt: „Ich achte Sie sehr. Aber Ihre Regierung — die hilft doch den Franzosen!"
„Die Regierung ist nicht das deutsche Volk, Kapitän! Das vergessen Sie, bitte, nicht!"

Ja, die deutsche Regierung hilft Le Rond. Sklavin Clemenceaus, muß sie auch seinem General Ordre parieren. Ein Wink von dort genügt für sie.
In dem Augenblick, da die Freiwilligen sich anschicken, das gesamte oberschlesische Gebiet mit sieggewohnten Waffen zurückzuerobern, am 26. Juni 1921, läßt sie den Rückzugsbefehl an die Selbstschutzverbände ergehen. Und nicht nur dies tut sie: Sie kennt die Stimmung der Kämpfer zu gut, als daß sie es nur bei einem Befehl beließe. Darum spielt sie die von ihr neugegründete und dem Kriminalkommissar Förster unterstellte Spezialpolizei (wie verpönt war diese vor der Abstimmung bei ihr!) nun gegen den Selbstschutz aus!
Der Verrat im deutschen Lager blüht. Bis zur Commission Interalliée reichen die Fäden.
Umgelogen und verfälscht werden Absichten und Ziele des Selbstschutzes!
Zusammengelaufenes Gesindel ist das! sagen die preußischen Regierungsvertreter.
Nicht um Deutschlands Ehre und Sein kämpfende Soldaten — nein, Abenteurer und Landsknechte sind es! stimmt die gesamte Etappe ihr bei.

„Wie 1918", sagt Brandt zu Sonnenheim und denkt: Hilf, Herr, deutschem Land!
„Wo verkrocht ihr euch, als wir Oberschlesien schützten? — Wo wart ihr, als wir den Annaberg stürmten und Korfantys Banden in alle Winde zerstreuten?"
Und Sonnenheim sagt: „Wenn die Engländer uns jetzt nicht helfen, dann ist ganz Oberschlesien und alles verloren!"
Und wirklich: Die Engländer helfen! Sie schicken General Hennecker. Der ordnet an, daß alle, deutsche wie auch polnische Kampfverbände bis zum 5. Juli das Abstimmungsgebiet zu räumen haben und zieht mit seinen Regimentern einen Kordon zwischen die feindlichen Linien.
Le Rond kocht vor Wut: Die Engländer sind ebensolche Schweine wie die Deutschen! Aber auch er muß sich fügen. Eisern ist der britische General.
Und Oberschlesien ist gerettet!
Am 4. Juli verläßt Brandt mit seinen Kameraden das Land. Deutsche Schutzpolizei nimmt sie in Empfang, durchsucht jede Tasche nach Waffen.
Hämisch lachend schauen französische Offiziere der Leibesvisitation zu.
Verbrecher? denkt Sonnenheim, dessen Stock schon Mißtrauen erregt.
Dank des Vaterlandes! denkt Brandt, und das Gesicht des Souslieutenants erstarrt erbleichend vor seinem Blick.
„Jetzt haun wir ab zu der Kommune!" sagt Heinemann, und Löhr nickt stumm.
„Wir bleiben Deutsche!" trotzt Brandt, als er dies hört, „verstanden?"
„Jawoll! Gottverdimmich!"

11

Sammlung und Umbruch

Ich muß ein Tagebuch führen, schreibt Brandt Anfang August 1921. Vielleicht werde ich dann ruhiger. Vielleicht werde ich dadurch eher mit der Zeit fertig, in die ich mich finden muß. Ich fühle mich krank und bin es doch nicht. Es ist, als verfolgte mich ein Fluch. Ich verbohre mich in meine Bücher, lerne Tag und Nacht und finde es wieder sinnlos. Ich verkrache mich mit allen Menschen und suche sie doch immer wieder. Ich weiß nichts mit ihnen zu sprechen, aber es treibt mich, sie anzuhören. Mit meiner Mutter sprach ich seit einer Woche nicht mehr. Mit Staaken geriet ich gestern arg zusammen. Er will Tillmann und Löhr wieder entlassen. Den Luxus, überzählige Arbeiter zu halten, könne er sich nicht leisten, sagt er. Außerdem das alte Lied von den Reaktionären. Wir sind alle überzählig.

12. August: Gestern war ich zur Polizei vorgeladen. Es war eine Menge alter Freikorpsleute dort. Sie wurden zwei Stunden lang verhört. Angeblich Geheimbündelei. Der Beamte quasselte von einer „Organisation Consul“. Das scheint ihnen eine sehr gefährliche Gesellschaft zu sein. Wir wissen von einer solchen nichts. Die Kameraden lachten und verabredeten noch vor dem Beamten, drauf eins zu trinken und dabei die Republik hochleben zu lassen. Der Beamte verwarnte sie deshalb. Das sei Mißachtung und Verhöhnung der Staatsautorität, sagte er würdevoll. Auch sonst gab er uns weise Ratschläge. H. stieß

mich an. Ich konnte mir das Lachen kaum verkneifen. Nach zweistündigem Warten wurde ich unverhört nach Hause geschickt. Ich verstehe das alles nicht.

17. August: Sonnenheim geht es sehr schlecht. Vielleicht muß ihm das Bein abgenommen werden. Ich verstehe, wie ihn der Gedanke quält; 1916 ging es mir genau so. Es ist entsetzlich. Nicht nur dies, sondern alles. Ich kann seit drei Tagen nicht schlafen. Immer wieder schrecke ich auf und habe dabei das bestimmte Gefühl, als hätte mich jemand gerufen. Tante meint, daß dies Stimmen aus dem Jenseits seien. Sie ist Okkultistin. Ein neuer Sport. Wenn Leute den Halt unter sich verloren haben, suchen sie ihn über sich. Die einen nennen das verrückt. Ich nenne es erbärmlich. Aber auch das paßt in die Zeit. Wir leben zwischen Himmel und Erde und haben weder hier- noch dorthin mehr Bindung. Darum rast das Geschehen über uns hinweg, und wir verstehen seinen tiefen Sinn nicht mehr. Und es muß doch alles, auch das Unsinnigste, einen Sinn haben! Wir sehen ihn bloß nicht. Ich muß mir diesen Glauben erhalten, denn sonst verzweifle ich noch an allem.

27. August: Gestern wurde Erzberger ermordet. Ich habe mich zuerst sehr darüber gefreut. Ich sagte mir: Sühne. Heute ist mir die Sache gleich. Welchen Zweck haben solche Morde? Wird etwas damit geändert? Es kann nur ein Abschreckungsmittel sein. Es ist in Deutschland heute so, daß Hunderttausende sich über einen politischen Mord freuen, also den Ermordeten verfluchen, und sein Werk trotzdem bestehen lassen. Oder ist es so, daß die Leute meinen, ihre Tatenlosigkeit werde durch die Tat des Einen wettgemacht? Sonnenheim geht es sehr schlecht. Vielleicht ist er zur Stunde schon Krüppel. Wir sind alle Krüppel.

Montag: Theo hatte Unrecht, als er sagte, daß die Verwirrung in Deutschland wohl kaum mehr gesteigert werden könne und die Dummheit der Masse längst ihren Höhepunkt erreicht habe. Beweis hierfür ist die Wirkung, die das gespenstige Auftreten einer Organisation auslöst, deren Gründer Consul heißen oder sein soll. Seit der Ermordung des Münchener U.S.P.D.-Abgeordneten Gareis weiß man davon. Seither geht jede Gewalttat, die Ermordung einer Dirne durch ihren Zuhälter, der Raufhandel zweier Nebenbuhler, alles, von dieser O.C. aus. Wer ist ihr Mitglied? Jeder Heringsbändiger flüstert es über den Ladentisch dem Dienstmädchen seines Herzens zu: „Ich!“ Jeder Schuljunge, der nach nächtlichen Abenteuern in gewissen Häusern mit Ringen unter den Augen in die Schule kommt, prahlt mit geheimnisvollen Sitzungen mit Mord- und Attentatsbeschlüssen. Folgen: Gänsehaut, Grauen, Schaudern, Zittern, Erbleichen, stolzgeschwellte Brüste auf der einen Seite, auf der andern gute Geschäfte der Presse, dauernde Alarmbereitschaft der Polizei, Aussetzung von Preisen und Belohnungen durch die Behörden. Deutschland hat wieder einen Nervenkitzel, hunderttausend haben Aussicht auf schnellen und — Hauptsache! — leichten Verdienst. Also —! Deutschland lebt doch noch! Bin bloß ich tot? Auch Geld könnte ich sehr gut gebrauchen. Weshalb bin ich so — ätepetäte? Alles um mich geht auf in der Zeit, ich dagegen sehe in ihr einen bösen Traum und träume sehnsüchtig von einer schöneren. In Stunden schärfster Klarheit jedoch lehne ich mich gegen beide auf, denn ich will die Tat, die jene zerstört und diese erzwingt. Wie aber? Es ist weder hier noch dort etwas, das ich packen kann.

4. September: Auch ich gehöre der O.C. an! Das

weiß ich seit heute früh! Auf der Polizei wurde mir das gesagt. Ich stehe in den aufgefundenen Listen. Ich habe sie aber nicht gesehen. $1^1/_2$ Stunden Verhör. Grund: Die Mörder Erzbergers sind Mitglieder der O.C. Da ich eines bin, müsse ich etwas wissen. Ich weiß aber leider nichts. Es ist alles so verrückt, daß man beim besten Willen nicht wütend werden kann. Woher aber weiß die Polizei so genau Bescheid?

7. September: Es wird immer toller! Gestern wurde Löhr von der Fabrik weg verhaftet. Er muß sich in seiner Schwerfälligkeit irgendwie verheddert und in Widersprüche verwickelt haben. Wer ist den gerissenen Fragen gewachsen? Alles Fallen. Tillmann ist wütend. Er sagt, wenn er draufkomme, wer der Verräter sei, so knalle er den über den Haufen. Ich werde ihn nicht hindern. Ich darf es nicht. Es geht hier um mehr als Menschenwert. Schufte müssen so unschädlich gemacht werden. Da das Gesetz sie schützt, bleibt uns kein anderes Mittel. Wir müssen der Unmoral mit der blanken, reinen Waffe begegnen. Dem gesetzlichen Verbrechertum müssen wir die gesetzwidrige Tat entgegensetzen. Es geht nicht um uns, sondern um die Sache. Wann wird das alles zu Ende sein? Ich bin müde und darf es doch nicht sein. Ich glaube nichts mehr und muß doch glauben. An eines — an Deutschland!

9. September: Staaken ist ein spießerisches Schwein. Er hat auch Tillmann fristlos entlassen. Desgleichen Löhr. Mir hat er Vorwürfe gemacht. Ich ruiniere ihn! Es ist zum Kotzen! Sonnenheim wurde das Bein amputiert. Der ist nicht umzubringen. „Legen Sie es zu den andern auf den Altar des Vaterlandes", sagte er zum Arzt. Morgen muß ich wieder zur Polizei. Schlageter soll jetzt in Danzig sein. Ein zweites

O.S., nur daß die Polen dort „manierlicher" arbeiten. Die englischen Kreuzer in der Ostsee scheinen da „bessernd" zu wirken.

10. September: Jetzt weiß ich's! Bei den Offenburger Akten gegen die Erzberger-Mörder „soll" auch Belastendes gegen mich liegen. Soll! Das Verhör war sehr aufschlußreich. Ich muß es festhalten:

„Sie geben also zu, der Organisation Consul anzugehören."

„Ich habe nichts zugegeben!"

„Na ja. Sie kennen Schulz und Tillessen doch!"

„Ich habe beide nur dreimal gesehen und ein einziges Mal mit ihnen gesprochen."

„Das war in Leobschütz bei dem sogenannten Appell vor der Auflösung des oberschlesischen Selbstschutzes. Wir wissen das alles. Können Sie sich vielleicht erinnern, was Tillessen damals sagte? Wirklich nicht? Hm, dann werde ich Ihrem Gedächtnis etwas nachhelfen müssen. Also — Tillessen sagte: ‚Wir müssen den Kampf gegen die Novemberverbrecher aufnehmen!' Sagte er das nicht? Wie? So, Sie erinnern sich dessen nicht? Ach ja. Und weiter sagte Schulz doch: ‚In den nächsten Tagen, Kameraden, wird etwas geschehen!' Selbstverständlich haben Sie das auch nicht gehört, wie? Jedenfalls meinte Schulz damit den Mord an Minister Erzberger, das ist klar!"

„Wenn Sie das wissen, dann ist es ja gut. Ich kann unmöglich wissen, was jemand meint, wenn er das nicht sagt!"

„Lassen wir das! Die Sache ist ja klar! Tillessen sagte auch: ‚Die Regierung muß gestürzt werden.' Das haben Sie natürlich auch nicht gehört. Wie? Aber das werden Sie doch wohl gehört haben: ‚Deutschland muß leben, und wenn wir alle sterben müssen!'"

„Da hat Tillessen doch sehr recht, wenn er sagt, daß Deutschland leben muß, und wenn wir alle sterben müssen! Jeder wahre Deutsche..."
„Sie geben also zu, daß Tillessen das gesagt hat?"
„Ich gebe gar nichts zu. Ich erkläre nur, daß er, wenn er dies sagte, recht hatte. Es ist auch meine Meinung! Wenn Sie anderer Ansicht sind, dann..."
„Meine Ansichten gehen Sie nichts an. Ich bin Beamter der Regierung."
„Allerdings!"
„Wie meinen Sie das? Wollen Sie damit sagen...?"
„Auch meine Meinung ist Privatsache, die Sie nichts angeht!"
„Sie erlauben sich...?"
„Nicht mehr, als man sich mit mir erlaubt! Ich verwahre mich energisch gegen haltlose Verdächtigungen!"
„Na, wir werden ja sehen! Die Offenburger Akten...!"
„Sind noch nicht hier. Wenn diese da sind, werde ich Einsicht verlangen. Bis dahin belästigen Sie mich, bitte, nicht mehr mit sinnlosen Verhören. Ich habe ein Anrecht darauf, klipp und klar von Ihnen zu hören, was man mir vorzuwerfen hat. Inquisitionsmethoden sind einer freien Republik unwürdig!"
Ist es ein Wunder, daß Löhr und viele andere einfache und gerade Menschen sich bei dieser Art zu verhören in Widersprüche verwickeln? Ich muß Löhr einen Anwalt besorgen. Wen aber? Es sind fast alle Spießer! Tillessen hat eines hinzuzufügen vergessen: Deutschland wird erst leben, wenn alle Spießer gestorben sein werden! Aber: Was scheren uns die? Für uns gilt Tillessens Satz, sonst nichts! Er soll mit S. nach Österreich geflohen sein. Am liebsten

flüchtete ich auch. Wir alle sollten flüchten, denn durch unsere Verurteilung wird Deutschlands Schande nur noch vermehrt. Geht das uns etwas an? Ich darf auch die Kameraden nicht im Stiche lassen. Wie mag es Sonnenheim und Löhr gehen? Ich werde sie morgen besuchen.

12. September: L. ist bereits in Haft. Ich durfte nicht zu ihm. Der Anwalt sagt, daß die Sache lächerlich sei, aber vorderhand sei nichts dagegen zu tun. Die Offenburger Akten... Ich glaube, die werden wir nie zu sehen kriegen. Die Links- und Judenpresse ist befriedigt. Na, dann geht's ja! Auch Theo sollte verhört werden. Der jagte die Herrschaften zum Teufel und der Arzt bestätigte, daß er nicht vernehmungsfähig sei. Endlich mal ein feiner Kerl! Seiner Aussprache nach ist er Bayer. Ich beneide Theo um seinen Zynismus. Er ist die kalte Waffe derer, die an einer Sache verglühen! Was wird es morgen Neues geben? Ich fürchte nichts; bloß die Schande brennt mich von Tag zu Tag mehr. Sie ist wie ein Nebel, der alles verhüllt, auch das Gute. So bin ich mißtrauisch gegen alles. Es ist vielleicht besser so. Wir haben vor dem Krieg zu viel vertraut. Das stärkste Vertrauen wird leicht zur größten Schwäche.

14. September: Staakens Junge bot mir heute einen halben Waggon Zucker zum Verkaufe an. Ich war sprachlos und hielt es dann für einen Witz. Aber es ist wahr: Seine Schulkameraden handeln mit allem, sogar mit Kokain. Das Klassenzimmer der Oberprima ist eine regelrechte Börse. Ich war dort und habe mich davon überzeugt. Die Lehrer scheinen machtlos. Die neue Libertät! Oder treibt das vorkriegliche Koofmichzeitalter hier seine letzten Schossen? Es ist schrecklich! So habe ich mich also doch nicht getäuscht, als ich vor einer Woche den Jungen in einem Auto

zu erkennen glaubte. Die bemalte „Dame" an seiner Seite ist, wie er mir heute vertraulich verriet, seine Freundin. Soll ich Staaken etwas davon sagen? Nein, ein Vertrauensbruch wäre hier noch schlimmer als sonst. Indem ich mir sein Vertrauen erhalte, kann ich im entscheidenden Augenblick vielleicht noch eingreifen. Die Novembersaat geht auf. Die Jugend lernt. Wenn es so weitergeht, wird sie die Alten bald überflügelt haben. Ist nicht auch die Vorkriegsscheinmoral daran schuld? Ich denke wie ein alter Mann und sehe jetzt auch meine Jugend ganz anders. Auch sie war krank. Meine Eltern sahen das nicht. Mich hat erst der Krieg sehend gemacht. Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr erkenne ich, daß wir unsere Jugend erst richtig erkannten, als wir sie im Angesichte des Todes verloren. Aber wir haben etwas anderes dafür erhalten: Ein junges Deutschland erstand in uns und löst nun das alte ab. Ich fange an, den Trennungsschmerz zu überwinden. Er war größer als ich gedacht.

21. September: Löhr wurde heute freigelassen. Der Staatsanwalt sagte ihm, er solle sich eine „ordentliche Beschäftigung" suchen, ein „bürgerlicher Mensch" werden und das „Herumabenteuern" sein lassen, die Zeit sei zu ernst dazu! Ich kann mir Löhrs Gesicht vorstellen, als er das hörte. Tillmann ist seit zwei Tagen spurlos verschwunden, seine Quartierleute haben keine Ahnung, wohin. Der Kerl macht mir Sorge. Sonnenheim geht es gut. „Siehst du wohl", sagte er, „ich hatte ein Bein zu viel. Wenn ich die Prothese habe, dann werde ich Eintänzer im Eldorado. Das gibt eine Sensation und ich kriege wenigstens was zu leben! Es ist alles Kismet!" Und wie die Schwester raus war, sagte er: „Hast du was gehört? Scheidemann soll nun drankommen. Ich glau-

be, ich werde mich auch in dieser Richtung betätigen. Das gibt unter Umständen einen anständigen Abgang vom Welttaffentheater!" Theo hat jetzt so eigene Augen; ich kann nicht dahintersehen und das macht mich bange um ihn. Ich habe ihm Lagarde bringen müssen. Er sagt, daß das, was der schreibt, ja sehr nahrhaft sei, aber wie er die guten Deutschen kenne, so fräßen die lieber klassischen Leichenstaub oder sie söffen, weil mal einer gesagt hat, daß dies altgermanisches Erbgut sei. Und dann sagte Theo, er habe sich die Mühe gemacht, die nationalen Vereine in B. zu zählen. Es seien wieder mehr geworden seit dem Kapp-Putsch. Das beruhige ihn, denn es sei die Gewähr dafür, daß das „nationale" Deutschland, wie er und ich es „lieben" lernten, noch lange nicht ans Ruder kommen werde. Ich denke auch so. Nur eines verstehe ich nicht: Warum dulden die Frontsoldaten alles? Sie haben doch das alleinige Anrecht darauf, zu bestimmen, was werden soll!
25. September: Ich war gestern in einem politischen Verein. Man sprach über Deutschlands Zukunft. Ich war verwirrt von den blendenden Meinungen. Es ging hart auf hart, aber alles nur „geistig". Als ich heimging und alles bedachte, sah ich die Leere. Intellektuelle werden Deutschland nie aufbauen können. Sie sprühen von Ideechen, sie begeistern sich an kühnen Forderungen, sie blitzen und tönen, aber sie wekken in mir kein Echo. Die große, aus dem Erlebnis sich formende Idee fehlt. Das ist es! Ich halte diese Leute für geradezu gefährlich. Aber das Volk werden sie nie gewinnen und das macht sie unschädlich. Eine Idee muß aufwühlen. Sie darf nicht einmal nach Woher und Wohin fragen lassen. Sie muß da sein und marschieren! Wir aber haben noch keine solche. Schlageter und die Oberländer sprachen einmal von

einem nationalen Sozialismus. Ich habe aber nur halb hinhören können. Der General redete auf mich ein und dann vergaß ich zu fragen.
Dienstag, den 27. 9. Ich war heute wieder bei Theo. Er hatte Besuch aus Kassel. Was geht dort vor? Was ist in Westdeutschland überhaupt los? Wollen die dort los von uns? Man könnte es ihnen nicht verdenken bei der Reichspolitik. Aber das ist doch etwas anderes. Die Franzosen scheinen dahinter zu stecken: „Separatismus". Das Wort läßt mich Feindliches ahnen. Aufmerken! Ich habe wieder große Unruhe in mir. Wo steckt Tillmann?
Freitag: Ich bekam heute eine Einladung zu einer „sehr wichtigen Besprechung". Sie war mit „kameradschaftlichem Gruße" und „R" unterzeichnet. Ich ging hin, um zu rekognoszieren und sah eine Menge Krimpos in der Nachbarschaft des bezeichneten Hauses. Ich machte, daß ich fortkam und beobachtete den Betrieb. Bekannte warnte ich. Auch Löhr hatte eine Einladung bekommen. Er konnte aber nicht gehen, da er im Hotel Dienst machen mußte. Ich leistete ihm beim Stiefelputzen Gesellschaft. Er erzählte allerlei. Das Ausland nützt den schlechten Markkurs aus. Auch der junge Staaken spekuliert auf Fallen der Mark. Es geht ihm „glänzend". „In Kupferdrähten ist jetzt ein Bombengeschäft zu machen. Der Index steigt ständig!" Ob ich nicht „'n paar Emchen über hätte", fragte er. „300% Verzinsung in ein paar Tagen!" Ich habe gerade das Allernotwendigste. Er tat sehr mitleidig und lud mich auf ein Glas Sekt ein. „Hast ja wohl schon lange keinen gehabt?" Ich dankte. Er war in übler Gesellschaft. 17½ Jahre! Wie die Alten sungen, so ...! Wie arm war doch die Generation vor uns trotz des berühmten Aufschwunges seit 70/71! Sie wähnte, daß Reichtum

auch reich mache. Sie lebte nur um ihrer selbst willen. Wie werden unsere Kinder und Kindeskinder einmal von uns denken? Wir müssen alles daransetzen, daß sie uns nicht bloß achten und lieben müssen, sondern auch können.

6. Oktober: Tillmann ist wieder da. Als ich ihn zur Rede stellte, lachte er verdächtig: „Mitmachen, Herr Leutnant? Feine Sache das!“ Er krümmte den Zeigefinger über der Faust. Pistole. Dann zeigte er mir eine gelbe Karte. „Carte d’identité“ stand darauf und darunter ein falscher Name. „Das bin ich! Dort nämlich!“ Ich: „Wo?“ Er: „Nu, in Bingen!“ Und dann flüsterte er: „Löwenfeld! — ’ne prima Schose! Machen Sie mit, Herr Leutnant. Was wollen Sie mit den Büchern? Da steht doch nischt drin, was ’n ordentlicher Kerl heute braucht!“ Mehr verriet er mir nicht. Wenn ich mittue, werde ich alles erfahren. Er ist heute wieder weggefahren. Wohin sagte er nicht. „’n guter Wein wächst dort!“ Das war alles. Die Einladung für Freitag war doch eine Falle. Die Polizei wollte wohl sehen, wer alles kommt. Viele Verhaftungen wegen — „Geheimbündelei!“ Schufte! Sie mißbrauchten Roßbachs Zeichen, um uns reinzulegen. Wie naiv sind doch die Freikorps-„Verbrecher“! Das Gefängnis am Alexanderplatz ist überfüllt. Heinemann läßt nichts hören. Ist er doch zu den Kommunisten gegangen? Ich könnte ihm nicht böse sein. Er ist ein gerader Kerl und die Wege der Nationalen sind krumm. Sind es überhaupt Wege? Wo ist ihr Ziel?

7. Oktober: Meine Ahnung war doch richtig: Löhr ist fort. Der Portier sagte, er habe eine bessere Stellung gefunden. Tillmann hat ihn mitgenommen. Ich muß der Sache nachgehen. Sonnenheim lacht: „Die Geführten werden Führer! Die Schüler verlassen

den in seine Bücher vergrabenen Meister!“ Was soll ich tun? Theo wird an seinen Kameraden in Kassel schreiben. Die Polizei hat die „Erhebungen“ gegen mich eingestellt. Ich habe ein langes, paragraphenstrotzendes Schreiben erhalten, das ich aufs Klosett hängte. Affen! Aber ich werde trotzdem noch überwacht. Ich spüre das. Seit O.S. habe ich Witterung für so etwas. Was treibt Tillmann am Rhein? Ich ärgere und freue mich zugleich.

11. Oktober: Theos Arzt ist wieder da. Er erzählte von einer Versammlung in München. Ein Mann namens Hitler habe dort gesprochen. Dr. M. sagt, daß er noch nie so reden gehört habe. So von innen heraus. Schlicht und doch voll Glut. Alle Leute seien begeistert gewesen. Auch Dr. M. hat sich einschreiben lassen. Die neue Partei heißt Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei. Ich halte nichts von Parteien, von neuen schon gar nichts, aber der Name wirkt irgendwie suggestiv auf mich. Ist das Schwäche? Man wird ja sehen. Wer ist Adolf Hitler? Er nennt sich Arbeiter, sagt Dr. M. Sonnenheim ist skeptisch. Er sagte nichts über die Sache selbst, sondern neckte bloß den Doktor. „Ihr Bayern trinkt mir zu viel! Dann seid ihr begeistert, und wenn ihr kein boarisch Bier mehr habt, werdet ihr sakrisch!“ Zu mir aber sagte er: „Der Doktor ist 'n Prachtkerl! Der kann noch begeistert sein; das ist schon viel in dieser verdammten Fischaugen- und Tanzwutzeit.“ Ich glaube, Theo ist das, was der Doktor über die neue Partei sagte, sehr nahegegangen. Mir auch. Wenn hier mal eine Versammlung stattfindet, werde ich hingehen.

12. Oktober: Heute vor neun Jahren ging ich mit dem Rest des Bataillons aus der Stellung zurück. Die Ablösung hielt uns für einen Kompanie-Zug.

Ich weiß nicht, ob ich mich dazu beglückwünschen soll, daß ich dabei war. Da ich noch bin, muß mein Leben der gefallenen Kameraden würdig sein. Ich will das nie vergessen. Was aber heißt „würdig?“ Ich fasse dies so auf, daß ich stündlich zum gleichen Opfer bereit bin. Doch — was ist Sterben-wollen? Ist Leben-müssen nicht bitterer? Ich will dieses an die erste Stelle setzen!

Sonnabend: Die roten Zeitungen bringen heute wieder „authentische“ Nachrichten über sog. Fememorde. Das ist so etwas für ihre Tretmühlen und die Spießer lesen das mit wohligem Gruseln zum dünnen Kaffee. Es ist jetzt alles „Fememord“. Die Kriegspsychose hat eine würdige Nachfolgerin. Die Mörder sind natürlich alle O.C.- und Freikorpsleute. Daher: „Auflösung dieser Mordzentralen!“

Ende Oktober: Ost-O.S. gehört nun endgültig zu Polen. Man hat also den Abstimmungsbetrug durch Raub gekrönt. Ebert wird es als Erfolg buchen, daß nicht alles verloren ging. Wenn ich bedenke, daß wir noch das ganze O.S. hätten behalten können, wenn man uns nicht in den Rücken gefallen wäre ... Ach, pfui Teufel! Ich habe das Studieren satt. Ich bin ohnedies nur halb dabei und hasse Halbheit. Ich war Soldat, bin es und werde es bleiben. Das ist nicht mein Wille, sondern mein Schicksal. Unser Schicksal! Ist es ein Fluch, dann einer, der ehrt. Ich fange an zu begreifen, daß ich mehr tun muß als bisher. Es will etwas Gestalt werden. Es muß sich etwas formen. In mir und um mich herum. Sonnenheim ist sehr still. Von Tillmann und Löhr hört man gar nichts. Muß ich mich schämen? Es scheint beinahe so, daß wir „Besseren“ zu Arbeitern in die Schule werden gehen müssen. Ich würde das nicht als Schande empfinden. Wo ist in unseren Kreisen einer, der den

Mut hätte, sich bedingungslos vorne hinzustellen und nein zu sagen? Haben wir einen einzigen Politiker, der sich das zu tun getraute, was z. B. Noske 1918 tat? Wir sind alle krank am Geist und werden es immer mehr, da wir unsern Kopf meist nur unserm Magen zunutze mit Wissen vollpfropfen. War das Einjährigenrecht nicht eine behördlich gestattete Fahnenflucht? Und dann auch noch Vorrechte? War der gemeine Soldat nicht oft der bessere im Dienst? Also: Fort mit dem Klüngel! Besser ist der, der dem Volk besser dient. Ich muß mit Dr. M. noch eingehender reden.

6. November: Die Ordnungs- und Ruheapostel haben keinen Erfolg. Es glimmt und glost überall und die Not nimmt kein Ende. Im Gegenteil. Allen bangt vor dem Winter. Wird man den Mut haben, den Jahrestag der Revolte wieder zu feiern? Wie lange soll der Selbstbetrug noch dauern? Wie lange werden wir ihn mit ansehen? Ich lebe wie in einem Moorland, über das hin und wieder Irrlichter geistern, die aber nicht zünden können. Nur an den Grenzen zucken da und dort echte Flammen empor. Dr. M. gab mir eine Menge nationalsozialistischer Schriften. Ich gestehe, daß sie mich zur Andacht zwingen, aber ich habe zum Beten keine Ruhe. Die einen treiben gesetzlich geschützten Landesverrat und die andern glauben, unten durch Blut tilgen zu können, was oben verbrochen wird. Hüten wir uns, unsere reinen Waffen zu beschmutzen! Wir haben nichts als d i e s e und stehen einsam wie noch n i e!

Tillmann und Löhr sitzen als Gefangene der französischen Sureté générale in Kreuznach. Ein deutscher Polizeikommissar hat sie an die Besatzungsbehörden ausgeliefert. Sie sollen Sabotage betrieben haben. Das ist alles, was ich aus Kassel erfuhr. Ich kann

nichts für sie tun. Theo macht „Übungsmärsche mit Prothese“; wie er sagt, als „Vorübung für den Tanz“, der nun bald losgehen muß. Die Spielereien mit der Pistole hätten keinen Sinn, wenn man nicht das Gehirn der Bestie treffe. „Aber“, so sagt er, „das wird schwer zu treffen sein, denn es ist eigentlich oben keines vorhanden.“ Theo hat jetzt viele Besuche und spricht in Rätseln. Wenn ich ihn frage, was er vorhat, sagt er: „Studiere! Ich werde bald einen Doktor juris prudentiae brauchen, der mich darin berät, wie ich überflüssige Minister ohne Pensionsverpflichtung abbaue und auf legalem Weg eine auf illegalem zu legaler Macht und Würde gekommene Regierung stürze.“ Sonnenheim sieht aus wie ein Mensch, der innerlich ausbrennt. Er ist Haut und Knochen, hat wenig zu essen und marschiert halbe Tage ununterbrochen. Manchmal fürchte ich um seinen Verstand. Ich muß studieren. Die Ersparnisse meiner Mutter gehen zu Ende. Mit den Nachhilfestunden kann ich mich, nicht aber sie erhalten. Staakens „nagen schon am Hungertuch“. Er sagt: Der verfluchte Krieg und wir seien schuld, daß es so bergab gehe. Wir ließen die Regierung nicht zu ruhiger Arbeit kommen. Sein Sohn aber speist täglich im „Adlon“.

12. November: Heute vor vier Jahren wurden uns die Waffen zerschlagen. Damit begann die Entehrung. Theo war auf einen Sprung bei mir. Als ich ihn fragte, was ihn herführe, sagte er, daß er sich bloß davon überzeugen wolle, ob ich studiere. Dann trieb er allen möglichen Unfug. Ich habe ihn noch nie so lustig gesehen.

13. November. Theo hat sich heute nacht erschossen. Auf dem Tisch lag seine Paradeuniform fertig zum Anziehen. Darüber lag der Degen. „Wo Wehr, da

Ehr!" steht darauf. Ich mußte das immer wieder lesen. Ich weiß nicht, wie lange ich bei seiner Leiche saß. Als ich fortging, brannte schon Licht in den Straßen. Ich irrte dann im Tiergarten umher. Auf dem Wege, auf dem wir vor dem Kapp-Putsch zusammen gegangen waren, kam ich wieder zu mir selbst. Ich frage mich: Warum tat Theo dies? Und ich finde nur eine Antwort: Keine Wehr, keine Ehr! Theo war preußischer Offizier. Wer weiß, was dies bedeutet, wird ihn verstehen.

17. November. Heute war Theos Begräbnis. Es waren einige Kameraden da. Wir beschlossen, ihm ein einfaches Holzkreuz, wie wir sie im Felde hatten, auf das Grab zu setzen. Von S.' Verwandten war niemand da. Es gibt Menschen, die selbst vor Toten ihre kleinliche Abneigung nicht überwinden können. Das kommt daher, daß sie die Majestät des Todes nicht kennen. Wie sollte das anders sein? Wer die Höhen des Lebens nicht erlebte, wird auch die Erhabenheit seines Endes niemals empfinden. Dies ist auch die Ursache, weshalb sich der Schmerz der Hinterbliebenen meist so unwürdig kundtut. — Ich bin jetzt sehr allein.

21. November: Unter Theos Schriften fand ich einen Zettel. Darauf steht: „Ich kann die Methoden meiner Kameraden nicht gutheißen. Man kann die Ehr- und Gewissenlosigkeit des Gegners nicht durch Aufgabe der eigenen Begriffe von Ehre und Gewissen bekämpfen! Es gibt eine Verantwortungspflicht, die über allem steht. Durch sie wird später einmal das Urteil diktiert werden. Der politische Mord ist ein Symptom schwerster Erkrankung. Ich sehe keinen Arzt, der sie heilen könnte. Ich bin nur Offizier und könnte bestenfalls nur sein Assistent sein." — Theo!

24. November. Die Regierung hat heute die Auflösung der Freikorps angeordnet. Ich muß Theos Quartier räumen. Wo bringe ich all die Waffen unter? Ich schlafe auf Handgranaten, Sprengbüchsen und Pistolen und statt der Anzüge füllen Gewehre den Schrank. Es müssen wieder Verräter am Werk sein. Viele Kameraden hungern. Not bricht Eisen. Wir dürfen diesen Satz um Deutschlands willen nicht gelten lassen. Verräter verfallen der Acht. Dieters Lager konnten wir im letzten Augenblick noch umbetten. Er sitzt trotzdem am Alexanderplatz wegen Waffenschmuggelverdachtes. Die Wahlerfolge der S.P.D. schwellen der Regierung den Kamm. Wir spüren es. Und die Nationalen ...? Was kümmert mich all das! Ich bin fest davon überzeugt, daß Deutschlands Schicksal nicht im Kleinkampf entschieden wird. Das macht mich ruhig. Anderes liegt schwerer auf mir: Als ich den Kameraden Theos Zettel vorlas, zuckten sie die Schultern. „Recht hat er ja, aber, Mensch, mach doch mal die Probe aufs Exempel", sagte Ludwig. „Soll Deutschland denn ganz auf den Hund kommen? Wenn Gesetze die Ehre der Verräter von 18 schützen, dann bleibt uns nichts anderes übrig, als ihnen das zu nehmen, was uns erreichbar ist!" brauste Manfred auf. Und Ernst meinte: „Willst du uns Moral predigen? In dieser Zeit! Du kannst dich ja entscheiden: Deutschland oder Moral!" Da sagte Velimer: „Deutschland und Moral!" Der kleine Maler gefällt mir immer mehr. Er ist schwer zugänglich und seit O.S. geradezu menschenscheu. Nach Breslau wurde er oft mit „sittlicher Revolutionär" geuzt, bis Schlageter dazwischenfuhr. Ob der noch in Danzig ist? Er soll in „geheimer Mission" dort sein. Spionage? Man hört von ihm ebensowenig wie von vielen an-

deren, und ich weiß, sie sind alle zur Stelle. Dr. M. wollte heute kommen, kam aber nicht. Vielleicht ist er wieder in München. Auch dort scheinen sich große Dinge vorzubereiten. Es liegt überall viel Zündstoff, wohl zu viel, aber es raucht bloß. Rauch verdunkelt. Ich lebe hier wie auf einer Insel, höre die Brandung rauschen, aber die faulen Molen halten ihr stand. Wie mag es den Kreuznachern gehen? Unter Theos Sachen fand ich die Kasseler Anschrift nicht.

30. November. Heinemann kam heute. Er hat Tillmann und Löhr „verführt". Er „arbeitet" im Saargebiet „unter Tag" und zeigte mir eine Menge „Trophäen": Uniformknöpfe, Schilde, Abzeichen u. ä. Alles von französischen Beamten und Soldaten, die er „unter Tag getroffen" hat. Es waren aber auch deutsche Dienstabzeichen dabei. Als ich ihn fragte, sagte er: „Deutsche, och schiet, Nowacks!" Um Löhr und Tillmann brauche mir nicht bange sein. „Wenn denen was geschieht, dann holen wir uns 'n paar pflichtbewußte deutsche Beamte! Die wissen schon, was ihnen blüht, wenn den beiden auch bloß 'n Haar gekrümmt wird!" meinte er kalt. Er schläft seit Mittag und jetzt ist es 1/2 1 Uhr. Ich werde also heute nicht ins Bett kommen. Morgen früh fährt er wieder fort, da soll er ausschlafen. Es müssen viele Kameraden im besetzten Gebiet sein, schließe ich aus H.s Reden. Aber er sagt nicht, wer und wo sie sind. „Mal hier, mal da, aber es klappt alles Ia und die Schangels haben die Büchsen voll! Und den Mädchen, die mit denen geh'n, denen schneiden wir die Zöpfe ab! Und den Spießern, die's mit den Franzmännern halten, denen brennen wir eins auf den Hintern! Lustig ist das oft. Sie sollten doch mitmachen, Herr Leutnant!" Ich täte es gerne, wer aber sollte dann hier alles machen? Ich muß Theos Ange-

legenheiten erst ordnen. Es ist mehr zu tun, als ich dachte, und ich darf es nicht dulden, daß auch nur ein Schatten auf ihn fällt. Als ich Heinemann das sagte, wollte er wissen, wer dem Oberleutnant „was am Zeuge flicken will". „Ich schlage den Hund tot!" knurrte er und nannte drei Namen, die stimmen. Ich hatte Mühe, ihm die auszureden und ihn zu beruhigen. Wie richtig beurteilen doch einfache Menschen uns „Bessere" mit ihrem Instinkt! Und wie viel treuer sind sie! Gerade Heinemann hat Theo oft scharf angefaßt, während er denen, die heute ... Ach, Schluß!

2. Dezember: Heinemann ist gestern fort. Ich war froh, als er im Zuge saß. Er wollte immer wieder die Namen wissen. Als ich ihm die Hand gab, sagte er noch: „Wenn die das Maul nicht halten, denn lassen Sie mich das wissen, Herr Leutnant. Machen Sie's gut und denn auf Wiedersehen! Hier ist sonst ja doch nischt zu machen, aber bei uns ...!" H. hat recht. Ich werde mich beeilen.

16. Dezember. Berger & Zimmermann scheinen uns bei der Verrechnung der Sprengmittel usw. für O.S. geradezu betrogen zu haben. Ich fand einen Brief unter Theos Schriften, der eine glatte Erpressung ist. Um uns und die Aktion nicht zu gefährden, opferte er sein ganzes Geld und lieh sich noch bei seinen Verwandten. Jetzt verstehe ich deren Verhalten. Mir hat Theo nie ein Wort davon gesagt. Er aß lieber nichts und zahlte ab. Ich habe jetzt Theos ganzen Nachlaß gesichtet und viel Gemeinheit und Untreue dabei gesehen, die Menschen ihm angetan, von denen ich bis jetzt noch viel hielt und die er selbst noch um der Sache willen verteidigte. Theo war größer als ich gedacht. Ich habe wieder viel gelernt und werde dies im Kampfe nützen. Für un-

sere Sache, für Deutschland! „Der Mensch ist nichts, die Sache alles!" schrieb Theo einige Tage vor seinem Tode. „Deutschland und Moral!" Für dieses Wort will ich Velimer noch danken. Beide Sätze müssen uns Richte sein!

12

Ein Wort

Ein Wort hat Frankreichs gewaltigster Staatsmann, Richelieu, geprägt und in sein politisches Testament aufgenommen. Das war im Jahre 1640 und seither hat dies Wort sich bewahrheitet: Das linke Rheinufer ist der „Duellplatz" Deutschlands und Frankreichs geworden. Nicht mit Willen Gottes, wie der Kardinal frömmelnd sagte, sondern mit dem wahnwitzigen Deutschenhaß französischer Generale, Chauvinisten und Politiker, die alle und immer wieder die historische Lüge von einer deutschen Invasion in Frankreich hervorholten und mit ihr das Scheinrecht auf bewaffneten Einbruch in urdeutsches Land zu beweisen suchten. Das Schein-Recht, denn Richelieu hatte — was widerlegte die Invasionslüge besser? — Straßburg als das französische „Einfallstor nach Deutschland" bezeichnet. Da Straßburg bereits französisch war, konnte der Einfall beginnen.

Im Dezember 1918 setzten sich die französischen Armeen in Bewegung. Mit gellenden Clairons überschritten sie die Reichsgrenzen, um deutsches Land zu

„besetzen", um es im Taumel eines ergaunerten Sieges zum Tummelplatz widerlicher Lust- und gemeiner Machtgier zu machen und an Wehrlosen im Frieden die kühnen Siege der Wehrhaften im Kriege hohnvoll zu rächen.

Fast gleichzeitig mit dem brutalen Treiben einer entnervten, zu jeder Untat aufgepeitschten Soldateska begann ein anderes, heimliches: Die Generale Gérard und Mangin setzten im Frühjahr 1919 mit Hilfe eines rheinischen Revolutionärs, des ehemaligen Wiesbadener Staatsanwaltes Adolf Dorten, einen Putsch in Szene, der aber mißlang. Nach eintägigem Bestand starb die „Rheinische Republik" kläglich an einem Generalstreik der gesamten Bevölkerung und an einem amerikanischen Protest.

Nachdem sich die Generale als politische Stümper erwiesen hatten, versuchte es Frankreich mit dem geschmeidigen, nie verlegenen Oberkommissar Tirard. Es entstand der „Bund freie Pfalz", eine Gesellschaft von Verbrechern und Landesverrätern, die unter französischem Schutze und gemeinsam mit Dorten in Wiesbaden, Josef Smeets in Köln und Deckers in Aachen Frankreichs Träume am Rhein verwirklichen sollte.

Die Gegner betraten den „Duellplatz".

„Frei ist der Rhein!" grölten Tirards Vasallen.

„Deutsch bleibt der Rhein!" drohte es finster zurück.

Der Kampf begann. Wie in Schlesien, so fanden sich auch am Rhein jene Männer zusammen, die Deutschland und nichts weiter wollten und überall kämpften, wo dieses bedroht war.

Ein Wort wurde Brandt gesagt. In Gedanken wiederholt er es immer wieder im Rhythmus der Nä-

der, auf denen ihn der Zug quer durch Deutschland fährt. Schnee liegt überall und grau lastet der Himmel über freudlosem Land, das sich duckt und aufbäumt und sich selbst verschlingt und wieder ausspeit. So deucht es Brandt und auch darum hält er das eine Wort fest. Denn es ist Freude und eint den Kreis derer, die um einen Frühling wissen, der kommen muß — für Deutschland.
In Heidelberg sagt er das Wort zum ersten Male, und es öffnet ihm Türen und Herzen.
„Aber heute bleiben Sie doch noch hier", bittet der Doktor und Brandt schlägt ein in die Hand, die sich ihm entgegenstreckt.
Mit Studenten und Arbeitern sitzt er am Abend beisammen. Über Deutschland wird gesprochen, über ein neues Deutschland, das Hitler will. Und Lieder werden gesungen. Ein Arbeiter stimmt das Baltikumerlied an:

„Wir kämpften unter Russenfahnen,
Wir kämpften nie um schnöden Lohn,
Wir sind die eiserne Division,
Wir sind die eisernen Soldaten!
Wir stehen im Osten Wacht und Wehr,
Wir tragen heut auf unsern Taten
Das große Deutschland und sein Heer!
Drum, Brüder, schließet fest die Reihen.
Und hat die Heimat uns verbannt,
Wir waren Fremde, sind die Freien!
Wir sind uns gleich, ob arm und reich!"

In das Schweigen, das dem Liede folgt, sagt der Doktor: „So muß es bleiben, wenn wir unser Ziel erreichen wollen!" und er sieht sich im Kreise um und alle nicken „Ja!"
Eine rote Fahne mit weißem Kreis und einem schwar-

zen Hakenkreuz darinnen hängt an der Wand. Daneben eine schwarze mit einem weißen Totenkopf. Auf sie zeigt der Doktor.
„Die war unser Symbol — Krieg und Tod; die ist es heute — Kampf und Leben!"
„Sie bekennen sich zu der neuen Partei in München?" fragt Brandt, und der Doktor macht eine runde Bewegung mit der Hand und sagt: „Wir alle! Der Sozialismus, den Hitler will, ist die Frontkameradschaft, ist die Schicksalsgemeinschaft deutscher Männer."
Spät wird es, und schwer fällt Brandt der Abschied am Morgen. Voll tiefer Gedanken sitzt er wieder im Zuge: Arbeiter der Faust und der Stirne vereint wie draußen im Felde. Kameraden im Kampf und nichts weiter. Damals, heute, immer und für eines: Deutschland!
Ich werde, denkt Brandt, doch eine näselnde Stimme schneidet den Gedanken ab.
„Wo—in wollen Ssi? — 'aben Ssi Kart? Papirr?"
Ach so! denkt Brandt und hält dem Sureté-Beamten seine Identitätskarte hin.
Ich mag das Aas gar nicht anschauen! denkt Brandt weiter, aber der Franzose will ihn anscheinend sehen.
„Ssi 'eißen Nolt?"
„Nolte!" sagt Brandt mit scharfer Betonung des E.
„Bon — Nold! Ssi farren Bingen?"
„Jawohl!"
„Am — bon!"
Affe! denkt Brandt und schaut zum Rhein, der aus leichten Nebeln herübergrüßt. Und die Räder singen: Zum Rhein, zum deutschen Rhein, wir alle wollen Hüter sein!
Was fixiert mich denn der Kerl gegenüber so? denkt Brandt und hört kaum hin, als der vom „herrlichen

deutschen Rhein" zu reden anhebt und von der „Schmach, die man dem Land mit den Schwarzen angetan hat" und denkt bloß: Spitzel oder Spießer?

Endlich Worms. Der Bahnhof ist voller Himmelblauer.
Ich muß mich erst an diesen Anblick gewöhnen, denkt Brandt und schaut zu den Türmen des Domes hinauf und dann von der Ernst-Ludwig-Brücke hinab zum Rosengarten, auf dem französische Soldaten exerzieren.
Ich werde mich nie an diesen Anblick gewöhnen, schreit es in Brandt. Deutsch der Rhein!

In Alzey wartet einer am Bahnsteig. Er sieht Brandt, kratzt sich hinter dem Ohr, schlendert obeinig den Zug entlang und steigt langsam und nach allen Seiten schauend in den letzten Wagen: Tillmann.
Der Nachrichtendienst klappt fabelhaft, schmunzelt Brandt, als der Zug sich wieder in Bewegung setzt. Ich habe also Ehrengeleit!

Auch in Bingen steht einer groß und breit an der Sperre. Mit unbewegtem Gesicht überschaut er die Ankömmlinge. Als er den Leutnant erkennt, fährt die Pranke hoch und greift nach kurzer Besinnung zum Ohr: Löhr.
Brandt tut, als sähe er ihn nicht und tritt in den Wartesaal. Der ist voll Weindunst und voller Himmelblauer. Um die trüben Lampen schwelt blaubrauner Zigarettenqualm. Ein Schangel wankt auf Brandt zu, winkt ihm mit dem Bidon und sagt: „Venez boches, sacredieu, voila — ä — sauff!"
Besoffenes Schwein! denkt Brandt, sieht Löhr mit

finsterem Blick an der Tür stehen und hinter ihm noch ein paar bekannte Gesichter belustigt und zornig in den Saal schauen und dreht sich um und folgt dem breiten Rücken, der unter einem Schilde „Zur Traube" verschwindet.
Um einen Tisch sitzen Männer und Burschen und blicken zu Brandt hinauf, neben dem Löhr steht.
„Das ist unser Leutnant!" sagt Tillmann und sie stehen auf und drücken ihm festen Griffes die Hand.
Nach einer Weile kommen die andern. Brandt hat sie im Baltikum und in Oberschlesien gesehen. Nicht wahr? Sie nicken und ihre Augen lachen.
Mit rotem Aßmannshäuser wird das Wiedersehen gefeiert.
Das sei so Sitte hier, versichern Tillmann und Löhr. Und Brandt sitzt zwischen ihnen und schaut von einem zum andern, von den Arbeitern auf die Studenten und findet sie alle einander ähnlich. Alle waren Frontsoldaten oder Freikorpsleute oder beides.
Das macht's! denkt Brandt. Und dann: Es sind immer die gleichen.
Löhr und Tillmann erzählen von Kreuznach, von ihrer Befreiung durch einen deutschen Wachtmeister und von dem deutschen Bingener Kommissar, der sie der Sureté ausgeliefert und dafür bereits den Denkzettel erhalten habe. Und sie erzählen von den Aktionen, und Brandt hört zu, lächelt, ist ernst, singt mit: Die Wacht am Rhein und das Deutschlandlied. Und er hört, daß dies hier anders klingt als in Berlin bei der Protestkundgebung gegen die Auslieferung der „Kriegsverbrecher". Und denkt: Hier ist Deutschland! Und drückt Löhr die Hand und sagt zu sich: Hier ist mein Platz!
„Wenn wir hier fertig sind", sagt einer der Arbeiter, „dann marschieren wir nach Berlin!"

Ja, nach Berlin! Und sagen denen, wie wir uns das denken — unser Deutschland!
Wenn wir hier fertig sind ...

13
Lehrwerkstatt Julienhütte

Diese und jene

Wenn wir hier fertig sind! Dies Wort begleitet Brandt auf Schritt und Tritt. Er sieht die Aufgabe und sein Herz krallt sich zusammen, denn da sind Menschen, deutsche Menschen, die sich in ihrer Väter und Vorväter Heimat verkriechen müssen wie ekles Getier. Da stehen ausgemergelte Frauen bleich und hohlwangig vor Schaufenstern und betrachten dumpfen Blickes die notwendigsten Lebensmittel und lesen die Preise daran und zählen scheu ihr Geld und gehen müde und hoffnungslos weiter. Und Kinder sind da, deutsche Kinder, die bettelnd an den Straßenecken stehen und nicht wissen, wohin ihre Eltern verschleppt wurden und ob sie noch leben. Und Männer, bärenstarke deutsche Männer, müssen mit in den Taschen geballten Fäusten zusehen, wie halbwüchsige Burschen in himmelblauen Mänteln ihre Frauen und Mütter und Töchter belästigen, beschimpfen und verhöhnen. Und die selben Männer müssen widerstandslos erdulden, daß man sie von Weib und Kind reißt, aus Arbeit, Heim und Heimat vertreibt und in Gefängnisse wirft oder ausweist, ohne daß sie fragen dürfen, weshalb, ohne daß sie daheim sagen können, wohin!

Da ist uniformiertes, viehisches Fremdvolk, das auf Deutschlands Kosten fürstlich dahinlebt, sich alles gönnt und nichts zu versagen braucht. Fremdvolk, das alles tun kann und ungestraft tut: Schänden, schimpfen, stehlen und morden — alles! Fremdvolk, das Herr ist in deutschem Land; das deutsche Beamte, die ihm nicht willfährig sind, ausweist, das sich mit Gesindel, Landesverrätern und Verbrechern verbündet und sie mit Gesetz und Waffe schützt; Gesindel, das für Geld alles tut und das Letzte der andern, der Treuen, verrät und verkauft: das Fleckchen Erde, das Heimat heißt!

Was Brandt nicht sah und nicht sehen kann, das sagen und zeigen ihm die Kameraden.

„Die Frontsoldaten, die anfangs hier waren", sagt Löhr, „die gingen noch an. Die hatten Mitleid und dachten daran, wie gut es ihre Leute im besetzten Gebiet hatten, aber die jungen Kerls, die jetzt da sind, das ist Marke Etappe und die schlechteste. Und die Separatisten, das sind genau die selben Hunde, die die Revolution machten. Die reinsten Borowkabanditen, bloß noch gefährlicher!"

Und Tillmann erzählt: „Sie sollten bloß mal seh'n, wie die Menschen hier wohnen! In'n Loch, wo früher nich mal eine Familie Platz genug hatte, da wohnen nu drei und vier drin. Aber die Schangels — da hat jeder gewöhnliche Landser sein Zimmer und die Unteroffiziere, die haben zwei und die Offiziere, die haben ganze Wohnungen und Etagen!"

„Und haben Sie den Schlamm auf der Straße gesehen?" fährt Löhr fort. „Ich kenne die Gegend vom Frieden her, da war alles so sauber und adrett. Und jetzt? Seit 'ner Woche liegt der Dreck. Und da rasen sie mit ihren Autos mitten durch und freuen sich, wenn unsereinem der Schlamm ins Gesicht klatscht!"

„Jetzt sind die Schwarzen ja weg", sagt ein anderer Kamerad, „die Kanaillen haben am hellichten Tage Kinder und Mädchen vom Gehsteig in die Haustore gezerrt und dort geschändet und vergewaltigt. Und wenn die Eltern sich beschweren gingen, dann haben die Schufte gelacht und ihnen mit der Reitpeitsche über die Gesichter gehauen!"
„Und", fährt Löhr nach kurzem Schweigen fort und hebt die schwere Hand und keucht „ah ...!" und läßt sie fallen. „Sie werden ja selbst sehen, wie das hier ist!"
Ja, Brandt sieht. Er sieht täglich und stündlich mehr, das sein Herz zerreißt und an seiner Seele zerrt. Und er erkennt die Aufgabe: Da kein Führer da ist, müssen wir ohne Befehl handeln. Der Rhein muß deutsch bleiben!
Und die Kameraden denken wie er und setzen wider die taumelnde Gier ihren kalten, gebändigten Haß.

Tag und Nacht ist Brandt unterwegs, allein oder mit den Kameraden — heute hier, morgen dort. Sie gehen in die Städte und Dörfer, spüren und schüren, überwachen das Treiben der Landesverräter, sammeln die Namen der Separatisten und ihres Anhangs, stören ihre Versammlungen und geheimen Zusammenkünfte, forschen ihre Waffenlager aus, gehen den Spuren nach, die zu den Quellen führen, aus denen der Aufstand gespeist und gestützt wird durch Rat und Tat. Sie sprechen mit Bauern, Arbeitern, Studenten und Bürgern, sitzen stundenlang bei ihnen in den einsamsten Höfen und Weilern, rufen sie in die Wälder, sagen ihnen, worauf es jetzt ankomme und wie es gemacht werden müsse und wo die Waffen lägen. Die Waffen, die sie, überwacht und um-

lauert, in dunklen Nächten auf rüttelnden Autos und schwankenden Kähnen ins besetzte Gebiet schmuggeln, zusammensetzen und verstecken. Zwischendurch werden Sabotageakte verübt. Fast täglich ist eine der vielen Fernsprechleitungen gestört, die die einzelnen Kommando- und Nachrichtenstellen der französischen Besatzung untereinander verbinden. Fast täglich kommt es zu Schießereien mit französischen Patrouillen und Polizisten oder Separatisten. Fast täglich fliegt irgendein Depot in die Luft oder eine Geleiseanlage an der französischen Grenze. Die Gefängnisse sind überfüllt, und viel Blut fließt.

Und immer wieder ergeht der Ruf, und immer mehr Helfer kommen, Helfer, die weder Not noch Verfolgung fürchten, die, zehnmal ausgewiesen von den Franzosen, ein elftes Mal ins besetzte Gebiet zurückkehren und oft heim- und herdlos, von Nachtlager zu Nachtlager gehetzt und gepeinigt vom Leid auf heimatlicher Scholle ausharren und nicht zu beugen sind, noch zu brechen.

Immer mehr Kämpfer sammeln sich um die örtlichen Führer in Stadt und Land. Kämpfer mit harten, verschlossenen Gesichtern, grauen und weißen Haaren, Kämpfer voll ungestümer, glühender Jugend, Kämpfer voll stummer, geballter Kraft und jederzeit bereit, das Werk der Verräter zu vernichten.

Was wissen die im Reiche von all dem? Was kümmert die Not der Bedrängten in der Pfalz, in Hessen und im Rheinland die jenseits des Rheins? Was geht es sie an, wenn die Franzosen und Belgier Recht und Vertrag brechen und Gewalttat an Gewalttat reihen im Taumel des Siegs und in rasender Rachewut?

Wenn's allzu toll wird, schickt Ebert nach langem Beraten eine x-te Protestnote an den „Tiger" in Paris. Der gibt sie — über die Schulter hinweg —

lächelnd seinem Sekretär: „Die boches werden wieder mal frech, mon ami, wir müssen ihnen noch einige Divisionen Kolonialtruppen an den Rhein schikken. Der Winter ist vorbei, und im Frühling ... Vous comprenez, n'est ce pas? Man sagt, es gebe schon schwarze Kinder am — deutschen Rhein!"
Und darauf sagen die in Berlin: Wir müssen unter allen Umständen eine Verständigung suchen!"
Und an die deutschen Beamten im besetzten Gebiet und rechts des Rheins ergehen Mahnungen, sich streng an die Vorschriften zu halten und alles zu vermeiden, was irgendwie Anstoß erregen, was etwa gar als Vertragsbruch ausgelegt werden könnte.
Und da die deutschen Beamten Musterbeispiele von Pflichterfüllung sind, da ihnen die widersinnigsten Vorschriften heiliger sind als Gut und Blut von Bruder und Schwester, und da es um Amt und Würde geht, sagen sehr viele: Frieden ist! Was habt ihr zu kämpfen? Wenn ihr das nicht laßt, dann seht zu, wer euch schützt! Wir haben keine Lust, uns Unannehmlichkeiten und Scherereien durch euch machen zu lassen! Gebt Ruhe — und man wird euch nichts tun! Laßt euch nicht aufputschen von den Reaktionären! Nachdem denen der Boden im Reich zu heiß wurde, brachten sie ihre Haut im besetzten Gebiet in Sicherheit. Also laßt die hetzen und haltet Ruhe und Ordnung!
Die andern aber, die, denen das Volk mehr ist als das Ich, denen Gewissen höher als Pflicht steht, diese echten deutschen Beamten wandern in die Gefängnisse, verraten und verlassen vom Reich, wie die deutschen Kämpfer am Rhein!
Schande und Schmach! Volk, hilf dir selbst, denn Gott kann nicht mehr helfen, da deine Führer seinen heiligsten Willen mißachten!
„Wir müssen", sagt Brandt, „so bald als möglich

nach Berlin marschieren und die Novemberverbrecher stürzen! Wir müssen das Volk aufrütteln zur Tat, die uns von diesen Blutschändern befreit!"

Wer aber wird Führer sein? Wo ist der Mann? so quält er sich in einsamen Stunden.

„Wir müssen, wenn wir hier fertig sind", sagt er zum Doktor, „die Seele des deutschen Volkes aufrütteln. Die hungert und ist verschüttet, ist planmäßig verseucht worden von den Libertätenhändlern und Kofmichs. Der Krieg hat sie geweckt und da kam das Entsetzen und alles andere. Wir müssen sie aufrütteln, sonst ist alles verloren!"

Und der Doktor sagt: „Hitler wird das schon machen, Kamerad. Wir Deutschen sind nun mal bedächtige Leute und besonders dann, wenn es um ganz Großes geht. Verlassen Sie sich auf den Münchener!"

Hitler ..., denkt Brandt. Und: Nationaler Sozialismus, Fronterlebnis, Frontkameradschaft, Schicksalsgemeinschaft derer der Stirn und Faust, Kämpfer um eines, Kämpfer für eines ...

Und manchmal ist alles grau und schwer wie die Nebel über dem Rhein und den Bergwäldern. In solchen Augenblicken ist Brandt dann alles gleichgültig. In einem solchen Augenblick auch schlägt er einen französischen Leutnant nieder, der eine alte Frau vom Gehsteig jagt und der keuchend Flüchtenden „alte deutsche Hure!" nachschreit.

Ein deutscher Kriminalbeamter verhaftet ihn und erstattet Meldung. Diese geht an die französische Sureté. Die Franzosen verlangen Auslieferung. Der bayrische Wachtmeister mißversteht absichtlich den Befehl seines Vorgesetzten; statt Brandt zu verhaften, läßt er ihn frei.

„Reden's net viel", sagt der Bayer, „schaun's, daß weiterkommen, ich werd' die Sach' schon verantwor-

ten. Weisen's mich aus, so ist mir's recht. Ich hab's eh schon bis daher. Sperren's mich ein, dann is auch gut. Ich kann fürs Vaterland nix schaffen, aber ihr! Alsdann gehen's! Mit einem neuen Ausweis kommen's wieder. In ein paar Wochen ist Gras über die Sache g'wachsen! B'hüt Gott!"
Ich werde das Unangenehme mit dem Nützlichen verbinden, denkt Brandt. Ernst und Dieter sitzen in Offenburg; vielleicht kann ich für die etwas tun.
Tillmann rudert ihn durch die laue Juninacht über den Rhein. Da und dort tanzen Lichter über die schnellen Wellen. Am Brückenkopf, ferne, greifen silbergraue Geisterarme über tiefdunkle Wände. Eintöniges Rauschen und leises Plätschern begleitet sie ...
Endlich stößt das Boot mit hellem Knirschen auf Grund.
„Gebt mir auf den Wachtmeister acht und vergeßt die Pirmasenser Sache nicht! Grüße an alle Kameraden. Macht's gut!" sagt Brandt, steigt mit tastendem Schritt an Land, schiebt den Kiel von den Steinen und bleibt lauschend stehen.
Immer ferner klingt der Ruderschlag. Langsam wendet sich Brandt und klettert in Gedanken die Böschung empor: Frei? — Wie kann ich mich frei fühlen, solange Deutschland in Ketten liegt!

„Sie wollen einen neuen Ausweis?" fragt der Offenburger Kommissar. „Ja, weshalb denn bloß?"
Der ist entweder eben erst hergekommen oder einer von den ganz Vorsichtigen! denkt Brandt.
„Ja, natürlich! Wenn Sie einen neuen Ausweis haben wollen, dann müssen Sie sagen, wozu und weshalb, ich muß das doch protokollieren!" sagt der Beamte ungeduldig, ohne aufzusehen.

„Weshalb?“ Brandt lächelt sarkastisch. „Zum ersten, weil ich meinen alten verschluckt habe ...“

„Wie, Sie haben ...? Ein Dokument ...?“ Der Kommissar macht ganz große Augen.

„Jawohl, verschluckt! Und ich glaube, daß er nicht mehr verwendbar sein wird, wenn ... Aber das ist Nebensache. Zweitens brauche ich einen neuen, weil mein derzeitiger Name schon in den französischen Listen steht und drittens, weil ich keine Lust habe, nochmals in einem französischen Kittchen zu sitzen, mit der Fingerspitze Sonnenstrählchen zu fangen und mich von Senegalnegern verprügeln zu lassen, Herr — Kommissar!“

„Ach so — da sind Sie wohl auch so einer — so ein ...?“

„Soo ein Deutscher, jawohl!“

„Und Stobbe, das ist wohl nicht mal Ihr richtiger Name?“

„Nein, leider, mein dritter falscher. Ich habe gedacht, daß ...“

Der Kommissar ruckt empor: „Oh, ihr denkt alle zu viel! Wenn Sie anderswo einen falschen Ausweis kriegen — bei mir nicht. Ich halte mich strikte an die Vorschriften und das Gesetz!“ Und indem er sich wieder zurücklehnt und Brandt prüfend betrachtet, sagt er: „Sagen Sie mal — wie heißen Sie denn richtig?“

„Fritz Brandt.“

„Brandt? — Brandt? — Der Name ...? Na, das werden wir ja gleich haben!“

Der Kommissar greift nach dem Hörrohr: „Herr Kollege — ach seien Sie doch mal so gut und sehen Sie im Fahndungsblatt nach. Brandt — ja mit dt — Vorname Fritz — jawohl — er sitzt nämlich bei mir — kommt von drüben — jaja — aber bitte sofort — vielleicht ...“

Brandt stößt die Pistole durch die Hosentasche; sie rutscht am Schenkel entlang in die Breeches.
Ich darf das Schießeisen nicht zur Hand haben, sonst ...! denkt er und lächelt den Beamten verbindlich an: „Jaja, Herr Kommissar, — ein schwerer und verantwortungsvoller Dienst das hier, nicht wahr?"
„Wollen Sie mich ..."
Das Telephon klingelt, der Kommissar bricht mit einem wütenden Blick ab, läßt aber Brandt nicht aus den Augen.
„Also nichts, Herr Kollege? — Na gut — aber — sagen Sie — wäre es nicht gut, wenn wir den Mann daktyloskopierten? Er ..."
Brandt springt auf: „Das ist doch ...! Schuft!" Ein blitzschneller Blick zur Türe, ein Griff nach dem Tisch. Der Apparat poltert zu Boden. Die Türe kracht ins Schloß. Bleich taumelt der Kommissar und starrt auf den Sessel, auf dem Brandt saß. Steht wie gelähmt, starrt auf die Eierhandgranate... jetzt! ... jetzt! ...
Endlich rafft er sich auf, stellt mit bebenden Händen den Apparat auf den Tisch, schreit: „Alarm! — Tor zu! — Alarm! — Hilfe!"
Aber — wo ist Brandt? Ruhig passiert er das Tor, biegt um die Ecke, springt in das Auto, keucht: „Los!" läßt sich in die Polsterung fallen, keucht „Schuft!" spuckt aus: „deutsche Beamte! Pfui Teufel!"

Auf Umwegen, kreuz und quer, fährt Brandt nach Heidelberg. Dort bekommt er anstandslos den Ausweis. Der Kommissar, dem er nach kurzem Gespräch die Sache von der ungeladenen Eierhandgranate erzählt, lacht Tränen.

„Ihr Freikorpsleute seid doch ganz gemeingefährliche Kerls!" sagt er, indem er sich die Augen wischt. „Von heute ab werde ich, wenn einer von euch bei mir war, das Büro genau nachsehen lassen! Aber, sagen Sie, Menschenskind, wie kamen Sie bloß auf die Kateridee, sich ausgerechnet nach Offenburg, wo doch jetzt alles noch verrückter ist als sonst, um einen neuen und falschen Ausweis zu wenden! Ja, wissen Sie denn nicht ...?"
„Natürlich weiß ich! Sie meinen doch den Mordprozeß Erzberger, nicht wahr?"
„Auch das, aber haben Sie nicht gehört? Heute vormittag wurde Walter Rathenau in Berlin erschossen!"
„Rathenau? Der, der sich rühmte, die Revolution vorbereitet zu haben? Der Außenminister?"
„Ja, der! Der fähigste Kopf der Regierung, aber auch der gefährlichste Mann in ihr!"
„Und wer ...?" fragt Brandt.
Der Kommissar zieht die Schultern hoch: „Noch nichts bekannt. Sie entkamen unerkannt. Angeblich waren es zwei Offiziere. Lesen Sie bloß die Zeitungen! Das ist wieder Wasser auf die liberalen und roten Mühlen: Nieder mit den Reaktionären! Nieder mit den Fememördern! Im ganzen Reich wird demonstriert. Auch wir fürchten Unruhen. Es soll jetzt auch das Gesetz zum Schutze der Republik kommen. Auf jeden Fall rate ich Ihnen, sich verborgen zu halten. Ich erwarte stündlich den Befehl, alles zu verhaften, was irgendwie verdächtig ist. Sagen Sie das auch Ihren Kameraden!"

Das Gesetz zum Schutze der Republik — „zum Schutze der Novemberverbrecher und der Minister-

fessel", so nennen es Brandts Kameraden — wird beschlossen. Sozialdemokraten, Zentrum, Demokraten und Volksparteiler sind einig wie nie zuvor. Sie bezichtigen die Deutschnationalen und vor allem deren völkisch eingestellten Flügel offen der Mitschuld am Morde. Der Zentrumsführer Marx erklärt im Reichstage, daß alles, was mit Hakenkreuzen, Sonnwendfeiern und ähnlichen Bräuchen zusammenhänge, Götzen-, ja Wotansdienst sei. Stresemann sagt, daß diejenigen, die den Mord als politisches Kampfmittel auf ihr Panier geschrieben hätten, nicht hart genug bestraft werden könnten, und fordert die Deutschnationale Volkspartei auf, daß sie sich von jenen Fraktionsmitgliedern trenne, die das „öffentliche Leben vergiften", und der Reichskanzler Wirth verkündet unter tosendem Beifall der Linken und Mitte: „Der Feind, der sein Gift in die Wunden des Volkes träufelt — dieser Feind Deutschlands steht rechts!"
Eine Hetze ohnegleichen gegen die Männer und Verbände, die um Deutschlands sittliche und völkische Erneuerung ringen, die Versailles ablehnen, die der Frontgeneration und der deutschen Jugend Bahn brechen wollen und die Erfüllungs- und Knechtspolitik der Reichsregierung schärfstens bekämpfen, beginnt. Eine Verbotswelle und ein Verfolgungswahnsinn setzt ein. Alle Bestrebungen der wahrhaft vaterländisch Gesinnten müssen vernichtet, das Erwachen des Volkes muß mit allen Mitteln verhindert werden! Die rote, liberale, schwarze und auch nationale Presse überbietet sich in Gemeinheit und Haß, und das feindliche Ausland frohlockt ...

Am 18. Juli bringen die Zeitungen die Nachricht vom Ende der Rathenau-Mörder. Nichts steht in den

Berichten, was die ganze Tragik der Männer kündete, die, um eine größere Not ihres Vaterlandes zu verhüten, zu der ihnen selbst verhaßten Mordwaffe gegriffen. Und nichts steht in ihnen, was ihre Tat menschlichem Verstehen nahebrächte. Wie gemeine Verbrecher werden Erwin Kern und Hermann Fischer abgetan und gerichtet. Rathenau dagegen, der Jude und Schrittmacher der Novemberrevolte, wird zum Märtyrer erhoben.

Brandt liest die Berichte nicht; er weiß alles, was sich auf Burg Saaleck zugetragen hat. Der Doktor war in der Nacht von Bad Kösen zurückgekommen, hatte dann bei ihm in der Bodenkammer gesessen und mit langen Pausen düsteren Schweigens erzählt, wie alles kam, wie alles geschah: Gehetzt wie Wild bargen sich die Flüchtigen auf der Burg und schlossen sich dort ein. Sie wußten, daß das Schicksal nun seine letzte Frage an sie richten werde, und beschlossen auch diese zu bejahen. Mit der Waffe in der Hand traten sie den Polizisten entgegen. Die Burg wurde umzingelt und belagert. Kern fiel. Fischer bettete den Sterbenden auf das Lager und erschoß sich selbst. Ein Schläfenschuß hatte den Freund getötet; so setzte auch er die Pistole dort an.

Brandt hört dies alles zwischen Wachheit und Betäubung und denkt: Kern ...! Und starrt in die Nacht und denkt: Fischer ...! Und atmet schwer und sagt, ohne es selbst zu wissen: „Deutsche Soldaten! Deutsche Männer!“

Und er grübelt die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag: Ich darf Sonnenheim nicht recht geben! Um dieser beiden willen, um Deutschlands willen darf ich das nicht!

Zum Doktor aber sagt er: „Ich fahre wieder hinüber — über den Rhein!“ und geht ...

Widerstand

Tage vergehen. Wochen und Monate.
Der Sommer geht hin, und der Herbst verblutet sich an den Hängen am Rhein. Und der Wind wirft die dürren Blätter in wirbelndem Tanze und im kosenden Tändeln in den Strom.
Eis klirrt an den Ufern, und Schnee weißt die Hänge. Wie viele Flocken sinken ins Wasser? Wie viele Tränen fließen am Rhein?
Wer weiß dies? Macht die Kälte die Augen so starr und die Gesichter so hart? Und die Leiber so müde? Und die Seelen so weh?
Wer fragt dies?
Wollt ihr, daß Feinde dies sehen? Hört denn der Freund euren Ruf?
Winter am Rhein — und ein langer schon; länger als Schnee und Eis ...

Am 22. November 1922 ernennt Ebert den bisherigen Generaldirektor der Hapag, Dr. Cuno, zum Reichskanzler. Sein Kabinett sollte ein „Kabinett der Persönlichkeiten ohne parteipolitische Bindungen" sein, aber schon einen Tag nach Amtsantritt muß der neue Reichsernährungsminister, Dr. Müller-Bonn, wieder zurücktreten, da ein Sozialdemokrat ihn als separatistischen Führer entlarvt, und der neue Reichskanzler, der mit der Parole „Erst Brot, dann Reparationen" sein Amt angetreten hatte, läßt bereits

im Dezember unter dem Druck der Parteien den Alliierten weitgehende Erfüllungsangebote übermitteln, die überhaupt nicht beachtet werden. Der Reichstag schwingt gewaltige Reden, er tobt vor Entrüstung, seine Mitglieder werfen sich gegenseitig die Schuld an dieser neuen Niederlage vor; vom Grundübel, von der Urquelle deutschen Leides spricht jedoch keiner.

„Es nützt alles nichts", sagt Brandt, „Sonnenheim hatte recht. Der Versailler Vertrag ist eine Blankoquittung. Keiner kann dagegen an, wenn nicht das ganze Volk wider ihn aufsteht!"

„Ja, dachten Sie denn, daß Cuno was tun wird?" fragt Heinemann." Das sind doch alles bloß Schlagwörter, was die Kerls da reden!"

„'n Schiet ist das, allens derselbe Schiet!" meint Tillmann.

„Wir frieren hier und an der Saar führen sie uns die Kohlen weg!" knurrt Löhr.

„Lange sehen wir da nicht mehr zu", sagen die Arbeiter. „Sollen wir denn verhungern?"

„Nun gehen auch die Amerikaner weg. Die haben die Nase voll von Europa. Das wird wieder 'n Fressen für die Poilus!" sagt einer der Studenten.

„Es heißt, daß Poincaré sich die zu wenig gelieferten hunderttausend Telegraphenstangen aus dem Ruhrgebiet holen will!"

„Was sagst du da? Junge, ich glaube, du hast wieder mal in die Bücher gesehen und da ist was bei dir durcheinandergeraten!" höhnt Tillmann. „Wegen so 'nen Telegraphenstangen ...? Kinders, ich lach' mich kaputt! Ja, das kommt von den Büchern!"

Nicht nur Tillmann lacht; alle lachen und der Student, das „Küken", ist für Tage wieder „versorgt". Aber bloß für Tage, denn vier Tage später kommt

der Kurier. Sein Gesicht glüht trotz der Kälte und seine Augen blitzen.

„Kinder und Leute, auf ins Ruhrgebiet! Die Franzosen und Belgier marschieren ein. Die Regierung hat den passiven Widerstand befohlen!"

„Wie?" jauchzt Brandt, „die deutsche Regierung?"

„Jawoll! Und Sie sollen schnell machen, es gibt bangig viel zu tun!"

„Die sollen man kommen!" knurrt Löhr.

„Frisch auf zum fröhlichen Jagen!" singt der Student.

„Halt die Schnauz, Junge!" mault Tillmann, „von wegen der Telegraphenstangen, — na, mir soll das recht sein!" Zu sich selbst aber sagt er: Wenn ich man bloß wüßte, was das ist — passiver Widerstand, ausgerechnet passiver! Von 'n Meister von mir hieß es auch mal, der wäre passiv. Der machte dann pleite! Die gebildeten Leute haben so infamichte Hinten-rum-Ausdrücke und dann wundern sie sich, wenn man die Schose so macht, wie man sie sich selbst auslegt! Na, der Leutnant wird auch das Kind schaukeln! Der sieht gerade so aus, als hätten se dem nischt Schöneres sagen können als wie das mit dem — passiven Widerstand! Ich hatte damals die Nase voll!

„Allergrößte Vorsicht, Kameraden!" warnt der Heidelberger Doktor. „Der Reichskanzler hat zwar den innerpolitischen Burgfrieden verkündet, aber die Sozis sabotieren ihn bereits und die preußische Polizei soll schon Befehl haben, den Übertritt ins Ruhrgebiet scharf zu überwachen. Ich habe euch daher von einigen Werken Briefe verschafft, die euch als Arbeitslose aus Oberschlesien zur Arbeit einberufen. Es sind schon einige Kameraden drüben. Also — Glückauf zum Gelingen!"

über Weinheim, Darmstadt, Frankfurt, Gießen, Siegen, Altena geht die Fahrt.
In Frankfurt wird Löhr verhaftet, eine Stunde lang verhört über Woher und Wohin und endlich nach drei Stunden freigelassen. Brandt wartet auf ihn, um gegebenenfalls einzuspringen. Er beobachtet alles. Liest die Zeitungen. Lange Artikel stehen darin über den Ruhreinmarsch. Aber — wer liest die so, wie sie gelesen werden sollten! Der Einbruch in deutsches Gebiet, der neueste Rechtsbruch Frankreichs wird stillschweigend hingenommen. Man liest die „Begründung", mit der die Pariser Regierung den Einmarsch der kriegsmäßig ausgerüsteten Achtzigtausend zu „rechtfertigen" sucht, nicht. Keinem graut vor dem Zynismus, mit dem Recht und Vertrag gebeugt werden, keiner denkt darüber nach, weshalb England gegen die ganze Aktion ist, und niemand zieht die Folgerungen aus der amtlichen englischen Meinung, die sie als Rechtsbruch bezeichnet. Ja, man lacht nicht einmal darüber, daß fünf Divisionen mit zwei Generalkommandos, fünfundsiebzig Tanks und Hunderte von Flugzeugen nach französischen Erklärungen nur dazu dienen sollen, die zwecks Kontrolle der Schwerindustrie und zwecks Sicherstellung der Reparationsforderungen nach dem Ruhrgebiet entsandte Interalliierte Ingenieurkommission zu „schützen" und daß Frankreich angesichts dieses Heeres noch von einem „beschränkten Gebrauch von Soldaten" spricht und glauben machen will, „nicht daran zu denken, zu einer militärischen Operation oder einer Besetzung politischer Art zu schreiten"!
Wie steht der Dollar? Das ist die Frage der Stunde, sonst nichts — und überall sieht man das selbe: Taumel, Geschäft, Geld, Vergnügen! Die Verhaftungen, das Unrecht, das Tausenden geschieht,

die grausamsten Mißhandlungen Gefangener, die ungeheuerlichen Terrorakte, die ganze Schmach, die Deutschland von neuem angetan wird, das alles ist nichts und kaum eines bedauernden Achselzuckens wert. Brandts Augen irren von der Zeitung zu den Menschen rundum. Sie irren von Antlitz zu Antlitz. Suchen, suchen mit dem Willen des Verzweifelten etwas zu finden, einen schwachen Widerschein nur, ein Fünkchen ...
Nichts! Nichts!
„Was heißt — passiver Widerstand?" sagt ein dicker Herr — wahrscheinlich Jude — zu Brandt. „Die Regierung wird uns ganz ruinieren. Sie wird uns an den Bettelstab bringen. Cuno ist nichts. Rathenau, das war der richtige Mann, der hat ..."
Mehr hört Brandt nicht. Er sieht Löhr in die Halle kommen, er sieht sein Gesicht — Haß, Erbitterung und denkt: Das ist Deutschland!

In Hohenlimburg umlagern Menschenmassen den Bahnhof. Drohung in Haltung und Blick. Aus der Menge bricht ein Ruf „Ahoi!", dann Gedränge. Ein Arbeiter steht vor Brandt: „Wohin, Herr Leutnant?"
Brandt schaut ihn an, weiß nicht recht, wer. Der Blaue lacht: „Na, Herr Leutnant, — Chalons, Kirche — wie? — Korten, Gefreiter Korten!"
„Aber — natürlich! Korten, na wie geht's? Was machen denn Sie hier?"
„Ich warte man bloß. Sie doch auch? — Habe schon lange keine roten Hosen gesehen!" sagt Korten und seine Augen glimmen.
„Die sollen man kommen!" sagt ein Arbeiter neben Brandt. „Die sollen man kommen!"

„Ich gehe mit, Herr Leutnant", flüstert Korten. „Ich kenne mich da besser aus. War bei Krupp bis vor zwei Monaten! Ich hole man bloß mein Zeug! Bin gleich wieder da!"
Auch der Arbeiter will mit. Brandt hat Mühe, es ihm auszureden.
„Bleiben Sie hier", sagt er, „auch hier werden Männer gebraucht werden!"
Das sieht jener ein. Zwei heiße Augen begegnen sich. Brandt ist voll Jubel, denn es sind nicht die einzigen um ihn herum; vier, fünf Arbeitern drückt er die Hand. Sie sehen nicht aus wie Nationale, im Gegenteil! Gleichviel: Das ist Deutschland, das erwachende Deutschland!
Da und dort wehen schon Trikoloren. Da und dort lagen schon welche im Kot, erzählt Korten und schließt: „Na, hier werden sich die Schangels die Zähne ausbeißen! Die kennen uns noch nicht!"

In jedem Dorf, in jeder Stadt das gleiche Bild: überall Menschenmassen mit fiebernden oder kalten Augen und eisigen Gesichtern, an denen die französischen und belgischen Marschkolonnen vorüber müssen — müssen! — oder leere Straßen, in die schwarz, beinahe drohend die leeren Fenster gähnen, in denen kein Geschäft, keine Gaststätte zum Besuch einlädt. Straßen, die ausgestorben scheinen, Menschen, die wie erstarrt sind in Abwehr.
An den französischen Posten vorbei ziehen nach jedem Schichtwechsel die Arbeiter: schwarzgraue Massen in beklemmender Wucht, in Reih und Glied. Und ihre Tritte dröhnen Drohung und ihre Augen verdüstert der Haß. Zu furchtbaren Flüchen pressen sich die Lippen, und Hohn und Verachtung biegen sie

über das harte Kinn. Und Rufe gellen gefährlich und wild aus keuchenden Lungen zum langsamen Schritt.
Besteigen Franzosen oder Belgier Eisenbahn- oder Straßenbahnwaggons, verlassen sie die deutschen Mitfahrenden und das Fahrpersonal. Betreten Besatzungssoldaten ein Lokal, wird dieses sofort geräumt. Vor leeren Tischen sitzen die fremden Gäste; kein Wirt, kein Kellner bedient sie.
Weder der schmetternde Klang der Clairons, noch der harte Marschschritt der schier endlosen Kolonnen, kein Kommando, kein Ruf vermag die tödliche Einsamkeit zu bannen. Nichts — auch nicht die blinkenden Läufe der Gewehre, Maschinengewehre und Geschütze — vermag die finstere Drohung aus Blick und Gebärde zu zwingen.
Arbeiter und Bürger, Bauer und Student, Mann und Frau sind eins: Wehe denen, die sich nicht an den Befehl halten oder den Eindringlingen freundlich begegnen!
Noch bleibt es beim passiven Widerstand. Noch floß kein Blut, aber die Luft ist voll Blutruch. Noch geschah auf deutscher Seite keine Gewalttat, aber es bedarf nur eines Funkens. Nur eines Winkes bedarf es.
Da kommt aus Paris der Befehl, den Widerstand der Deutschen mit Waffengewalt zu brechen und die Schmach, die durch ihn der grande nation angetan worden sei, zu rächen.
Jetzt fallen die ersten Schüsse.
„In Essen", so erzählt der Schaffner, „gab es gestern bei der Ankunft der von den Schangels zu Gefängnis verurteilten Zechendirektoren Verwundete und Tote. Das hättet ihr sehen sollen! Der ganze große Platz vor dem Hauptbahnhof war voller Menschen.

Unsere Schupoleute mußten den französischen Offizieren Platz schaffen. Stundenlang warteten die Leute und als die Direktoren endlich kamen, wurden sie mit Hurras begrüßt. Und die Wacht am Rhein wurde gesungen, wie Vierzehn, als die Soldaten ins Feld fuhren! Plötzlich gab es eine Keilerei. Die Schangels begannen zu schießen. Mitten in die Menge hinein. Die Hunde!"

Brandt fährt nach Essen. Als er zurückkommt, sagt er: „Was die Bevölkerung nicht tun kann, das müssen nun wir tun. Wir müssen ihren passiven Widerstand durch aktiven verschärfen. Hauenstein und seine Kameraden, die ihr von O.S. her kennt, sind bereits hier. Ich habe heute mit Schlageter gesprochen. Er sagt, Oberschlesien sei ein Dreck gegen das hier gewesen und wir seien ohnedies viel zu wenig. Jedenfalls habe ich mich mit ihm über das Wie und Wo geeinigt. Wir werden also Hand in Hand arbeiten. Vorläufig nehmen wir hier Quartier. Das Ziel unserer Aktionen ist: Kein Waggon Kohle, kein Stück Holz darf aus dem Ruhrgebiet gefahren werden. Wir müssen alles daransetzen, den Abtransport zu verhindern. Wir müssen die Franzosen hier lahmlegen, alle ihre Unternehmungen und Pläne müssen durch uns zum Scheitern gebracht werden. Die Sache, die wir vorhaben, ist gefährlicher als alles, was wir bis jetzt unternahmen. Überdies stehen wir jetzt auf preußischem Gebiet. Die preußische Regierung ist rot; sie war sogar gegen den passiven Widerstand. Ihr könnt euch also denken, was uns bevorsteht, wenn man uns erwischt. Denkt nur an O.S.! Ich muß euch das sagen, weil es meine Pflicht ist. Wer also nicht mittun will oder kann, der sage das ruhig. Ich

werde es keinem von euch nachtragen, wenn er geht. Ich kenne jeden von euch und ..."

„So sollten Sie eigentlich wissen, daß wir alle mittun, Herr Leutnant", fällt Löhr ein. „Oder meinen Sie, uns hätten die Schangels in der Pfalz mürbe gemacht?"

„Oder ..." meint Tillmann, doch Heinemann läßt ihn nicht ausreden.

„Quatsch bloß keine Oderopern, Mensch!" sagt er. „Wir gehn mit und damit basta! Wann geht's nu an, Herr Leutnant?"

„Übermorgen", sagt Brandt.

Stadt um Stadt und Ort um Ort besetzen die Franzosen. Anfangs geben sie noch Gründe hierfür an und mögen sie auch noch so verlogen und sinnlos sein; dann unterlassen sie auch das. Eine Nichtigkeit, die Vergeßlichkeit, der Widerstand eines Beamten gegen ihre Befehle, der Ausfall einiger D-Züge, ganz allgemeine Verfehlungen genügen, um immer wieder neue Gebiete in die Besatzungszone einzubeziehen und ihre Einwohner in unmenschlichster Weise zu vertreiben, zu verschleppen oder in die Gefängnisse zu werfen. In Theater und Kinos dringen sie und treiben die Besucher mit Reitpeitschen hinaus. Krankenhäuser, Obdachlosenasyle und Waisenhäuser werden über Nacht geräumt und von französischen Soldaten besetzt. Schutzpolizeibeamte, die die Offiziere nicht grüßen, werden niedergeschlagen, mißhandelt oder getötet. Bürgermeister, die sich gegen die Anordnungen auflehnen und nur ihren Verpflichtungen folgen, werden eingekerkert und ihre Städte mit hohen Geldstrafen belegt, die dann durch Beschlagnahme privater Vermögen in Sparkassen und Banken, durch

Plünderung von Geschäftskassen und selbst dadurch eingetrieben werden, daß man dem Bürger auf offener Straße das Geld abfordert und mit Kolbenstößen quittiert. Und dies alles geschieht trotz der zwei Tage vor dem Einmarsch gegebenen Erklärung, daß „keine Störung, keine Veränderung in dem normalen Leben der Bevölkerung erfolgen solle".
Wo ist die „Ruhe und Ordnung, in der sie weiterarbeiten könne?"
Hohn ist alles, Lüge und Betrug!
In Recklinghausen droht ein französischer General, daß er vor „den schärfsten Maßnahmen nicht zurückschrecken werde", bis die Bürgerschaft der Stadt „vor ihm auf den Knien liegen werde. Das Wohl der Bevölkerung sei ihm gleichgültig ..."
Keine Schreckenstat gibt es, deren die von ihren Offizieren aufgehetzte, zügellose Soldateska nicht fähig wäre, und keine Gemeinheit und Bestialität, die sie nicht hohnlachend ausführte.
Und trotz aller Bluttaten, trotz aller Verfolgungen wächst der Widerstand der Bevölkerung. Er wächst in dem Maße, in dem Gewalt und Terror wachsen. Er steigert sich zur Erbitterung. Diese wird glühendster Haß, grimmigster Zorn, die aus den Augen brennen, die die Herzen durchlohen, die Fäuste ballen und die Gehirne voll kalter Berechnung pressen.
Und die Rechtsbrüche nehmen kein Ende. Auch südlich der Ruhr überschreiten französische Truppen den Rhein und im Morgengrauen des 3. März werden Mannheim, Karlsruhe und Darmstadt besetzt.
Was hat das mit der Ruhr zu tun? fragt man in Berlin und erhält darauf folgende Antwort: „Der Rhein-Herne-Kanal, dessen Schleusen infolge von Sabotage gesperrt und durch die französischen und belgischen Behörden wieder in Ordnung gebracht worden

sind, ist von neuem durch absichtliche Versenkung von Kähnen gesperrt worden. Die französische Regierung hat daher beschlossen, als Vergeltungsmaßnahme die Häfen von Mannheim und Karlsruhe und die Eisenbahnwerkstätte von Darmstadt zu besetzen."

Kurz vor dem Einbruch in Mannheim hatten die Franzosen die berüchtigte Verordnung Nr. 147 durchgesetzt, die alle mit dem Tode bedrohte, die „durch freiwillige Handlung oder Enthaltung Eisenbahntransporte bedrohen."

Und dennoch: Nur mit knapper Mühe können Franzosen und Belgier den Zugverkehr aufrecht erhalten. Überall stehen unbrauchbar gemachte Lokomotiven. Überall lauert jetzt der Tod: In den Kesseln, in den Feuerungen, in den Schuppen und Werkstätten. Jeder Kohlebrocken ist Gefahr, denn die „boches" haben ihn ausgehöhlt, mit Sprengstoff gefüllt und wieder auf den Haufen geworfen.

Wer kann jedes Kohlenstück prüfen? Man sieht ja nichts — und plötzlich fliegt die Maschine in die Luft, birst der Kessel mit dröhnendem Schlag, zerreißt es die Hallen mit Krachen und Poltern, zerfetzt es die Leiber.

Und bald hier und bald dort liegt einer erstochen, erschossen oder mit zerquetschter Kehle oder mit gebrochenem Genick. So wird Blut- und Gewalttat gerächt. So schaffen sich Haß und Erbitterung Luft. So sühnt das Schicksal den Einbruch in deutsches Land.

Ihr sollt uns noch kennenlernen! drohen die Arbeiter an der Ruhr. Unsere Frauen werdet ihr nicht ungestraft schänden, unsere Kinder nicht ungestraft niederknallen!

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!" sagt der Student, und Tillmann fragt er: „Du, Till, sag

mal — wie heißt die Berechnungsformel für die Sprengladung?"
„Junge, laß mich man bloß mit dem Kram in Ruhe! Da, halt mal, damit ich den Zünder einschrauben kann!"
„Die Formel", sagt der Student, indem er die Büchse ergreift, „heißt: L ist gleich F mal fünfundzwanzig!"

15

Schatten in der Nacht

Durch nebelgraues Dunkel schimmern vereinzelte trübrote Lichtpünktchen und in den Erlen auf der Uferböschung rauscht der kalte, diesige Wind. Dann und wann einmal trägt er ein Fauchen und Zischen heran und den harten, hellklirrenden Lärm zusammenprallender Puffer.
Ein dumpfes Knacken wie von brechendem Eis löst einen Schatten aus dem dichten Gebüsch am Wasser. Der leise Zischlaut des Aufhorchenden wird sofort erwidert.
„Löhr?"
„Ja, hier!" tönt es zurück und gleich darauf schnellt eine Gestalt mit langem Sprunge aus dem Boot. Wasser gurgelt. Holz scharrt an Stein.
„Gut, daß ihr schon da seid. Acht Kohlenzüge stehen schon abfahrtbereit und sie rangieren noch immer!" flüstert Brandt. „Ist Korten mit?"
„Jawohl!"

Drei neue Schatten tauchen auf und setzen sich nach leisem Gruß neben Brandt.
Er sagt: „Also hört mal her! Drüben im Bahnwärterhaus liegen acht Belgier im Quartier. Ein Doppelposten patrouilliert am Bahndamm bis zu den Weichen kurz vor der Brücke. Der andere steht am andern Ufer. Dort ist die Ladung schon fest. Es handelt sich also bloß noch um die Weichenanlage und das diesseitige Brückenlager. Korten, Sie gehen vielleicht mit mir zur Beobachtung der Posten. Sie, Löhr, machen sich an die Weichen. Es sind sechs Herzstücke dort. Wenn Sie drei belegen, genügt das. Nehmen Sie eben doppelte Ladung mit. Sie, Heinemann, bleiben mit Tillmann beim Kahn. Er unten, Sie hier oben auf der Böschung. Alles verstanden?"
Drei „Jawohl".
„Also — dann her mit den Büchsen! Wir müssen uns beeilen!" Brandt sieht nach der Uhr. „In einer halben Stunde geht die Ladung drüben hoch!"
Drei gebückte Gestalten verschwinden über dem Rande der Böschung, huschen davon. Das Grau verschluckt sie ...

Die Erlen rauschen. Eintönig schlagen und gurgeln die trägen Wellen an's Boot. Der Lärm beim Bahnhof ist verstummt. Langsam bewegt sich ein Licht, bleibt halten, bewegt sich wieder. Am Bahnwärterhaus ist alles in Dunkel gehüllt. Irgendwo bellt ein Hund, weit weg. Irgendwoher ein dumpfes Dröhnen. Vom Ufer strömt der Geruch trockenen Schlammes herauf. Weit, weit oben spielen Scheinwerfer Fangen. Ihre Lichtkegel reichen kaum bis zum Bahnhof. Der Nebel frißt sie, denkt Heinemann, der, an einen Erlenstamm gelehnt, alles beobachtet.

Langsam verrinnen die Minuten. Steht die Uhr? Nein, immer weiter rückt der Zeiger, langsam. Und nichts ist zu sehen. Immer dicker wird der Nebel, milchiger. Lichtpünktchen um Lichtpünktchen verschluckt er.
Wie lange ...? Ist denn was geschehen? Die halbe Stunde ist ...
Da! Eine Stichflamme! Rot, sprühend, ganz nahe! Mit aller Kraft umklammert Heinemann den Stamm. Der Luftdruck will ihn wegstoßen, rüttelt ihn heftig, verschlägt ihm den Atem. Die Erde kracht im Schwanken und Dröhnen. Die Luft ist voll Brausen. Und wieder zischt eine Flamme empor. Und vor blendendem Feuerschein tauchen jäh die Schattenrisse des in sich zusammensinkenden Bahnwärterhauses und eines Schuppens auf, sinken Signalmaste um, fliegen und wirbeln Trümmer empor und Funkengarben schießen knatternd hinan und verwehen im Winde in rötlichen Nebeln. Ein Schrei gellt. Dann noch einer. Wer? Wer? schreit es in Heinemann.
In das Knattern und Sausen, Zischen und Bersten krachen Schüsse. Eine Handgranate krepiert mit dumpfem Schlag. Zwei Lichtkegel kreuzen sich irrend im Dunkel, blenden, flimmern im feuchten Gras und auf nassem Gezweig. Eine Sirene heult. Maschinengewehrfeuer setzt ein.
Wo stecken sie? Haben sie sich verirrt? Ist etwas geschehen?
Kalte Hände umkrallen den Stamm. Sprungbereit straffen sich die Schenkel. Die Ohren saugen sich durch Knattern und Krachen. Die Augen starren...
Da! Ein Schatten stolpert heran, riesengroß, keuchend — Löhr!
Und dort ein zweiter. Er stürzt, springt auf, rast über das Feld, taumelt in die Büsche, kollert die Böschung hinab — Korten!

Wo ist der Leutnant?
Heinemanns Augen irren im Halbkreis die Böschung entlang, an Büschen und Bäumen vorbei, verharren bohrend auf dunklen Flecken, hasten weiter. Feuerpünktchen leuchten auf; immer näher. Geschosse pfeifen. Klatschen in die Zweige. Surren knapp über dem Kopf und dicht am Stamme vorbei.
Wo ist der Leutnant?
Der lange Schatten dort! Ist er's? Wo rennt er hin?
„Till!"
Tillmann keucht die Böschung herauf, wirft sich hin, starrt.
„Dort!" zischelt Heinemann und hebt die zitternde Hand.
Da ist der Schatten verschwunden.
Starren mit schmerzenden Augen, Horchen mit sausenden Ohren: Nichts!
Plötzlich Knacken im Gebüsch. Brechen. Kies scharrt. Wasser plätschert, rauscht, als spränge jemand darin.
Dann eine Stimme ohne Atem, keuchend: „Alles da? — Los! Abhau'n! Sind hinter mir her; Schnell!"
Fünf Gestalten drängen ins Boot. Es schwankt, kentert beinahe, stößt ab. Treibt vom Ufer. Stangen knirschen auf Stein. Die Rufe kommen immer näher. Schüsse peitschen irgendwohin. Ganz nahe. Im Wasser der Aufschlag. Ein Flammenbusch auf der Böschung — ein zweiter — ein dritter...
Da sind sie! Dort — bei den Erlen! Schnell! Schnell!
Keuchen. Ruderschlag. Plätschern.
Endlich Knirschen am anderen Ufer.
Scheinwerferarme greifen ins Dunkel.
Fünf Schatten waten ans Land. Hinter ihnen sackt das Boot gurgelnd in den Grund. Am jenseitigen

Hange der Böschung bleiben sie stehen. Fahl leuchtet ein Taschentuch im Halbdunkel.
„Können Sie laufen, Korten?" flüstert Brandt.
Korten taumelt keuchend.
„Lassen Sie sehen", sagt Brandt gepreßt.
Blut rinnt über Auge und Wange. Warm rieselt es über Brandts zitternde Hand.
„Ein Streifschuß an der Stirne", sagt er erleichtert und drückt den Verband darauf.
„Hier, trink mal!" zischelt Löhr.
Es riecht nach Rum. Korten trinkt und gibt die Flasche zurück.
„Geht jetzt", drängt Brandt, „wir kommen schon nach!"
Keiner geht. Korten in die Mitte nehmend, eilen sie dann weiter. Brandt folgt als Letzter.
Durch die Nebel schimmern die Silberbänder der Scheinwerfer; glüht matte Röte. Vor ihnen gähnt die Nacht in tiefdunklem Grau.

Am andern Tage meldet Brandt: Weichenanlagen, Brücke Ratingen gesprengt. 10 Züge Reparationskohle liegen fest. Wiederherstellung der Anlagen usw. mindestens 14 Tage. Entkamen unerkannt. 1 Mann Verlust. Bereits im unbesetzten Gebiet.

Verrat

Rastlos durcheilen die Schatten die Nächte; lauern bald hier, bald dort, kauern flüsternd und wartend in Gräben und Winkeln, hinter Büschen und Dämmen, fliehen keuchend vor dröhnenden Sprengschlägen und peitschenden Geschossen und erkunden, die Gefahren mißachtend, die örtlichen Verhältnisse zu neuer Tat.
Sabotageakt reiht sich an Sabotageakt. Trotz schärfster Zensur seitens der Besatzungsbehörden gelangen die Nachrichten darüber doch an die Öffentlichkeit.
Dampfer und Lastkähne, Hafen- und Weichenanlagen, Gleise, Brücken, Fernsprechleitungen, Krane und Kanäle, alles, was dem Feinde irgendwie dient, wird gesprengt, versenkt und unbrauchbar gemacht. Auf den Bahnhöfen steht Zug an Zug. Holz und Kohle türmt sich auf den Wagen, aber der Abtransport stockt vollkommen und die Unsicherheit wächst von Tag zu Tag. Die Franzosen toben, rasen vor ohnmächtiger Wut. Unschuldige müssen büßen. Überall kommt es zu blutigen Zwischenfällen. In Gelsenkirchen und Bochum gibt es Tote — Männer, Frauen, ja Kinder. Hysterisch vor Angst schießt die französische Soldateska blindwütig in jede Menschenansammlung.
Am 31. März werden in Essen dreizehn Krupparbeiter erschossen; zwischen den Toten wälzen sich neunundzwanzig Verwundete in ihrem Blute. Und noch immer knattern die Maschinengewehre über den Hof und hinein in die Hallen, in denen die Wehrlosen Schutz suchen.

Korten bringt diese Nachricht in die Kronenberger Kolonie, wo Brandt und die Seinen sich versteckt halten. Er zittert am ganzen Leibe, stöhnt wild auf wie ein todwundes Tier und ballt die Fäuste, daß die Fingergelenke knacken.

„Und unsere Polizei, die hilft den Bluthunden noch! Vier meiner Arbeitskollegen haben sie gestern an die Schangels ausgeliefert! Es heißt, auf Befehl der Preußischen Regierung. Unserer eigenen Regierung! Sie sitzen nun auch schon im Kohlensyndikat, wo die Franzosen 'ne wahre Marterhöhle eingerichtet haben. In der ganzen Nachbarschaft ist das Schreien der Gefangenen zu hören! Und Tag und Nacht in einem weg! Und unsere Regierung tut nichts dagegen, im Gegenteil! Arbeiter, seine eigenen Genossen, liefert Severing aus, als wären die schuld an all der Not im Lande!"

Und welch eine Not ist dies! Von Woche zu Woche fällt die Mark tiefer. Ein Betrag, der Freitag für ein ganzes Brot gezahlt wurde, reicht am Montag kaum noch für eine Straßenbahnfahrt!

Und es wird Frühling am Rhein. Ein Frühling, den Tränen begrüßen, in dem Blut gesät wird!

Wann wird diese Saat aufgehen?

Mitte April wird Brandts Quartier von deutschen und französischen Geheimpolizisten plötzlich umstellt. Eine alte Frau versteckt ihn in der ehemaligen Müllgrube des Hauses, dann öffnet sie den Beamten. Sie durchsuchen das Haus vom Keller bis zum Boden. Brandt hört sie über sich — nur durch eine Bohlendecke von ihnen getrennt — sprechen. Sie sagen, sie wüßten ganz bestimmt, daß der Gesuchte im Hause sei; sie würden nicht eher gehen, als bis sie seiner hab-

haft geworden wären. Sie durchstöbern jeden Winkel, lassen jeden Schrank öffnen. Gehen endlich unter Zurücklassung von Posten, die das Gebäude bewachen, jeden Kommenden zur Ausweisleistung anhalten und untersuchen. Jeder Brief ist verdächtig und wird beschlagnahmt; die Empfänger werden stundenlang scharf verhört, einige verhaftet. Verprügelt, mißhandelt kehren sie nach Tagen erst heim.
Eine Woche lang wird das Haus täglich mehrmals durchsucht bei Tage und zur Nachtzeit. Eine Woche lang muß Brandt in dem stinkigen Loch hocken, denn stehen kann er darin nicht. Die Franzosen drohen der alten Frau mit Erschießen. Sie schlagen sie. Sie verrät nichts. Sie gibt Brandt zu essen, obwohl sie selbst kaum genug hat, da ihre Rente entwertet ist. Sie warnt Brandts Kameraden zu kommen, sie sagt ihnen, wer allein der Verräter sein kann: eine Kellnerin, die im Hause wohnt, und mit einem französischen Korporal ein Verhältnis unterhält, muß es sein.
„Nowaks", sagt Heinemann, und niemand hat die Kellnerin wiedergesehen.
Endlich gelingt es, Brandt durch Täuschung und mit Gewalt zu befreien. Tillmann schlägt dabei einen französischen Gendarm nieder. Brandt wird von dreien verfolgt und beschossen, erhält einen Steckschuß in den linken Oberschenkel und muß ins unbesetzte Gebiet fliehen. Nachts und auf Schleichwegen bringen ihn die Kameraden und zwei Bauern dorthin. Die Heidelberger Freunde nehmen ihn auf. Sie berichten ihm von Krupps Verhaftung durch die Franzosen und seiner Verurteilung zu fünfzehn Jahren Gefängnis und drängen ihn, nach Bayern zu gehen, da er nur dort vor Verfolgungen bewahrt sei, weil dieses Land einen streng nationalen Kurs einhalte und die Reichspolitik ablehne.
Über Berlin fährt Brandt nach München; dort sieht

er den Mann, von dem ihm die Heidelberger, Schlageter und der Berliner Arzt begeistert erzählt hatten. Er hört ihn sprechen, und was er hört, ist Richte, ist ein Erlebnis, das Brandt wieder in das besetzte Gebiet treibt.

Er kehrt nach Essen zurück. Maiensonne lacht über dem schmucken Vorstadthäuschen. Die Forsythia zeigt ihre ersten Blüten und über den andern Sträuchern liegt hellgrüner Hauch.

„Sie hätten noch nicht zurückkommen sollen", sagt die Arbeiterfrau zu ihm, „erst vorgestern waren wieder zwei Kriminalbeamte da, die nach Ihnen fragten und wissen wollten, was Sie machen, wer zu Ihnen kommt und ob unter Ihren Freunden nicht auch einer sei — groß, blond, mit graublauen Augen, schmalem Gesicht. Die Beschreibung stimmte auf den Herrn, der mal bei Ihnen übernachtete."

Brandt steht verwirrt, denkt: Schlageter — verdammt! fragt, um nur etwas zu sagen „Wie?" und sagt dann: „Nannten sie einen Namen?"

„Tja, mit Schlag fing er an; Schlagstein oder so ähnlich. Sie redeten hin und her, wollten mich aushören, beschrieben ihn mir immer wieder, sagten was von einer Belohnung und daß es gar keinen Zweck habe, wenn ich so täte, als wüßte ich von nichts, denn man wisse bereits, daß er in Werden und Calcum die Sprengungen gemacht habe. Na, ich ließ sie reden und stellte mich blöde."

„Waren das deutsche Beamte?" fragt Brandt nach kurzem Besinnen.

„Der eine war bestimmt 'n Rheinländer, der andere sagte nicht viel. Ich habe so ein albernes Gefühl, als wenn da Verräterei dabei wäre."

„Aber, Frau Möller!" sagt Brandt unsicher, aber es ist mehr eine Abwehr eigenen Verdachtes.

Soll ich ins Hotel fahren? denkt Brandt und verwirft den Gedanken wieder: Schlageter wird noch nicht zurück sein!
Aber warnen sollte man ihn! grübelt er weiter. Aber wie und durch wen?
„Es wäre gut", sagt Frau Möller, „wenn Sie sich anderswo Quartier suchten. Meine Schwägerin ..."
In diesem Augenblick pocht es ans Fenster. Erbleichend hält die Frau inne. Brandt fährt herum.
„Beruhigen Sie sich, Frau Möller, es ist ein Bekannter von mir", sagt er und geht zur Türe.
Der Student stürzt herein: „Schlageter ist verhaftet! Grade kam einer, von Krause geschickt. Der sagte es! Auch hinter den andern sind sie schon her. Es ist alles verraten!"
„Junge, Mensch — das ist nicht wahr!" schreit Brandt.
„Doch, Herr Leutnant, es ist wahr! Im Hotel Union wurde Schlageter verhaftet! Vergangene Nacht. Er kam von Werden, wo der Prinz sitzt. Es muß verraten worden sein!" stottert der Student.
Wenn das wahr ist, dann ist Schlageter verloren, denkt Brandt.
„Ein Koffer mit Sprengmaterial wurde bei ihm gefunden", fährt der Student fort.
„Das ist gleich", sagt Brandt, „wir müssen alles tun, um ihn zu befreien! Wissen Sie, wo er ist?"
„Nein, noch nicht, aber seine Kameraden forschen danach."

Tage voll quälender Ungewißheit folgen, Tage voll hastenden Suchens. Endlich kommt Nachricht: Schlageter sitzt im Gefängnis zu Werden. Und es liegt wirklich Verrat vor! Alles, was geschah, alles, was

noch geplant war, ist bekannt. Zwei Namen werden genannt: Götze und Schneider heißen die Verräter. Eines Nachts kehrt Tillmann nicht zurück. Als sich Brandt, um seinen Aufenthalt zu erkunden, in der Nähe des Kohlensyndikats herumtreibt, wird er erkannt und verfolgt. Nur mit knapper Not entgeht er der Verhaftung und muß nun wieder jeden Tag sein Quartier wechseln.
Ein Schupobeamter warnt ihn am andern Tage; er sagt ihm, daß im Deutschen Fahndungsblatt seine genaue Personalbeschreibung stehe, daß nur sein Name nicht genannt sei und daß er wegen Vergehens gegen das Gesetz zum Schutze der Republik gesucht werde.
„Wegen Vergehens gegen — hahaha!" lacht Heinemann und Löhr redet Brandt zu, wieder für eine Weile zu verschwinden. Er aber wehrt ab: „Jetzt darf ich erst recht nicht fort von hier, denn ginge ich ins unbesetzte Gebiet, dann wäre die Gefahr, verhaftet zu werden, größer, als im besetzten."

Wieder vergehen Tage. Die wildesten Gerüchte schwirren umher; sie ändern sich stündlich, überstürzen sich. Einmal heißt es sogar, Schlageter sei so schwer mißhandelt worden, daß er mit dem Tode ringe. Und dann, daß auch die Kameraden seiner Gruppe sich bereits im Kohlensyndikat in Haft befänden. Einige Stunden später bringt ein Mann vom Nachrichtendienst den Bescheid, daß man Schlageter und sechs seiner Kameraden schon nach Düsseldorf gebracht habe und daß alle Befreiungsversuche vergebens gewesen seien, da sie unter schärfster Bewachung gestanden, und daß die Franzosen schon aus Furcht vor gewaltsamer Befreiung alle nur erdenklichen Sicherheitsmaßnahmen getroffen hätten.

Über Tillmann ist nichts zu erfahren. Immer wieder umschleichen Brandt und seine Kameraden das Gebäude des Kohlensyndikats. Leise tönt der Pfiff in die Nacht, aber keine Antwort kommt, nur das Schreien und Stöhnen der gefolterten Gefangenen ist zu hören. Brandt fährt nach Werden, nach Duisburg und Mühlheim, wohin vermeintliche Spuren weisen, wo er Tillmann vermutet. Vergebens!

Am 8. Mai spät nachts erscheint Tillmann plötzlich. Wie ein Gespenst kommt er in Brandts Dachkammer geschlichen. Mit blutunterlaufenen Augen, in denen Wahnsinn flackert und wahnsinnige Wut loht, wankt er im schmalen Raume hin und her, starrt vor sich hin, stiert Brandt an, würgt und bringt kein Wort hervor, bis er ihn in furchtbarer Angst packt und schüttelt. Da bricht er zusammen, weint, keucht, rast, speit Schaum, tobt und schreit es endlich gellend heraus: „Schlageter — Schlageter ist zum Tode verurteilt! Zum Tode verurteilt! Ich — ah . . ."

Röchelnd wie ein Sterbender bleibt er liegen. Erstarrt steht Brandt. Durch das Dachfenster irrt sein Blick, über die Bretterwand, an der sein Schatten steht. Ein Spinnennetz fesselt seine Augen. Es gleißt golden im flackernden Lampenlicht. Müde, mechanisch geht er zur Türe; schließt sie. Das Kreischen der Klinke weckt ihn, bringt ihn zu sich. Er bückt sich, hebt Tillmann auf, legt ihn auf das alte, schiefe Sofa, starrt die Striemen auf Tillmanns Hals an, dann die auf seiner Brust. Dicke Striemen, blutrot. Und an den Handgelenken Spuren von Stricken. Wundgescheuert, entzündet. Und im Oberkiefer zwei Zähne eingeschlagen . . .

„Tillmann!"

Brandts kalte Hand streicht über das wirre, feuchte Haar.
„Tillmann!"

Endlich, der Tag graut schon, kommt Tillmann zu sich. In abgerissenen Sätzen erzählt er von seiner Verhaftung in Steele, den Mißhandlungen, von der Flucht aus der Werdener Zelle, die, wie ihm ein Mitgefangener sagte, Schlageter einige Tage zuvor verlassen hatte, und von Schlageters Verurteilung durch das französische Kriegsgericht.
„Ein französisches Kriegsgericht? Haben Sie das auch richtig gehört?" fragt Brandt immer wieder und während Tillmann wieder in todähnlichen Schlaf sinkt, irre redet, stöhnt, wütet, röchelt und flucht, denkt er: Das ist doch unmöglich! Wir sind doch nicht im Kriege! Wir sind doch auf deutschem Gebiet, wo nur deutsches Recht und Gesetz zu gelten haben! Das Urteil soll wohl bloß schrecken, es wird nicht vollstreckt werden! Die deutsche Regierung, England, die Welt wird es nicht zulassen! Es darf nicht vollstreckt werden! Niemals! Es darf nicht...

Brandt und seine Kameraden fahren nach Düsseldorf. Sie beobachten das Derendorfer Gefängnis, sie dringen bis in den Hof vor, sehen zum Fenster von Schlageters Zelle empor. Sie sitzen beisammen, planen, beratschlagen und warten. Sie wissen, daß seine Befreiung vorbereitet wird. Sie glauben nicht daran, daß die Franzosen den Mut zur Vollstrekkung des Urteils haben würden. Sie halten alles für eine Ausgeburt überhitzter Gehirne, die doch noch, und wenn auch im allerletzten Augenblick, zur Be-

sinnung und zu der klaren Überlegung kommen würden, daß ein französisches Kriegsgericht niemals auf deutschem Boden rechtmäßig tagen und Urteil sprechen könne. Und wenn es doch gelten sollte, wenn diese Hoffnung sich nicht erfüllte, so sind sie bereit, ihr Leben einzusetzen für den einen, in dessen Schicksal sie das ihrer aller sehen.

So warten sie auf den Ruf, doch der kommt nicht...

Das Urteil wird vollstreckt! Es wird vollstreckt, trotz des Einspruches der deutschen Regierung, trotz des Protestes unzähliger Menschen von Rang und Würde und trotz der Bitten um Milderung der Strafe, die aus aller Welt kommen.

Es kann vollstreckt werden, weil die Preußische Regierung mit dem Sozialdemokraten Severing an der Spitze durch Verhaftung der Kameraden Schlageters den letzten, schon vorbereiteten Befreiungsversuch verhindert!

Am 26. Mai rollt über die Golzheimer Heide die tödliche Salve.

Am 26. Mai gellt ein Schrei durch jenes Deutschland, für das Schlageter gelebt und gekämpft hat, für das er starb als Soldat und Mann.

Brandt geht am Abend dieses Tages durch die Stadt. Es leidet ihn nicht im Quartier. Ein wahnwitziger Gedanke treibt ihn von Lokal zu Lokal. Es treibt ihn eine quälende Sucht. Er hält die Pistole in der schmerzenden Faust. Er wartet darauf, daß einer, einer von denen, die im Morgengrauen den Kameraden gemordet, auf ihn zutritt, ihn verhaftet — nein, verhaften will, denn zu weiterem käme es nicht.

Aber diesen Franzosen sieht er nicht. Was er jedoch sieht, das sind einige Deutsche, die sich unterhalten,

die lachen und scherzen können, die — trunken vom Wein — französischen Offizieren zutrinken! Vielleicht den Richtern, vielleicht sogar den Mördern des Deutschen Schlageter...

Sind das Deutsche? denkt Brandt und eine Stimme in ihm antwortet: Sie sprechen bloß deutsch! Schweine sind es! Tu nicht, was du vorhast! Tu, was die anderen Gäste schon taten: Geh! Brandt, geh!

Spät nachts kehrt Brandt heim. Nicht Ekel ist in ihm und auch kein Groll.

Schweigend tritt er zu den Kameraden. Löhr sitzt noch so, wie er ihn verlassen. Heinemann steht noch am Fenster und wendet sich kaum, als er eintritt. Grau im Gesicht, das Tränenspuren durchziehen, hockt der Student am Tische. Mit leeren Augen sieht er auf, schaut Brandt an, fragend, forschend und sinkt wieder in sich zusammen, als der stumm, ohne aufzusehen, zum Bett geht und sich Tillmann zu Füßen hinsetzt.

Tiefe Stille herrscht im Zimmer. Tillmann spricht hin und wieder im Schlafe. Der Student schluchzt manchmal auf. Kein Laut sonst...

Und Brandt sitzt in Gedanken, starrt auf das fahle Gesicht, sieht Bilder nahen und schwinden, schaut Leben und Tod. Doch keine Lücke ist da im Ablauf des Geschehens, kein Gedanke kommt da aus der Irre! Unerbittlich klar, hart und keinen Zweifel duldend steht das Schicksal vor ihm...

Er sieht es von Mann zu Mann schreiten; sieht, wie aller Köpfe sich vor ihm neigen — in trotziger Demut — in trotzigem Glauben. Sieht, wie diese Köpfe sich dann in den Nacken werfen, und hört Stimmen, die alle das gleiche sprechen — trotzig, zu allem bereit: Hier stehe ich! Und wo i ch stehe, da ist Deutschland! Und wenn ich nicht mehr bin, dann wird Deutschland dennoch sein!

Und Brandt sieht einen fallen — im Morgenrot...
Und er schaut von diesem auf Tillmann, von dem auf Löhr, von Löhr auf Heinemann und auf den Studenten, der starren Auges in den erwachenden Tag blickt, und denkt: Ja, Deutschland wird leben, und wenn wir alle sterben müssen wie der eine — Schlageter!

17

Aufstand

Die Ruhe, die nach Schlageters Ermordung eintritt, und die Haltung der preußischen Behörden, die seine Verhaftung überhaupt erst ermöglicht hatte, ermutigen die Franzosen. Hatte die anfangs Mai erfolgte vollständige Absperrung des besetzten Gebietes nicht viel genützt, so wähnen sie jetzt die ihnen und ihren Plänen so gefährlichen geheimen deutschen Kampforganisationen zerschlagen und deren Mitglieder in alle Winde zerstreut. Brutaler als bisher üben sie sich in Terror- und Gewalttaten. Wer der Teilnahme an Sabotageakten und deren Begünstigung noch irgendwie verdächtig erscheint, wer nur im leisesten Verdacht steht, gegen Frankreich zu arbeiten, wird verhaftet, ins Gefängnis geworfen oder verschleppt.
Der Tod eines deutschen Patrioten rettet Poincarés im Sinken begriffenes Ansehen in der Pariser Regierung. Jetzt kann er über seine Gegner in der Kammer triumphieren. Mit der Bestätigung des Mordedikts rechtfertigt Poincaré seine politische Taktik,

tilgt er die Unzufriedenheit der Kammermitglieder, die ihm daraufhin ihr Vertrauen aussprechen.
Jetzt, so meint er, sei der Weg zu allem geebnet und freigemacht! Er allein, er — Poincaré — habe dies erreicht. Nun werde er zum letzten Schlage ausholen, zu einem Schlage, der Deutschlands Lebensmark zerschmettert!
„Sieg!" jubelt die Pariser Presse, „Sieg!"

Fast scheint es, als hätte sie recht. Es scheint, als hätten Schlageters Tod und die unerhört harten Strafen, zu denen die Mitglieder seiner Gruppe „wegen Spionage, Sabotage und verbrecherischen Komplotts", wie es im Urteil hieß, verurteilt worden waren, den Willen der Aktivisten zerbrochen. Es hat den Anschein, als hätten die Schüsse vom 26. Mai die beabsichtigte Wirkung gehabt: die endgültige Niederzwingung Deutschlands und die Widerstandsaufgabe jener Männer, denen Ehre und Freiheit, Heimat und Volk mehr gelten als Leben und Gut.
Wohl ist es so, daß das Entsetzen über den Düsseldorfer Mord die Seelen lähmt. Und es ist wahr, daß einige Kameraden Schlageters, führerlos, wie sie plötzlich geworden, mutlos und verwirrt durch den Verrat, das Ruhrgebiet verlassen. Doch es ist nur wie einstmals im Felde, wenn eine Granate mitten unter sie geschlagen. Wie damals, so bedürfen die Männer auch diesmal nur einiger Ruhe, um Schmerz, Bangnis und Betäubung zu überwinden, sich zu sammeln und zu besinnen. Denn nicht vergessen haben sie, was der Tote ihnen oftmals gesagt und ihnen nun zum heiligsten Vermächtnis wird: Das Banner muß stehen, wenn der Mann auch fällt!
Freunde Schlageters fordern von der französischen Besatzungsbehörde die Auslieferung des Leichnams.

Sie bringen ihn nach Elberfeld und bahren ihn in der Stadthalle auf. Die Reichskriegsflagge umhüllt den Sarg, an dem Tausende entblößten Hauptes stumm vorüberziehen, den Tausende, Männer und Frauen, in Ehrfurcht und stillem Leide umstehen, bei dessen Anblick Soldaten, die Hunderte sterben gesehen auf den Schlachtfeldern um Verdun und an der Somme, tief ihr Antlitz neigen, daß keiner den Schmerz in ihnen sehe um diesen einen, den sie kaum gekannt. Und Tausende stehen in stolzer Trauer Spalier auf den Bahnhöfen, die der Wagen mit dem Toten durchfährt.
Schlageter wird begraben, aber in den Herzen von Tausenden beginnt ein Funke zu glimmen, ein Ahnen zu dämmern gleich dem Morgenrot, das ihn, den Sterbenden, gegrüßt. Und seine Kameraden schreiten von neuem zur Tat.

Wochen gehen hin, in denen der Abwehrkampf sich mehr und mehr verschärft, Wochen, in denen Frankreichs Hoffnungen an der Ruhr immer mehr schwinden. Im Dröhnen der Sprengschläge, an dem sich zu granitener Härte ballenden Willen der Ruhrbevölkerung, an ihrer fanatischen Liebe und Treue, an ihrem glühenden Bekenntnis zu Deutschland beginnen die verbrecherischen Pläne Frankreichs zu scheitern und sein bereits verkündeter Sieg ist gefährdet.
Sieben Monate schon dauert der Kampf; sieben Monate, die freies deutsches Land in einen Zustand versetzen, der an die Zeiten des 30jährigen Krieges erinnert. Sieben Monate schon sieht die Welt diesem Kampfe tatenlos zu, bei dem auf deutscher Seite nur das Recht, auf der andern aber alle Macht ist. Die Welt, die sonst so schnell ist mit Protesten, die immer

bereit ist, sich für einzelne einzusetzen, denen vermeintlich Unrecht geschah, die sich so gerne brüstet als Hüterin der Kultur und Zivilisation, diese Welt schweigt und ihr Gewissen schläft, obwohl Tausenden von Unschuldigen und Wehrlosen Gewalt angetan wird und das furchtbarste Unrecht aller Zeiten geschieht! Sie nimmt es ruhig hin, daß französische Generäle den Vertretern des internationalen Roten Kreuzes den Zutritt in die Gefängnisse verbieten, in denen deutsche Männer schmachten und hungern, in denen deutsche Patrioten mißhandelt und zu Tode gefoltert werden!

Und was bringen denn diese sieben Monate Frankreich ein? Was hilft es ihm, daß seine Soldaten und Polizisten über hundert Deutsche hinmorden? Was nützen ihm die zehn Todesurteile, die seine Gerichte fällen, was die Tatsache, daß sie sechs deutsche Menschen zu lebenslänglichem Kerker und darüber hinaus noch Hunderte zu insgesamt 1200 Jahren Gefängnis und Zuchthaus verurteilen? Und was erreichen die Besatzungsbehörden damit, daß sie 110 000 Männer, Frauen und Kinder von Haus und Hof vertreiben, heim- und herdlos dem Elend preisgeben, und nahezu 150 000 ausweisen und verschleppen? Und hat die Interalliierte Ingenieurkommission bei ihrer Arbeit Erfolg, die zu schützen man einmarschiert war?

Frankreich erreicht statt dessen, was erreichen zu wollen es vorgegeben hatte, nur, daß die Abfuhr an Reparationskohle und Koks auf ein Fünftel jener Menge herabsinkt, die es vor dem Ruhreinbruch freiwillig geliefert erhalten hatte. Es erleidet dadurch einen Schaden, den weder die geraubten 250 Milliarden Bankgelder, noch die beschlagnahmten Staatskassen auszugleichen vermögen.

Ja denkt, ja rechnet man denn nicht in Paris? O

doch, aber nur anders. Unter Poincarés Rechnung war der Schlußstrich noch nicht gezogen. Die Entscheidung, die er wollte, sie ist noch nicht gefallen. Er weiß, und das Verhalten der preußischen Behörden hat ihm dies fast täglich bewiesen, daß die deutschen Sozialdemokraten den passiven Widerstand nur widerwillig mitmachen und daß sie stündlich bereit sind, mit ihm zu verhandeln. Mit dem sicheren Blick des Routiniers verfolgt er das Kräftespiel der Parteien im Reich. Er kennt ihre Schwächen und wartet auf den Augenblick, sie für sich zu nützen.
Einen Trumpf noch hält Poincarés Hand. Einen, der die Entscheidung noch bringen muß! Bald wird er ihn auf den Tisch werfen können, denn der Franc rollt und seine Agenten arbeiten rastlos.
Hoch steht der Franc im Kurs! Was gelten da deutsche Millionen? Was gilt denn überhaupt noch die Mark?
Unter den Angriffen der Sozialdemokraten beginnt Ende Juli die „nationale Einheitsfront" Dr. Cunos zu wanken. Wenige in der Regierung haben ihren tiefen Sinn jemals erfaßt; der Ministersessel ist wichtiger. Jetzt hat niemand mehr den Mut, diese Front zu stützen, ihre Einheit zu wahren, und wohl auch keiner den Willen, dem preußischen Innenminister Severing, der sie von Anbeginn sabotierte und jede Regung der nationalen Kräfte im Volk brutal zertrat, die Stirne zu bieten.
So wird Dr. Cuno gestürzt und eine „Große Koalition" mit Stresemann an der Spitze übernimmt die Regierungsgeschäfte. Der neue Kanzler versucht sofort, mit Englands Hilfe eine Verständigung mit Frankreich zu erreichen; er befiehlt am 26. September die Aufgabe des passiven Widerstandes.
Dies ist der Augenblick, auf den Poincaré wartet.

Was die gestürzte Regierung, so schwach sie sonst auch sein mochte, durch ihre von der Räumung der widerrechtlich besetzten Gebiete abhängig gemachte Verhandlungsbereitschaft verhindert hatte, das kann jetzt infolge der Kapitulation der neuen zur Tat werden. Auf dem „Duellplatz" des Kardinals Richelieu muß nun jener nach außen hin selbständig scheinende, Frankreich jedoch ergebene Staat erstehen, der das eigentliche, niemals zugegebene Ziel aller französischen Politik, aller Unternehmungen und Unterlassungen seit dem Tage von Versailles und auch der Ruhraktion ist: die „Rheinische Republik".
Längst liegt der Plan zur Gründung dieses Staates, ein Meisterwerk an List, Trug und Heuchelei, fest. Längst ist seine Ausführung bis ins kleinste festgelegt; alle Möglichkeiten und Zufälle sind vorbedacht und berechnet. Jetzt kann das große „corrigéz la fortune" beginnen und sein Leiter, der Oberkommissar Tirard, seine Helfer, die Separatistenführer und Präsidenten und Minister in spe wie Dorten, Matthes, Deckers und Heinz-Orbis, können von neuem ans Werk gehen.
Hatten die Schüsse auf ihren Kölner Kumpan, Josef Smeets, sie im März 1923 auch entmutigt, war der Trierer Putsch am 19. Mai auch mißlungen und allen bisherigen Kämpfen und Verrätereien jedweder Erfolg versagt geblieben, jetzt, da die Reichsregierung die Deutschen am Rhein im Stiche läßt und die an der Ruhr der einzigen Waffe, die sie besaßen, beraubt, jetzt wähnen sie sich eines leichten Sieges sicher.
„Das Volk soll sprechen", so sagt Tirard, doch unter „Volk" versteht er Frankreichs bezahlte Knechte und ihren aus allen Teilen des Reiches zusammengelaufenen, landesverräterischen Anhang, die Separati-

sten. Sie sollen die reichstreuen Beamten vertreiben, die reichstreue Bevölkerung durch Terrorakte einschüchtern, die Verwaltungsgebäude und Ämter besetzen, auf ihnen die neuen Fahnen hissen und gegen den zu erwartenden Widerstand den Schutz der Besatzungstruppen und Behörden erbitten. So ist es zwischen Tirard, Poincaré, Belgien und der interalliierten Rheinlandkommission vereinbart.

Jeder Akt, jede Szene der Komödie, die Frankreich einen Schein des Rechtes sichern sollte, ist raffiniert geleitet und finanziert, ihr lückenloser Ablauf bis in kleinste Einzelheiten festgelegt und mit Akteuren und Requisiten bestens ausgestattet. Die Bajonette der französischen und belgischen Soldaten haben für die „Ruhe und Ordnung" im Zuschauerraum zu sorgen.

Die Komödie beginnt am 30. September 1923 mit einem Vorspiel in Düsseldorf, wo der kommunistische Anstreicher Leidner seinen „Rheinlandschutz" aufmarschieren läßt; sie endet kläglich. Die Polizei treibt den Aufmarsch auseinander und wird dafür in die Gefängnisse gesperrt.

Akt um Akt der Komödie läuft ab. Bald versagt die Regie. Die Komödie wird zur Tragikomödie, die Szene zum Blutbad, denn die „Zuschauer" werden Akteure, die mit Sensen und Sicheln, mit Knüppeln und Mistforken, alten Gewehren und Revolvern in die Handlung eingreifen. Sie üben mit der Waffe Kritik und treiben die Komödianten überall von der Bühne.

Einsam, aufgegeben von den Parteien des Reiches und seiner Regierung, kämpfen die Männer an der Ruhr und am Rhein gegen die schwerbewaffnete Übermacht der Landesverräter und ihrer Helfer. Überall entwaffnen Franzosen und Belgier die deutschen Poli-

zisten. Überall suchen die Besatzungstruppen die Gegenaktionen der Bevölkerung zu verhindern, indem sie mit Waffengewalt die kleinen Haufen der Vaterlandstreuen auseinandertreiben und ihre Versammlungen sprengen. Überall gibt es Tote, und wie im Krieg, so opfern Ruhr, Rheinland und Pfalz auch in diesen Kämpfen um Heimat und Freiheit die Besten.

Männer, Frauen und Kinder, Bauern, Arbeiter, Studenten und Beamte — ein erschöpftes, ausgehungertes, aber einiges Volk legt das erschütterndste Bekenntnis zu Deutschland ab, das jemals abgelegt wurde. Es sprengt die Fesseln, es stemmt der reißenden Brandung der Gewalt, des Terrors, der Untreue, des Verrates, der Feigheit und Gemeinheit den erzenen Felsen seiner deutschesten Eigenschaft, die Treue, entgegen.

An ihr zerschellt der gallische Machtdünkel, an ihr zerbricht der Wille Poincarés, das politische Testament Richelieus endlich und endgültig zu erfüllen.

Die Komödie Tirards und seiner Auftraggeber endet nach der „Demission" der „Provisorischen Regierung" am 27. November 1923 und dem Brande des Bezirksamtes von Pirmasens, in dem sich die Verräter verschanzt hatten, mit dem am 15. Februar 1924 unter dem Drucke Englands zustandegekommenen Abkommen von Speyer, das die rechtmäßigen deutschen Behörden unter dem Gezeter der Pariser Presse wieder einsetzt.

Sie endet mit einem Sehnsuchtsschrei nach jenem Deutschland, das als Vermächtnis der Toten des Krieges in den besten deutschen Soldaten und Männern lebt, und nun, allem zum Trotz, langsam die Herzen im Reiche gewinnt.

Schrei

An den Kämpfen gegen die Separatisten nehmen Brandt und seine Kameraden nicht mehr teil. Sie werden um die Mitte des Monates September während der Vorbereitung einer großen Aktion von einer starken belgischen Patrouille überrascht und unter Feuer genommen. Ein Entkommen scheint unmöglich; so greifen sie zu den Waffen.
Bei dem Kampf, der sich entwickelt, werden Tillmann und der Student verletzt. Brandt befiehlt Korten und Heinemann, sie in Sicherheit zu bringen und deckt mit Löhr gegen eine fünfzehnfache Übermacht ihre Flucht.
Die Schüsse alarmieren die Besatzung des Brückenkopfes; sie rückt in dichten Schützenlinien an. Scheinwerfer erhellen die Nacht. Panzerwagen rasen auf der Straße daher, Maschinengewehre beginnen zu rattern und das Gewehrfeuer knattert toll den sich langsam Zurückziehenden nach.
Näher und näher kommen die Verfolger. Nachdem Brandt und Löhr sich vollkommen verschossen, wenden auch sie sich zur Flucht.
In das Keuchen der ausgepumpten Lungen surren, pfeifen und klatschen die Geschosse. Schweißtriefend, glühend vom rasenden Lauf über morastige Wiesen und lehmige Äcker stürzen sich Brandt und Löhr in den Flußarm, durchwaten ihn und verstecken sich in der Au. Eine von dichtem, angeschwemmtem Gestrüpp bedeckte, halbmannstiefe Kuhle nimmt sie auf.
Der Tag graut und es beginnt zu regnen. Bald sit-

zen sie bis zu den Hüften im Wasser, das von allen Seiten in die Grube rinnt. Kaum acht Schritte von ihnen staken die Soldaten fluchend und rufend durch das Dickicht, die Gewehre und Revolver zum Schusse bereit. Manchmal glauben sie sich schon entdeckt und sehen im Geiste die Läufe sich heben; sie hören die Salve schon krachen; bei jedem Schusse, der weither klingt, zucken sie zusammen: Wem gilt der? Galt er den Kameraden? Wo sind sie?

Zivilisten, Kriminalbeamte wohl, kommen mit einem Hund. Das Tier umkreist witternd das Versteck, läuft fort und kehrt wieder zurück. Brandt und Löhr hören das Brechen der Zweige hinter und neben sich, sie hören die aneifernden Rufe, sie hören den Hund schnauben und sehen plötzlich seine schwarze, glänzende Nase, die sich knapp vor ihnen in das Gestrüpp bohrt und die stinkende Luft bebend einzieht, ausstößt und wieder einsaugt. Sie verfolgen sie mit irrem, starrem Blick und denken: Jetzt — jetzt wird er bellen! Jetzt — jetzt ist alles vorbei! Und sie ziehen die Messer — zur Verteidigung oder zum Selbstmord? — das wissen sie nicht. Eines nur ist ihnen klar: Lebend sollen sie uns nicht haben!

Doch der Hund verschwindet endlich und die Stimmen und Rufe entfernen sich allmählich.

Weiter steigt das Wasser, schon reicht es ihnen bis an die Brust. Zähneklappernd, frierend, minutenlang wie ohne Bewußtsein und dennoch mit überwachen, beim geringsten Geräusch erschreckenden Sinnen, hokken sie darin und lauschen der Laute, die bald näher, bald ferner die Stille durchbrechen. Und warten auf die Nacht...

Als sie einbricht, kriechen sie aus dem Versteck. Sie schieben sich auf dem Bauche durch die Postenkette,

die die Au abriegelt. Sie rennen im Dunkel, stehen erstarrt im grellen Lichte rastlos kreisender Scheinwerfer, rennen wieder querfeldein, Wege und Straßen meidend, und wanken im nahenden Morgen erschöpft vor Hunger und todmüde in ein Dorf.
Ein Hund läuft ihnen knurrend nach, umkreist sie mißtrauisch, beschnüffelt sie, leckt ihnen dann schweifwedelnd die Hände, springt närrisch vor Freude an ihnen empor, läuft davon, kehrt wieder zurück, führt sie fast zu einem Gehöft und bellt dort am Tor.
In Hemd und Unterhosen öffnet der Bauer. Mit Aufbietung letzter Kraft erzählt Brandt. Der Bauer sagt nichts, nur die Lampe in seiner Faust zittert heftig. Und „Frau!" ruft er drinnen, und das klingt wie ein Schrei.
Entsetzt prallt die Bäuerin zurück und jede Frage erstirbt auf ihren zuckenden Lippen. Still vor sich hinweinend schürt sie das Feuer, bringt sie Tücher, Wäsche und Kleider herzu, setzt sie alles, was sie zu essen hat, auf den Tisch.

Der schmetternde Klang von Clairons reißt Brandt gegen Abend aus todähnlichem Schlaf. Er schnellt aus dem Bett und zum Fenster. Und während er mit schmalen Augen in die blaugrau vorbeiwogende Kolonnen starrt, arbeiten fieberhaft seine Gedanken, reift sein Entschluß: der Kampf geht weiter!
Nach Einbruch der Nacht weckt er Löhr. Er schickt ihn nach Heidelberg und kehrt allein nach Oberhausen zurück, das als Sammelort nach der Aktion vereinbart worden war. Aber er findet weder die Kameraden noch eine Nachricht von ihnen dort vor. Er fährt nach Essen, nach Duisburg, Werden und Barmen. Vergebens. Bis in die Bureaus der Sureté treibt ihn die Sorge um das Schicksal der Kameraden. Um-

sonst setzt er, der steckbrieflich Verfolgte, sich den Gefahren einer Verhaftung aus. Er besticht mit dem letzten Gelde, das er besitzt, einen Elsässer, der in französischen Diensten im Düsseldorfer Kohlensyndikat steht, und wird von ihm betrogen und mit Anzeige bedroht.
Bar aller Mittel, aber immer noch hoffend, kehrt Brandt nach Oberhausen zurück. Noch sind die Kameraden nicht dort. Aber — Löhr muß stündlich eintreffen. Löhr bringt Geld. Mit Löhr und dem Gelde wird er die Suche nach ihnen fortsetzen! So denkt er.
Tage und Nächte vergehen.
Warten! Heute abend! Morgen! Sie werden noch kommen! Sie müssen doch kommen!
Schlaf? Todähnlichem Hindämmern, das Träume voll rasend wechselnder Bilder durchpeitschen, folgt kristallklares Wachsein mit quälenden Gesichten, die phantastische Gedanken als Wirklichkeit spiegeln.
Aber Löhr kommt nicht.
Und die mit eiserner Willenskraft, die mit dem wilden Trotze der Verzweiflung hochgehaltenen Hoffnungen, den Kameraden noch helfen zu können, sie wiederzusehen, zerschlägt ein Fetzchen Papier, der unbedruckte Rand einer Zeitung, den ihm der Postbote in einem schmutzigen zerknüllten Umschlag mit dem Stempel Ruhrort bringt. Es trägt des Studenten Schrift: Werden heute nach Frankreich (Cayenne?) abtransportiert. H. K. und ich 3, T. 4 Jahre Zwangsarbeit. Es lebe Deutschland! In Treue Ihr W.

Aber nicht dies ist es, was Brandts Willen zur Tat zu beugen vermag. Nicht dieses bittere Wissen um ein Schicksal, das er bewußt und freudig bejaht hatte und das nun die Kameraden getroffen hat. Acht Mo-

nate fast stand es vor ihnen und ihm. Acht Monate fast verfolgte es sie und ihn und täglich, stündlich hatten sie sich zu ihm bekannt. Schlageter warf es ins Grab, andere in die Verließe oder in ihr eigenes Blut...
Nein, nein, dies ist es nicht. Nicht dieses Schicksal, das den, den es noch nicht traf, nur noch mehr verpflichtet.

Der Schlag, der Brandts in durchwachter Nacht neuaufgebaute Pläne zerstört, der alle seine Hoffnungen vernichtet, kommt nicht aus Frankreich, er kommt aus Berlin!
Am andern Morgen steht Brandt vor dem Plakat, das die Aufgabe des passiven Widerstandes anordnet, das die Bürger zu Ruhe und Besinnung ermahnt und sie auffordert, der Regierung zu vertrauen, die „alles daransetzen werde, zu einer für Deutschland, für das Wohl des Vaterlandes günstigen Verständigung zu gelangen".
Wie gelähmt steht Brandt davor und liest, liest atemlos, mechanisch, liest noch einmal sinnlos vor Wut und Empörung. Er krallt die Nägel in das noch feuchte Papier und reißt es herunter...
Verrat! schreit es in ihm, zum dritten Male Verrat! Erst achtzehn im November, dann in O.S. und jetzt hier! Und alle Opfer umsonst! Alle Not, alle Leiden vergebens! Nein, es darf nicht sein! Ein Ende muß gemacht werden! Endlich ein Ende! Hitler hat recht — die Parteien! Sie zerschlagen uns alles — das Volk und das Reich! Sie verkaufen uns alle — die rechts und die links! Sie zertrümmern das letzte, das uns noch verblieb, den Glauben an die Zukunft!
Es muß nun ein Ende werden!

Rufer des Reichs

Wie Brandt, so denken tausende im Reich; und wie in dem seinen, so lodert in tausenden Herzen die Flamme der Empörung und drängt zur Tat.
Die Not und die Inflation erreichen ihren Höhepunkt. Hunger und Elend sind größer als in den härtesten Kriegszeiten. Man rechnet nur noch in Milliarden und Billionen. Man trägt Koffer voll Geld in die Geschäfte und bringt winzige Päckchen heim. Dumpf, ihrem Schicksal ergeben, verharren die Massen. Über ihrem entsetzlichen Leid erheben sich frecher und zynischer denn je die feisten Fratzen angefressener Schieber. Still stehen Fabriken und Betriebe. Zu den Ämtern wälzen sich die Heere der Arbeitslosen. Und der bittere Winter steht vor der Türe.
Die Regierung aber erfüllt den Willen des Feindes und tut nichts für das eigene Volk!
Wer kann dies alles noch mitansehen?
Es muß ein Ende gemacht werden!
In allen Teilen des Reiches erklingen die Rufe. Zu gären beginnt es im ganzen Reich. Bayern sagt sich los von Berlin. Aus dem Norden kommen die wildesten Gerüchte. In Hamburg und Sachsen brodelt es. Dort scheint Moskau wieder am Werk, die Not für seine Parolen zu nützen. Die Reichsregierung schützt sich durch Verhängung des Ausnahmezustandes. Der Reichswehrminister erklärt, daß er „auch gegen Rechts bis zur letzten Patrone schießen lassen werde". Und er tut dies sofort.

Als sich in der Nacht zum 1. Oktober Teile der vom Reiche selbst aufgestellten Schwarzen Reichswehr erheben, krachen die ersten Schüsse. Amtlich erklärt man, daß es sich um „national-kommunistische Haufen" handelt. Das ist Lüge.
Am 3. Oktober veröffentlicht das Reichswehrministerium folgenden Bericht:

Seit Mitte letzter Woche fanden in der näheren und weiteren Umgebung Berlins Ansammlungen von jungen Leuten statt, die angaben, daß sie sich der Reichswehr zur Verfügung stellen wollten. Der Militärbefehlshaber und die Polizeibehörden veranlaßten, daß sie, wo sie gestellt würden, zerstreut und wieder nach Hause geschickt würden. Der Verdacht lag vor, daß diese Leute unter Vorspiegelung nationaler Ziele von einer Stelle aus einheitlich angesetzt worden seien, um, zu militärischen Verbänden zusammengestellt, innerpolitischen Zwecken zu dienen. Der Wehrkreisbefehlshaber erließ deshalb in der Presse am 29. September öffentliche Warnungen. Als Führer der Bewegung wurde Major a. D. Buchrucker ermittelt, und es wurde am 30. September Haftbefehl gegen ihn erlassen. Major Buchrucker hat offenbar erkannt, daß seine Pläne durchkreuzt werden sollten; er zog in der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober so viele seiner Anhänger, als er erreichen konnte, in Küstrin zusammen. Sie verbargen sich zunächst im Zeughof, einem alten Festungswerk, in dem nur ein Trupp von Zivilarbeitern der Festung lag, der mit ihnen im Einverständnis handelte. Major Buchrucker scheint beabsichtigt zu haben, durch Überrumpelung der Festung Gleichgesinnte im ganzen Reich zum Losschlagen zu veranlassen und durch diese Verzweiflungstat sich selber zu retten ...
Die Aburteilung der Festgenommenen wird durch ein außerordentliches Gericht in Kottbus erfolgen. Gleichzeitig mit diesen Ereignissen ist auch die nähere Um-

gebung Berlins von Reichswehr und Schutzpolizei streng überwacht worden, um alle andern Ansammlungen zu verhindern. Hierbei wurden etwa 200 Mann festgenommen, die sich in dem Döberitzer Gelände sammelten ..."

Wohl ist der erste Versuch, die Regierung zu stürzen, mißglückt, aber die Männer, denen Volk und Nation mehr gilt als alles, geben nicht nach.
„Auf — nach Berlin!" so rufen sie hinein in die Massen. „Wer Deutschland liebt, der komme zu uns!"
Und sie werben und sammeln. Sie setzen dem Geist des Verfalls und Verzichts das glühende Bekenntnis zum Leben entgegen und stoßen mit den Sturmböcken ihres fanatischen Glaubens an Volk und Nation gegen die morschen Mauern eines auf wankendem Boden stehenden Gebäudes, daß es dröhnt und kracht.
Und sie rufen immer wieder: „Die Stunde ist reif! Wenn je, so muß sie jetzt geschehen — die Tat, die Deutschland aus den Fesseln seiner grimmigsten Feinde befreit, aus den Ketten schmachvollster Verträge und Verpflichtungen, die wir nie anerkannten, gegen die wir uns wehrten mit Waffengewalt in Schlesien, im Rheinland und an der Ruhr, weil wir wußten, daß sie Tod bedeuten und Sklaverei. Weil wir wußten, daß sie uns ehr- und friedlos, daß sie uns vogelfrei machen und der Verachtung der Welt preisgeben würden!"
Und sie sagen: „Seht, damals, als wir euch warnten, da lachtet ihr und wir riefen vergebens. Ihr habt es gebüßt. Ihr habt es gebüßt mit Gut und Blut, ihr mußtet's ertragen in Qualen und Leid! Hört heute auf uns, wir rufen euch wieder! Kommt heute zu uns und kämpft mit uns für ein freies deutsches Volk und für ein neues Deutsches Reich! Die alten sind wir

geblieben! So wie wir heimkehrten vom Krieg, so sind wir noch jetzt! Wir sind bereit, mit Leib und Leben für euch zu kämpfen! Wir sind bereit, für euch zu sterben, denn wir haben es erfahren, wir tragen es als Vermächtnis in uns: Deutschland wird leben und wenn wir alle sterben müssen! Kommt und helft uns — die Stunde ist da, die Stunde der Rache und Vergeltung an den Verrätern und Schändern des Reichs und der Nation!"

So rufen sie und sie werden gehört: Aus allen Gauen Deutschlands kommen die Kämpfer.

Da stehen sie wieder, die alten Soldaten. Da stehen sie wieder, die Kämpen der Freikorps — die Baltikumer, die Schlesier und die von der Ruhr, die Stahlhelmer, Roßbacher, Wikinger und wie sie alle heißen. Alle stehen sie da, die Alten und Jungen, und neben und zwischen ihnen die junge braune Armee des werdenden Reichs.

In Bayern und in Thüringen sammeln sie sich, um gegen Berlin zu marschieren und die Regierung zu stürzen.

Sie sammeln sich und warten. Und fragen: Wann?

„Am 8. November", sagen die Führer.

Die Führer aber sind sich uneins: Für Kahr, den bayrischen Diktator, treten die einen ein, die andern für Adolf Hitler und seine Idee.

Kahr zaudert. Hitler schlägt los.

Am 9. November schlägt er los und wieder, zum vierten Male seit dem Tag von Versailles, endet deutsche Tat durch Feigheit, Lüge, Wortbruch und Verrat.

Und deutsche Männer büßen diese Tat mit ihrem Leben und Blut.

Und deutsche Männer wandern in die Kerker jener, die Deutschland vom ersten Tage an verrieten und

verkauften, und vor die Gerichte derer, über die der beste Teil des deutschen Volkes schon lange sein Urteil gesprochen.

Zu diesen Männern gehört auch Brandt. Von Oberhausen war er nach Heidelberg geeilt und von dort nach Thüringen. Dort wartet er gleich den anderen auf das Signal. Für Hitler tritt er ein und erntet dadurch den Haß einiger Kameraden von einst, die ihn für Kahr hatten gewinnen wollen.
Aus ihren Reihen mag auch der sein, der die politische Polizei gegen ihn aufhetzt. Brandt erfährt seinen Namen nie, die Behörden aber wissen alles. Sie verhaften Brandt an dem Tage, an dem die Eifelbauern bei Wittich und Ägidienberg die „Fliegende Division" der rheinischen Separatisten mit Gabeln, Sensen, Dreschflegeln und uralten Gewehren auseinandertreiben. Sie durchsuchen die Berliner Verstecke, sie finden die Waffen und stellen ihn vors Gericht.
Vom Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik wird die Anklage gegen ihn mangels an Beweisen an das ordentliche Gericht abgetreten und dieses verurteilt Brandt nach fünfwöchiger Untersuchungshaft wegen Vergehens gegen das Entwaffnungsgesetz und Geheimbündelei zu drei Monaten Gefängnis.

Tag um Tag vergeht. Und Nacht um Nacht. Brandt verlebt sie wie in Betäubung. Er verlebt sie in Raserei. Er zerschlägt den Krug und den Kübel. Er zertrümmert die Pritsche. Er schmeißt dem Wärter die Eßschale an den Kopf. Er wandert gestoßen und selbst stoßend von der Dunkel- in die Einzelzelle. Er schreit den Gefängnisdirektor an, er spuckt ihm vor

die Füße und dem Wachtmeister ins Gesicht. Er bekommt Bogen Papier zum Kleben von Tüten und Säcken, zerreißt sie in kleine Stücke und malt mit dem Kleister Hakenkreuze und die Regierung beschimpfende Sprüche an die Wände. Er sinkt todmüde in Schlaf, erwacht zu neuem Widerstand. Zu einem Widerstande gegen alles, was die knechtischen Diener des Systems ausdenken, tun und wollen, um ihn zu zermürben und zu quälen. Er hört weder auf die begütigenden Reden des Geistlichen noch auf die Zornessprüche der Beamten. Er zerreißt die Hausordnung jeden Tag und freut sich kindisch darauf, die neue wieder zerreißen zu können. Er sitzt statt drei — vier Monate in der Zelle und scheidet aus dem Gefängnis mit dem festen Entschluß, nun erst recht für die Sache zu kämpfen, der er sich verschrieben.

Aber da ist nichts mehr, wofür er sich einsetzen kann. Die alten Bekannten weichen ihm aus. Die Kameraden sind zerstoben, haben sich verbittert oder mutlos zurückgezogen vom politischen Leben oder sitzen noch in den Gefängnissen und Kerkern oder sind ins Ausland geflohen. Die Partei ist zerschlagen, ihre Organisation vernichtet, der Führer der Bewegung und seine Getreuen sitzen auf der Festung Landsberg, gegen General Ludendorff ist eine widerliche Hetze im Gange, Ebert ist noch immer „provisorischer" Reichspräsident, die Erfüllungspolitik nimmt ihren „normalen Verlauf"; es gibt außenpolitisch keine „Reibungen" mehr und der gewiegte Reichskanzler Stresemann appelliert unter dem beifälligen Nicken der Spießer an das „Ruhebedürfnis des Volkes" und warnt zwischendurch vor den „Stürmern und Drängern" zur Freude seiner Ministerkollegen und nicht ohne dabei immer wieder an die, wie er meint, „abgeklärte Ruhe" des Freiherrn vom Stein zu erinnern, die

Deutschland anno dreizehn gerettet. Und er kann dies ruhig behaupten, denn von deutscher Geschichte haben wohl nur zwei Mitglieder des Reichstages eine Ahnung und die widerlegen ihn glatt.

Grabesstille liegt über dem Reich und die muffige feuchtkalte Luft alter verfallener Gewölbe. Vergessen scheint alles, was war. Die Kommunisten machen nach den Revolten in Hamburg und Sachsen wieder in „parlamentarischer Opposition", Rot und Schwarz scheint sich gut zu verstehen, die Parteiführer der Mitte gedenken wohl manchmal noch des Kampfes an der Ruhr und am Rhein und wehren mit „flammenden Protesten" — sonst nichts — die Schändungen an Schlageter und die gemeinen Verleumdungen gegen die Ruhrkämpfer ab, hüllen sich aber sonst in würdiges Schweigen, obwohl Korruption und Verbrechen toller blühen denn je.

Da erkennt Brandt, im Tiefsten erschreckend, daß er in der Zelle niemals so einsam gewesen wie er es jetzt in der Freiheit ist, von der er in Sehnsuchtsträumen geträumt, für die er alles erhofft und rastlos Pläne entworfen und Taten erdacht. Er fühlt die ganze Bitternis deutschen Leides und die ganze, furchtbare Last des Fluchs von Versailles, die mit dem Ende des Krieges von Jahr zu Jahr, ja von Woche zu Woche gewachsen ist und das Volk unter sich begräbt.

Und das Volk trägt alles, und es wehrt sich nicht. Es leidet alles, und es schreit nicht mehr auf. Und was am Rhein geschehen und seine Empörung wie seinen Haß erregt hatte, scheint vergessen und erstorben in ihm. Fester als je steht die Regierung, mehr denn je regieren die Parteien und die Fünkchen, die tief unten noch glühen, sie decken Asche und Chaos, sie drohen darin zu ersticken, denn es ist keiner da, der

sie hütet, und niemand, der sie zum Brande beschwört ...
Aus und vorbei! schreit es in Brandt. Aus und vorbei!
Zerfallen in sich, von Hoffnungslosigkeit gefoltert und zermürbt vom Kampf in der Haft, fährt er heim — zur Mutter.
Weinend gibt sie ihm die Berichte über den Münchener Prozeß, die sie aus der Zeitung gesammelt. Sie versichert ihm unter Tränen, daß sie ihn verstehe, jetzt erst ganz verstehe. Und er erkennt, daß sie Wollen und Können verwechselt, daß sie sich ihm zuliebe und aus Furcht vor dem Urteil der andern über ihn selbst betrügt.
Und er hört von Staaken, daß es gar nicht anders kommen konnte, wie es kam, denn Sozialismus sei international und könne ebensowenig national sein, wie ein gebildeter Mensch Mitglied einer Arbeiterpartei zu werden vermöge. Und überdies sei Politik nichts für unreife Hitzköpfe und Abenteurernaturen.
Und immer wieder hört Brandt das selbe. Immer wieder horcht er auf, ob nicht ein Rufer ihn riefe, und immer wieder zwingt er mit eisernem Willen den lauschend erhobenen Kopf zu den Büchern hinab.
Oft faßt ihn die Verzweiflung an: Ist denn wirklich alles vorbei? Alles, alles zu Ende?
Dann greift er zu den Berichten und liest die Reden Adolf Hitlers, Ludendorffs und der andern. Da ist kein Wort zu viel und keines zu wenig. Da ist alles gesagt, was ihn all die Jahre dunkel durchdrungen, da ist jenes genannt, was ihn ahnend durchschauert: Der Glaube an Deutschland und der Wille und Weg zu Volk und Nation.
Und vor diesem Glauben weichen die Zweifel und vor diesem Lichte versinkt die Nacht.

Eines Tages kommt Löhr, abgerissen, bleich und voll Hast.
„Löhr, Löhr, alter Zahn!“ staunt Brandt. „Wo kommen Sie denn plötzlich her? Ich suche Sie schon seit anderthalb Wochen!“
„Ich?“ knurrt Löhr, „direkt aus dem Kittchen. Damals, als ich nach Heidelberg fahren wollte, haschten sie mich in Mannheim. Acht Monate wegen — na, das ist jetzt gleich. Jedenfalls ist die Sache nun so: Die Schangels ließen mich frei und unsere Polizei nahm mich an der Grenze fest. Ein Verhör nach dem anderen. Sie versuchten's so und hintenrum. Von mir kriegten sie nichts raus. Ich sagte immerzu, ich wüßte von gar nischt. Wo's nicht anders ging, da leugnete ich glatt. Aber Sie, Herr Leutnant, Sie komme ich warnen, Sie sind hinter Ihnen her jetzt wegen der Sache Nowack, wissen Sie noch — in Beuthen!“
„Aber, Löhr, das ist doch nicht möglich! Das ist doch —! Sagen Sie mal, wer hat Ihnen denn diesen Floh ins Ohr gesetzt?“
„Das kann ich nicht sagen. Ich habe es gerade erfahren und Ehrenwort gegeben. Aber wenn Sie nicht sofort abhauen, dann ... der Krimpo ist schon auf dem Wege hierher.“
Brandt schaut Löhr an: Hat der den Verstand ...?
Löhrs Gesicht aber ist unbewegt, verbittert, ernst. Seine Augen brennen: „Es ist wahr, Herr Leutnant, sputen Sie sich — in einer halben Stunde längstens ...“

Brandt flieht. Er wendet sich nach Sachsen, aber seines Bleibens ist dort nicht. Er fährt nach München, jedoch auch dort ist er nicht sicher.
„Geh' nach Österreich“, sagt der Freund, „sind ohne-

dies 'ne Menge von uns drüben — und denen geht's gut. Auch dir kann ein bißchen Erholung nicht schaden. Inzwischen werd' ich sehen, was ich hier für dich und deine Leute tun kann. Du kannst dich drauf verlassen, die kriegen sie ganz bestimmt nicht, wenn die aus Cayenne zurückkommen! Und da hast du 'n paar Anschriften von drüben, da geh mal hin."

Brandt geht nach Österreich. Ehemalige Angehörige des Freikorps Oberland nehmen ihn auf und bitten ihn in ihrer frohstarken Art, er möge sich bei ihnen daheim fühlen wie ein Bruder bei Brüdern.

„Denn", sagt Ursinsperger, der blonde Tiroler, der den Sturm auf den Annaberg mitgemacht hatte, „Brüder sind wir ja doch, und hätten sich die höllischen Teufel nicht auf die Grenzpfähle gesetzt, die wir jungen Burschen schon umgelegt und verbrannt hatten, dann wäre das alles ein Land."

„Und 's ist auch eins", trotzt Löser, den sie den ‚Landstreicher' nennen. „Denn das steht doch alles bloß auf'm Papier! Gut ist's halt, daß ihr Preußischen euch jetzt unser Landl einmal besser anschaun müßt. Denn — nix für ungut! — 's war manches gar nicht recht und schön von euch. Der Thumb, Ihr Landsmann, der Hamburger, — Sie werden den nachher schon kennenlernen, er kommt nach der Pirsch herauf — hat das schon eing'sehn. Wir sind Deutsche so gut und so schlecht wie ihr draußen. Ihr müßt uns halt auch ein bisserl verstehen wollen. Wir da können nit mit'm Kinn am Hals gehen, denn die Berg' sind hoch und wir müssen doch raufschaun. Und 's Kniedurchdrücken, das leiden's schon gar nit. Und so ist gar viel anders bei uns. Unser Brot wachst recht hart und der Kunstdünger nützt nit viel am Stein. Alsdann — nix für ungut noch einmal und auf gute Kameradschaft!"

Löser stößt mit Brandt an, trinkt und steht auf: „Aber jetzt, Leut', auf! Sonnwendtag ist, und die Burschen und Mädel warten schon droben am Berg! Sie gehn doch mit, Kamerad!"
Und während sie langsam den Berg hinansteigen, sprechen sie über die oberschlesischen Tage und über den Kampf der Ostmark früher und jetzt, und von ihren Leiden und Freuden.

Steile Berge, dunkelgezähnt von ragenden Wipfeln, Felsen, hochgetürmt und gewaltig. Wände und Zakken. Und unten im Tal, eingebettet wie in einem lieblichen Garten, mit steilspitzem Kirchturm und behäbig breiten Dächern das Städtchen. Und die Luft ist voll herber Süße. Tief atmet sie Brandt ein und er fühlt die ganze wehmütig-frohe Stimmung der Landschaft seine Sinne umschmeicheln.
„'s ist ein Gottesgarten — unser Österreich!" sagt Ursinsperger still vor sich hin.
„Und wenn unser guter, alter deutscher Herrgott wieder was zu reden haben wird, dann wird er die höllischen Teufel schon vertreiben", fügt Löser bei.

Langsam sinkt der Abend. Leichte Nebel überdachen das Tal, ziehen an den Hängen dahin. Tiefe Stille ringsum — und majestätische Ruhe.
In das Atmen der Steigenden tönen manchmal die Glocken des Weideviehs vom Tale herauf, leise verhallend im Dämmergrau der sinkenden Nacht.
„Willkommen bei uns! Willkommen in der Ostmark!" begrüßen die Burschen und Mädel Brandt oben auf dem Berg.
Feuer beginnen zu lohen auf allen Höhen ringsum. Und die Scheite knattern und knallen. Und die Flammen züngeln empor zum dunklen, tiefblauen Himmel . . .

Ursinsperger tritt aus dem Kreis an das Feuer und spricht von dem Brauche der Alten, von ihrer Liebe zu Heimat und Volk, von ihren Stärken und Schwächen. Und er spricht von der Schmach der Verträge, die Gottes Recht und Gesetz verhöhnen und freies Volk entrechten und versklaven, vom Kampfe der Jungen und ihrer Sehnsucht, vom deutschen Leid an den Grenzen und vom Glauben an Deutschland und an den endlichen Sieg, der alle vereint, die deutsch fühlen, denken und trachten, denen Deutschland allen Gewalten und Listen zum Trotz Heimat- und Mutterland war und bleiben wird in ewige Zeiten.

Und Brandt steht tief erschüttert und seine Gedanken wiederholen eine Stelle des Münchener Prozeßberichtes: „Die Armee, die wir herangebildet haben, wächst von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Gerade in diesen Tagen habe ich die stolze Hoffnung, daß einmal die Stunde kommt, daß diese wilden Scharen zu Bataillonen, die Bataillone zu Regimentern, die Regimenter zu Divisionen werden, daß die alte Kokarde aus dem Schmutz herausgeholt wird, daß die alten Fahnen wieder voranflattern."

An diese Worte Adolf Hitlers denkt Brandt, und er sieht die Fahne, die das Baltenmädchen ihm überreichte, die ihnen vorangeflattert war auf dem Marsche nach Riga, die ihnen vorangetragen ward auf dem Wege in die deutsche Nacht, hoch über ihnen, als kündete sie: Sieg! Sieg!

Und der Föhnwind wirbelt die Funken vor ihm auf und trägt sie nach Norden wie die Worte des Schwurlieds: Woll'n predigen und sprechen vom heiligen deutschen Reich.

Und die Sterne schauen herab mit freundlichem Grüßen. Und der Mond schwebt golden im dunklen Blau ...

Ende

Bitte
beachten Sie
die
nachfolgenden
Seiten

Früher erschien vom gleichen Verfasser:

Ein Kriegsfreiwilliger

Dem deutschen Volke und seiner Jugend erzählt

200 Seiten mit 2 Karten und einem Bild

RM 2.50, Ganzleinen RM 3.50

Dieses Buch will eine Antwort sein auf die Frage der jungen Generation nach dem entscheidenden Erlebnis des Kämpfers. Man hat uns, die wir den Krieg selbst nicht kennen lernten, seine Wirkung auf Leib und Seele aber wohl verspürt und schon offenen Auges die gewaltige Schicksalszeit unseres Volkes erlebt haben, man hat uns mit einer Flut von Kriegsbüchern überschüttet und jedesmal in ganz bestimmter Absicht eingehämmert: Seht, so war der Krieg! Und wenn wir uns dagegen wehren, daß in sehr vielen dieser Bücher die unvergängliche Leistung des deutschen Volkes verkleinert und verhöhnt wird, so erkennen wir andererseits die ungeheure Opferwilligkeit des deutschen Mannes, die sich im Kämpfen und Sterben dieses „Kriegsfreiwilligen" erschütternd offenbart. Er zog hinaus — fast noch ein Kind — mit 17 Jahren. Und er blieb auch nicht im Wandel der immer schrecklicheren Tod bringenden Kriegsjahre derselbe mit Hurra und Begeisterung der Augusttage des Jahres 1914. Auch er wandelte sich im Ansturm einer Hölle von Vernichtung zu jenem trotzigen Kämpfer, der nur den einen Gedanken hatte: Deutschland, wehre dich! Kämpfen und Leiden für sein Vaterland war ihm nunmehr kein romantisches Gefühl, sondern heiligste Pflicht. Der Geist, der aus diesem Buche spricht, ist wert, der jungen Generation und späteren Geschlechtern überliefert zu werden.

Deutschlands Erneuerung

So packend und lebendig sind die tapferen Taten unserer Frontsoldaten im Westen bisher dichterisch nicht gestaltet worden. Es ist schon an sich etwas Besonderes, dieses Kriegserlebnis des Freiwilligen, der mit heiliger Begeisterung hinauszieht und trotz schwerer Kämpfe und innerer Wandlung sich vor dem Feinde heldenhaft bewährt und seinen Kameraden durch sein opferfreudiges Einspringen Mut und Tapferkeit verleiht. Der Dichter hat dies bewußt nicht überschwenglich betont, da ja alle Frontsoldaten Freiwillige in einem höheren Sinne waren.

Der Bücherwurm

Ludwig Voggenreiter Verlag Potsdam

Werner-Otto von Hentig

Ins verschlossene Land

Ein Kampf mit Mensch und Meile

192 Seiten mit 2 Karten und 16 Fotos. Kartoniert RM 2.50, in Ganzleinen RM 3.50

Die „schwerste Reise der Welt" nannte Sven Hedin die Expedition, die der Verfasser während des Krieges im Auftrage der deutschen Regierung nach Afghanistan unternahm. Viele Mühsale und Abenteuer waren zu bestehen, bevor Hentig auf dem Weg über Hindukusch, Pamir und die chinesischen Küsten wieder in Deutschland landete.

Liddell Hart

Infanterie von morgen

76 Seiten, steif kartoniert RM 1.80

„Die Aufgaben der Infanterie in einem künftigen Kriege, der ein Kampf der Maschinen und Motoren sein wird, sind im Hinblick auf die zunehmende Mechanisierung umstritten. Wie sieht die Infanterie von morgen aus? Gibt es noch schlachtenentscheidende Einsatzmöglichkeiten für den Fußsoldaten? Liddell Hart, Offizier der englischen Armee, die eine der am meisten motorisierten und mechanisierten der Welt ist, beantwortet diese Fragen in seinem Buche „Infanterie von morgen". Da er Verfechter einer neuen Kampfauffassung ist, können seine Ausführungen besondere Aufmerksamkeit beanspruchen."

Militärwochenblatt

Hugo Schäfer

Kriegerisches Italien

Heer und Miliz nach der Neuordnung vom September 1934

80 Seiten, steif kartoniert RM 1.80

Die Militarisierung Italiens durch Verschmelzung von Heer und Miliz schreitet in voller gesetzlicher Durchführung fort. Ihre Führung geht kühn und entschlossen neue Wege. Ein hervorragender Kenner gibt in diesem Buche aufsehenerregende Aufschlüsse über die neueste Entwicklung und die Ergebnisse der Manöver 1934.

Ludwig Voggenreiter Verlag Potsdam